

STUDI GERMANICI

Istituto Italiano di Studi Germanici – Roma

Comitato scientifico:

Martin Baumeister
Piero Boitani
Angelo Bolaffi
Gabriella Catalano
Markus Engelhardt
Christian Fandrych
Jón Karl Helgason
Robert E. Norton
Gianluca Paolucci
Hans Rainer Sepp
Claus Zittel

Direzione editoriale:

Marco Battaglia
Irene Bragantini
Marcella Costa
Francesco Fiorentino

Direttore responsabile:

Luca Crescenzi

Direttore editoriale:

Maurizio Pirro

Redazione:

Luisa Giannandrea

L'Osservatorio Critico della Germanistica è a cura di Maurizio Pirro

Progetto grafico:

Pringo Group (Pringo.it)

Autorizzazione del Tribunale di Roma n. 162/2000 del 6 aprile 2000
Periodico Semestrale

Studi Germanici è una rivista peer-reviewed di fascia A - ISSN 0039-2952

© Copyright Istituto Italiano di Studi Germanici
Via Calandrelli, 25 00153 Roma

STUDI GERMANICI



Istituto Italiano di
STUDI GERMANICI

22 | 2022

Indice

Saggi

- 9** Hölderlins und Novalis' philosophische Anfänge (1795)
Manfred Frank
- 47** Das übertreibende Tier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie des Affen
Stefano Franchini
- 71** Großstadtlyrik in Nachkriegszeiten. Heinrich Bölls Köln-Trilogie und andere Gedichte
Fabian Lampart
- 93** *Die Stimme hinter dem Vorhang* di Gottfried Benn e *Die Box* di Günter Grass. Lo stile tardo e il *gap* tra generazioni
Elena Agazzi
- 111** Die Altersfrucht des Frühreifen. Albert von Schirndings *Jugend, gestern*
Vittorio Hösl
- 127** Lexikalische Strategien der antihegemonialen Identitätsbildung in der populistisch-verschwörungstheoretischen Rhetorik der Alternative für Deutschland (AfD)
Vincenzo Gannuscio

Ricerche

- 149** Sulle tracce di Arthur Schopenhauer a Weimar. Il giovane filosofo e la biblioteca ducale
Francesca Fabbri
- 169** Sui primordi della ricezione italiana di Stefan George. Il carteggio fra Robert Boehringer e Leone Traverso (1935-1939)
Maurizio Pirro
- 221** Kritisches Feedback bei internationalen Videokonferenzen in der DaF-Lehrendenbildung
Sabine Hoffmann

243 Osservatorio critico della germanistica

337 Abstracts

341 Hanno collaborato

Saggi

Hölderlins und Novalis' philosophische Anfänge (1795)

Manfred Frank

1. HÖLDERLIN UND NOVALIS IN DER JENAER KONSTELLATION¹

Lange Zeit war die literatur- und philosophiegeschichtliche Einordnung von Hölderlins Werk ein Gegenstand der Verlegenheit. Üblich war die Verortung: 'zwischen Klassik und Romantik'. Dies Los pflegte er mit Jean Paul und Heinrich von Kleist zu teilen, die doch keine (eigentlichen) Philosophen waren.

Die Hölderlin-Philologen waren mit merkwürdigem Eifer bestrebt, Hölderlin von der Frühromantik, zumal von Autoren wie Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg, abzugrenzen. Mit deren Werk kommt das seine aber in so vielen Rücksichten überein – formal wie inhaltlich –, dass man blind sein muss, um diese Konvergenzen zu übersehen, gar zu leugnen. Alle drei sind – wieder ein Verlegenheits-Ausdruck – 'Dichter-Philosophen'. Ein bedeutender Teil ihres Werks besteht aus rein philosophischen Aufzeichnungen ohne unmittelbar einlösbaren Bezug auf die Dichtung. Diejenigen Hölderlins sind (oder werden) seit einem halben Jahrhundert gut erschlossen, vor allem durch Henrichs Standardwerk². Diejenigen des Novalis bedürfen noch weitgehend der Erschließung³. Dabei war die Philosophie, wenigstens während einiger Jahre, die Hauptbeschäftigung des

1 Dies ist die ausgearbeitete Fassung eines PowerPoints, das ich für ein Kolloquium über *Hölderlin und die Philosophie* aus Anlass seines 250. Geburtstags und auf Einladung Friedrich Vollhardts vorbereitet hatte. Wegen der Pandemie musste der Termin immer wieder verschoben werden und teilt nun das Schicksal eines romanischen *Progressus ad infinitum*.

2 Dieter Henrich, *Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken (1794-1795)*, Klett-Cotta, Stuttgart 1992.

3 Trotz Manfred Frank, *«Unendliche Annäherung»*. *Die Anfänge der philosophischen Frühromantik*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1998; ders., *Novalis' «Fichte-Studies»*. *A 'Constellational' Approach*, in *Romanticism, Philosophy, Literature*, ed. by Michael Forster – Lina Steiner, Palgrave Macmillan, Cham 2019, S. 19-104.

Friedrich von Hardenberg, der sich später – auch unter dem Druck der Zensur – den Künstlernamen Novalis zulegte. Seinem Freund Friedrich Schlegel schreibt er am 6. Juli 1796 aus Weißenfels: «Mein Lieblingsstudium heißt im Grunde, wie meine Braut. Sofie heißt sie – Philosophie ist die Seele meines Lebens und der Schlüssel zu meinem eigensten Selbst»⁴. Auch Hölderlin hat keinen Zweifel gelassen, dass die Philosophie, gerade während seines Jena-Aufenthalts und danach, «wieder einmal fast meine einzige Beschäftigung» sei⁵. Ja, er hatte vor, sich unter Niethammers Betreuung in Jena zu habilitieren, um eigene Vorlesungen im Fach Philosophie zu halten.

Untaugliche Abgrenzungs-Kriterien zwischen Hölderlin und der Frühromantik sind ‘Gräkomanie’ versus ‘Mittelalter-Kult’. Den Ausdruck ‘Gräkomanie’ hatte ausgerechnet Schiller, der des Griechischen kaum mächtig war, in einer Xenie gegen den Frühromantiker Friedrich Schlegel geprägt⁶, der maßgebliche Arbeiten zur griechischen Poesie und Philosophie vorgelegt und sich gerade an die Übersetzung Platons begeben hatte. Und was die Präferenz für die mittelalterliche und neuzeitliche deutsche Kultur betrifft, so wird Hölderlin sie schon im *Hyperion*, erst recht im Brief an Böhlendorff (vom 4. Dezember 1801) in Gestalt seiner Wendung ins ‘Nationelle’ nachholen.

Novalis’ Werk schien leichter einzuordnen, obwohl es zu gut zwei Dritteln philosophisch oder naturwissenschaftlich ist. Es wurde – ohne zu zögern – als ‘romantisch’ oder vorsichtiger als ‘frühromantisch’ identifiziert. Dabei hat sein Autor diesen Qualifikator, wohl unter dem

4 Novalis, *Schriften*, begr. v. Paul Kluckhohn – Richard Samuel, hrsg. v. Richard Samuel in Zus. mit Hans-Joachim Mähl – Gerhard Schulz, Bd. 4: *Tagebücher, Briefwechsel, Zeitgenössische Zeugnisse*, Kohlhammer, Stuttgart 1975, S. 188, Z. 8-10.

5 Brief an Friedrich Immanuel Niethammer vom 24. Februar 1796, in Friedrich Hölderlin, *Sämtliche Werke und Briefe in drei Bänden*, hrsg. v. Jochen Schmidt, Bd. 3: *Die Briefe, Briefe an Hölderlin, Dokumente*, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt a.M. 1992, S. 224.

6 Vgl. Schillers Xenie *Die zwei Fieber* (Nr. 320): «Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen, / Bricht in der Gräkomanie gleich noch ein hitziges aus» (in Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke*, Artemis-Gedankenausgabe, Artemis Verlag-DTV, Zürich-München 1977, Bd. 2, S. 485). Die Schlegels haben das Resentiment, das dies Distichon hervorgetrieben hat, böse entlarvt: So reimte August Wilhelm Schlegel in seinem auch sonst gegen Schillers Übersetzungen aus zweiter Hand gerichteten *Trost bei einer schwierigen Unternehmung*: «Ohn’ alles Griechisch hab’ ich ja’ / Verdeutsch die Iphigenia» (August Wilhelm Schlegel, *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Eduard Böcking, Bd. 2: *Gedichte. Epigramme und literarische Scherze*, Weidmann’sche Buchhandlung, Leipzig 1846, S. 212). Schiller war bei seiner Übersetzung der euripideischen Tragödie *Iphigenie auf Aulis* neben anderen Übersetzungen auf die französische Quelle des Pierre Brumoy angewiesen.

Einfluss Friedrich Schlegels, nicht vor 1798 benutzt und fast nur im Blick auf die Dichtung⁷.

Solche Klassifikations-Unsicherheit hat sich – wenigstens, was das philosophische Werk beider Autoren betrifft – grundlegend geändert mit der Konstellationsforschung⁸. Sie machte erstmals deutlich sichtbar, dass beide, Hölderlin und Novalis, fast die gleiche philosophische Ausbildung und Anregung erfahren haben, die von Reinhold zu Fichte – und von beiden weg – führte. Das gilt für Novalis sogar ganz direkt, denn er hat von Oktober 1790 bis Oktober 1791 in Jena bei Reinhold studiert⁹ oder sich jedenfalls noch im Frühjahr 1792 in

7 Vgl. Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2: *Das philosophische Werk I*, Kohlhammer, Stuttgart 1965, S. 545, sowie ders., *Schriften*, a.a.O., Bd. 3: *Das philosophische Werk II*, Kohlhammer, Stuttgart 1968, S. 558, 573, 638 und 670.

8 Dieter Heinrich, *Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795)*, Klett-Cotta, Stuttgart 1991; ders., *Grundlegung aus dem Ich. Untersuchungen zur Vorgeschichte des Idealismus Tübingen – Jena (1790-1794)*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2004; Marcelo R. Stamm, «Mit der Überzeugung der Entbehrlichkeit eines höchsten und obersten Grundsatzes...». Ein Konstellationsporträt um Fr. I. Niethammers «Philosophisches Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten» (ungedrucktes Typoskript, entstanden im Rahmen der Arbeit am Jena-Projekt, München 1992); Frank, «Unendliche Annäherung», a.a.O.; *Konstellationsforschung*, hrsg. v. Martin Mulsow – Marcelo R. Stamm, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2005.

9 Aus Novalis' Feder ist an Zeugnissen nur erhalten der lange Brief aus Gosek an Karl Leonhard Reinhold zum Abschied aus Jena (vom 5. Oktober 1791, in Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 4, S. 91-98). Bekannt ist ein verlorener Brief an den Kreisamtmann Cölestin Just, der ihm Empfang und Lektüre einer «ausführliche[n] Recension über [das] angewandte Naturrecht [...] von Ihrem Freund Fichte» in hohen Tönen lobend bestätigt: «äußerst fein und delicat sind seine Ansichten über die Ehe, scharf ist die Grenzlinie zwischen Justiz und Polizei gezogen». Einwände äußert Just dagegen, dass Fichte die «Todesstrafe nicht zur Justiz, sondern zum Polizeistaat machen will» (folgt eine angedeutete Begründung). Erhalten ist nur dieser ebenfalls ungedruckte Antwortbrief Justs (vom 27. Oktober 1798), der sich dafür bedankt, «dass Sie die Güte hatten mir einige Bogen zu lesen zu geben». Hans-Joachim Mähl hat mir Justs Schreiben am 15. März 1998 in einer Kopie mitgeteilt. Der Zeitpunkt des Briefs lässt kaum eine andere Vermutung zu, als dass Novalis Just Auszüge aus Reinholds zu dem Zeitpunkt noch ungedruckter Rezension des *Naturrechts* geschickt hat, die erst am 20./21. November in der Jenaer «Allgemeinen Literaturzeitung» erschien (denn eine eigene Rezension des Novalis hat sich nicht gefunden, und aus dieser Zeit ist nur eine weitere von Tieffrunk bekannt, die allerdings erst am 7. Dezember 1798 in den Erfurter «Nachrichten von gelehrten Sachen» erschienen ist und die Novalis kaum in Druckfahnen besessen haben wird). Dass es sich um Reinholds Rezension handeln müsse, ist auch die Ansicht Reinhard Lauths, des Hauptherausgebers der kritischen Fichte-Ausgabe (Brief Lauths an Hans-Joachim Mähl vom 19. März 1974). Und da Reinholds Rezension damals noch nicht gedruckt war, liegt die weitere Vermutung nahe, dass Reinhold sie Novalis in Kenntnis von dessen Jura-Studium und überhaupt rechtswissenschaftlichen Interessen und seiner Vorliebe für Fichte in Druckbögen zugeschickt hat, die dieser an Just weitergegeben hat. So wäre eine

Jena, besonders an Schillers Krankenbett aufgehallen, und den Kontakt zu seinen Kommilitonen Johann Benjamin Erhard, dem Baron Franz Paul von Herbert, Friedrich Carl Forberg, Friedrich Immanuel Niethammer¹⁰ – teilweise bis zu seinem Lebensende – aufrechterhalten. Diese Gruppe junger Intellektueller hat man hilflos als ‘kleine Kantianer’ rubriziert. Es gilt aber von ihnen, dass sie einen Kreis von Philosophierenden bildeten, deren Ausbildung in fast einzigartiger Weise durch wechselseitige Anregung, Kritik und Verständigung, durch häufige Treffen und in Briefwechseln erfolgte. Mit Recht sprach Henrich darum von einer intellektuellen ‘Konstellation’. Hölderlin hatte über Niethammer Kontakt zu dieser Gruppe, Novalis war – was erst spät wahrgenommen wurde – von Beginn einer von ihnen. Zu Recht schreibt Guido Naschert im *Vorwort* zu seiner Ausgabe von Forbergs *Philosophischen Schriften*:

fortwährende Verbindung Hardenbergs auch mit Reinhold wahrscheinlich gemacht. In seiner Einleitung zu den *Fichte-Studien* hatte Mähl schon 1965 auf «eine rätselhafte Äußerung an Caroline Just», Justs Nichte und Haushälterin, hingewiesen (Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 32), in der Novalis von «ein[em] verwünschte[n] Zufall» spricht, nämlich «de[m] schleunigen Druck des Fichteschen Naturrechts» (Brief aus Weißenfels vom 10. April 1796, in Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 4, S. 187, Z. 14 f.). Dieser Zufall habe «den Druck der Anmerkungen verzögert. Drey Bögen schick ich indeß zur Probe mit». Auf den Rest müsse der Onkel bis zur «Messe» warten (*ibd.*, S. 180 f.; vgl. Kommentar, S. 801). Welche Anmerkungen Novalis meint, ist unbekannt. Der erste Teil von Fichtes *Naturrecht* erschien tatsächlich zur Ostermesse, also im April 1796 (bei Gabler in Leipzig). Novalis erwähnt im Brief an Friedrich Schlegel vom 8. Juli dieses Jahres einen sehr herzlichen Kontakt mit Forberg (*ibd.*, S. 187, Z. 23-25). Den Kontakt hat er nicht datiert. Vielleicht hat Forberg, der ja mit Gabler «eine Kompanie» eingegangen war (Guido Naschert, *Einleitung*, in Friedrich Karl Forberg, *Philosophische Schriften*, hrsg. v. Guido Naschert, Bd. 2: *Einleitung, Kommentar, Register*, Brill-Schöningh, Leiden-Boston 2021, S. I-XXXVI: XVIII f.; weitere Belege zu Gabler im *Register* von Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 5: *Materialien und Register*, Kohlhammer, Stuttgart 1988, S. 330), Novalis die Druckfahnen auf dem Weg zur Leipziger Ostermesse mitgebracht; und diesen «Zufall» nennt Novalis Caroline gegenüber «verflixt», weil er ihn hindert, die versprochene Arbeit für den Onkel beizeiten fertigzustellen. Novalis hätte sich demnach sogleich in die Lektüre vergraben und andere Arbeiten hintangestellt (diese Vermutung verdanke ich Guido Naschert). Hans-Joachim Mähl erwägt noch eine andere Auflösung: «Oder handelte es sich um das im Druck befindliche ‘Büchelchen’ eines uns nicht bekannten Autors, das Hardenberg bereits nach Mitte März 1796 Just zu schicken versprochen hatte und auf das er hier nochmals Bezug nimmt?» (in Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 32; *ibd.*, Bd. 4, S. 175). «Nach Mitte März» ist das Schreiben in der kritischen Ausgabe datiert: Das könnte abermals dicht vor oder nach der Ostermesse sein und also die Fahnen oder auch den fertigen Druck von Fichtes erstem *Naturrecht*-Teil meinen.

10 Ihm hat er am 16. April 1791 ein empfindsames Jacobi-Zitat über die Freude als «Genuß des Dasseyns» und Schmerz und Leid als alles, was diesen Genuss anfight, ins Stammbuch eingetragen, unterschrieben mit «Ihr ewiger Freund Fridrich [*sic*] von Hardenberg» (Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 4, S. 85; vgl. Kommentar, S. 761 f.).

[Der Kreis von Reinhold-Schülern, zu denen von Ferne auch Immanuel Carl Diez und Carl Christian Erhard Schmid gezählt werden dürfen] ist dem radikalen, 'enragierten Kantianismus' zuzurechnen. Dieser diskutierte seine philosophischen Überzeugungen, war kantisch, bezog sie jedoch gleichzeitig aus Motiven der Radikalaufklärung. Allein aus ihrer Kant-Lektüre lassen sich [diese jungen Intellektuellen] nicht hinreichend erfassen. Vielmehr bilden sie eine eigene, konfessionsübergreifende Formation innerhalb der klassischen deutschen Philosophie. Diese Gruppe von Kantianern lieferte nicht nur wichtige Beiträge zu zeitgenössischen Debatten oder brachte diese sogar (wie beim Atheismusstreit der Jahre 1798/99) ins Rollen. Sie hat auch andere Gruppen und Bewegungen wie etwa die deutsche Frühromantik teils direkt, teils indirekt herausgefordert. Es geschieht daher zu Unrecht, dass diese Intellektuellen in der Geschichtsschreibung unter dem Etikett 'kleine Kantianer' beiseitegeschoben wurden. Mit dem radikalen Kantianismus verbindet sich vielmehr das Versprechen einer 'vernunftkritischen' Radikalaufklärung, die die problematischen Voraussetzungen einer dogmatischen Metaphysik älteren Typs, wie etwa derjenigen Spinozas, hinter sich lässt¹¹.

Leider sind, was Novalis' Anteil an diesem Gespräch betrifft, nur wenige Briefe und Zeugnisse, oft Dritter, erhalten, die das belegen. Der aussagekräftige Teplitzer Notruf des Barons von Herbert an den Mediziner Erhard vom 5. August 1798 ist erst kürzlich transkribiert worden¹². Begegnungen – eben der auch vom Brief dokumentierte gemeinsame Kuraufenthalt des Novalis und von Herberts im August 1798 – sind neu erschlossen worden (es war die Zeit, in der Novalis die sog. *Teplitzer Fragmente* niederschrieb)¹³. Dass er mit Herbert schon im Reinholdkreis bekannt wurde, beweist der Eintrag in Herberts Stammbuch vom 4. April 1791¹⁴. Und dass er mit ihm auch weiterhin im Brief-

11 Naschert, *Einleitung*, a.a.O., S. XI f.; zur Grundsatz-Kritik der Reinhold-Schüler: Stamm, *Mit der Überzeugung*, a.a.O.; Frank, *«Unendliche Annäherung»*, a.a.O., 14-24, Vorlesung; *Ein Brief Reinholds über Diez und die Reorganisation der Elementarphilosophie*, eingeleitet und editiert v. Marcelo R. Stamm, in Immanuel Carl Diez, *Briefwechsel und Kantische Schriften. Wissensbegründung in der Glaubenskrise Tübingen-Jena (1790-1792)*, hrsg. v. Dieter Henrich, Klett-Cotta, Stuttgart 1997, S. 898 ff.; Henrich, *Grundlegung aus dem Ich*, a.a.O., Kap. VI, XI und XIII.

12 Ich habe einen Auszug daraus zugänglich gemacht in Manfred Frank, *Was heißt 'frühromantische Philosophie'?*, in «Athenäum – Jahrbuch der Friedrich Schlegel-Gesellschaft», 19 (2009), S. 15-43; 18, Anm. 5.

13 Zu diesem Aufenthalt: Hermann F. Weiss, *Zu Friedrich von Hardenbergs Aufenthalt in Teplitz im Sommer 1798*, in «Aurora. Jahrbuch der Eichendorff-Gesellschaft für die klassisch-romantische Zeit», 59 (1999), S. 265-272.

14 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 4, S. 84; zu dieser Bekanntschaft vgl. Wilhelm Baum, *Weimar, Jena, Klagenfurt. Der Herbert-Kreis und das Geistesleben Kärntens im Zeitalter der Französischen Revolution*, Kärntner Druck- und Verlagsanstalt, Klagenfurt 1989; ders., *Novalis und der Klagenfurter Herbertkreis*, in «Zeitschrift für deutsche Philologie», 109

wechsel stand, berichtet Novalis seinem Vater am 1. September 1798¹⁵. Noch dicht vor seinem Tod erwägt er, «von Dresden in das südlichere Klima zu seinem Freunde Herbert nach Clagenfurt zu reisen; doch die Aerzte wiederriethen [*sic*] diese Reise»¹⁶. Dasselbe bestätigt Tieck in seiner Vorrede zur dritten Auflage von Novalis' *Schriften* 1815¹⁷. Ein Brief des Novalis vom 8. Juli 1796 an Friedrich Schlegel erwähnt den Besuch Forbergs in Weißenfels oder Dürrenberg, «der eben nach sehr langer Unterbrechung unsrer Freundschaft mir ein Herz voll Zärtlichkeit für mich zeigte»¹⁸. Offenbar hat ein in den Schriften beider belegter bedeutender Gedankenaustausch stattgefunden¹⁹. Es hat sich nur ein Brief Hardenbergs an Johann Benjamin Erhard erhalten²⁰, wohl aber ein poetischer Eintrag von Ende April 1791 in Erhards Stammbuch²¹ und das späte Zeugnis gegenüber dem Bruder Erasmus, mit Künstlernamen Rostorf (vom 26. Februar 1797), in dem Erhard vor anderen Jenaer Bekanntschaften mit den Worten ausgezeichnet wird: «Mit Erhard aber war ich eine Zeitlang wirklich Freunde»²², wozu außer Herberts oben erwähntem und von Novalis unter seinem Adels-Siegel an der Zensur vorbeigeschmuggeltem Teplitzer Schreiben an den von den Behörden überall verfolgten Revolutionär Erhard die Information passt, dass Erhard aus einer sehr kritischen Lebenssituation durch den Minister Karl August von Hardenberg, einen Onkel des Novalis, und wahrscheinlich auf Novalis' Vermittlung durch Anstellung in der preußischen Verwaltung von Ansbach gerettet wurde. Erhards Briefe enthalten nur Andeutungen, dass er sich in seiner Not an Hardenberg wenden wolle²³. Hier öffnet sich ein Feld spannender Recherche-Arbeit.

(1990), S. 520-529: 527 f.; ders., *Franz Paul von Herbert und die deutsche Geistesgeschichte. Neue Quellenfunde zur Geschichte des Herbertkreises*, in «Carinthia», 1 (1990), S. 435-486.

15 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 4, S. 259.

16 Bericht des Bruders Karl von Hardenberg, *ebd.*, S. 534 f.; vgl. Novalis selbst im Tagebuch vom 16. Oktober 1800 (*ebd.*, S. 59 f).

17 *Ebd.*, S. 557; Tieck spricht gar von «einem seiner geliebten Freunde».

18 *Ebd.*, S. 187.

19 Manfred Frank, *Friedrich Karl Forberg – Porträt eines vergessenen Kommilitonen des Novalis*, in «Athenäum. Jahrbuch für Romantik», 6 (1996), S. 9-46; ders., «Unendliche Annäherung», a.a.O., 23. u. 24. Vorlesung.

20 Jena, 1. April 1791 (Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 4, S. 85 f).

21 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 1: *Das dichterische Werk*, Kohlhammer, Stuttgart 1977, S. 540.

22 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 4, S. 203.

23 Es gibt z.B. den Brief an den Verleger Göschen in Leipzig (Nürnberg, 25. September 1795). Ihn bittet er um Auskunft über Personen, die ihm bei seiner finanziellen Sicherung helfen können: «Vorzüglich wünsche ich zu wissen, wo sich Hardenberg aufhält um ihn zu fragen, ob er bey seinem Onkel nichts ausrichten kann,

Hölderlin hat an diese Gruppe bzw. an diesen Gedankenkreis erst 1795 Anschluss gewonnen – durch Vermittlung des gemeinsamen Freundes Niethammer, der zum engsten Zirkel um Herbert, Erhard und Forberg gehörte. Ihn nennt er im Rückblick auf seine Jenaer Zeit seinen «Lehrer» und «Mentor» (Frankfurt, 24. Februar 1796). Aber schon im Tübinger Stift war er mit ihm befreundet, ja Niethammer war sein entfernter Cousin²⁴. Diese Verbindung hat die Konstellationsforschung mit wünschenswerter Deutlichkeit ans Licht gebracht²⁵. Dabei hat sie allerdings den Beitrag Novalis' stets herabgesetzt, den Hölderlin'schen aber überbewertet²⁶.

Ich habe früh geltend gemacht, dass Novalis in seinen philosophischen Aufzeichnungen viel expliziter, analytischer und argumentativ gewandter sich zeigt als Hölderlin. Vor allem übertrifft er ihn an spekulativer Fantasie. Das hat mir Henrich in einem Brief vom 11. November 1989 sogar zugestanden: «Ich sehe ein, daß Novalis' spekulative Produktivität der von Hölderlin vielleicht überlegen war». Aber er macht geltend, dass Novalis erst viel später als Hölderlin auf die Fichte-kritische Spur gekommen sei. Insofern sei eben Hölderlin der Pionier in der Überwindung der Reflexions-Philosophie gewesen. Auch daran lässt sich zweifeln. Nach Friedrich Stracks Neudatierung stammt Hölderlins Skizze *Urtheil und Seyn* gar nicht vom April 1795 (wie Henrich mit großem philologischem Aufwand und mit Autorität befand)²⁷, sondern frühestens von Ende Dezember 1795, wenn nicht

denn vom Minister Hardenberg hängt alles ab» (Ernst Müller, *Briefe des Philosophen und Arztes J. B. Erhard an G. J. Göschen und J. L. Neumann*, in «Euphorion», 15 (1908), S. 474-482 und S. 686-692: 690); vgl. Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 4, S. 587 mit Kommentar, S. 813 und 996. Dazu Frank, «Unendliche Annäherung», a.a.O., S. 393 f.

24 Hölderlins Verhältnis zu Niethammer wird ausführlich dargestellt von Henrich, *Der Grund im Bewußtsein*, a.a.O., S. 31 ff., 113-135, 305 ff., 325-330, 391 ff., 618 ff., 822 ff.).

25 Vor allem Henrich, *Der Grund im Bewußtsein*, a.a.O.; ders., *Grundlegung aus dem Ich*, a.a.O., Kap. XI.

26 Friedrich Schlegels Anteil lasse ich in diesem Artikel beiseite. Sein Einstand in die Philosophie *sensu stricto* beginnt erst im August 1796, nach seinem – ebenfalls durch Niethammer vermittelten – Anschluss an die Jenaer Konstellation, also jenseits des von mir in diesem Artikel betrachteten Zeitraums (dazu Frank, «Unendliche Annäherung», a.a.O., 16. und 34. Vorlesung, vor allem aber die herausragende und den Forschungsstand erweiternde Arbeit von Guido Naschert, *Der junge Friedrich Schlegel. Beiträge zu einer intellektuellen Biographie*, Springer-Metzler, Berlin 2023).

27 Vgl. Henrich, *Konstellationen*, a.a.O., S. 55 f.; 265 f.; Jochen Schmidts Kommentar in Friedrich Hölderlin, *Hyperion, Empedokles, Aufsätze, Übersetzungen*, hrsg. und komm. v. Jochen Schmidt in Zus. mit Katharina Grätz, Deutscher Klassiker Verlag im Insel Taschenbuch, Frankfurt a.M. 2008, S. 502 f.; Henrich, *Der Grund im Bewußtsein*, a.a.O., S. 29 ff. und 783.

erst vom Januar-Februar 1796²⁸. Der bedeutende kleine Text scheint auf das Vorsatzblatt eines Sonderdrucks der *Philosophischen Briefe über Dogmaticismus [sic] und Criticismus* geschrieben zu sein, den Schelling seinem Freund bei seinem Besuch in Nürtingen oder Stuttgart im Dezember 1795 mitgebracht hat. Novalis' *Fichte-Studien* sind dagegen nach Hans-Joachim Mähls, des ersten kritischen Editors, Datierung schon im September 1795 begonnen worden²⁹. Gerade das Raisonement über Sein, Identität und Urteil, das so große Ähnlichkeit mit Hölderlins Argumentationsskizze hat, findet sich gleich am Beginn von Hardenbergs Aufzeichnungen³⁰.

Wie dem auch sei: Beide, Hölderlin und Hardenberg, konvergieren überraschend in ihrer Reaktion auf die Jenaer 'Konstellation'. Beide besaßen die ersten Bögen der *Wissenschaftslehre*³¹, die ja zunächst nur den Hörern des Kollegs von Vorlesungsstunde zu Vorlesungsstunde zugänglich gemacht wurde und erst im Frühsommer 1795 als Buch erschien. Beide erhielten wiederholte Publikationsaufforderungen fürs «Philosophische Journal» durch Niethammer. Die nicht von Novalis, sondern von den Herausgebern so genannten *Fichte-Studien* (September 1795 bis Juli 1796) sind wahrscheinlich der Brouillon zu einer Abhandlung, um die sein ehemaliger Jenaer Kommilitone Friedrich Immanuel Niethammer ihn für das von ihm soeben begründete «Philosophische Journal» in mehreren Briefen gebeten hatte³². Für die Publikationsabsicht der *Fichte-Studien* spricht die gelegentliche Anrede eines (impliziten) Lesers und überhaupt der dialogische Stil.

Auch Hölderlin ist von Niethammer zu einem Beitrag fürs «Philosophische Journal» aufgefordert worden, und er berichtet wiederholt, daran zu arbeiten³³. Vielleicht handelt es sich bei dem, womit Hölderlin in mehreren Briefen nicht ohne Pein und Skrupel zu ringen behauptet, um die *Neuen Briefe zur ästhetischen Erziehung*. Aber es mag sich auch um etwas von den im 17. Band der *Frankfurter Hölderlin-Ausgabe* versammelten philosophischen Bruchstücken der Jahre 1795

28 Friedrich Strack, *Über Geist und Buchstabe in den frühen philosophischen Schriften Hölderlins*, Manutius Verlag, Heidelberg 2013, S. 13 ff.

29 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 29 ff., 33 und 42 f.; zur Anordnung und Chronologie der Niederschriften S. 88 f.

30 *Ebd.*, S. 104.

31 Violetta L. Waibel, *Hölderlin und Fichte 1794-1800*, Schöningh, Paderborn 2000, S. 22 ff.; Hans-Joachim Mähl in Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 30 f.

32 Hans-Joachim Mähl nach einer Auskunft Ludwig Döderleins zu Niethammers verschollenem Briefwechsel (*ebd.*, S. 32 f.)

33 Dazu Henrich, *Grundlegung aus dem Ich*, S. 391 ff.; vgl. die von ihm abgedruckten Dokumente (S. 823 ff.).

und 1796 handeln³⁴. Hölderlins Briefwechsel dieser Jahre erwähnt die Arbeit an einem Beitrag fürs «Philosophische Journal» wiederholt. Das «Philosophische Journal» wiederum verstand sich als Forum zum Austesten der Leistungsfähigkeit bzw. Unmöglichkeit eines so genannten 'ersten und obersten Grundsatzes' der Philosophie. Niethammers Ankündigung des «Philosophischen Journals» (1795), sein *Vorbericht über Zweck und Einrichtung des Journals* (1795) und schließlich sein programmatischer Aufsatz *Von den Ansprüchen des gemeinen Verstandes an die Philosophie* (1795) lassen daran keinen Zweifel³⁵.

Nachdem Reinhold die Staffel der Arbeit am (von ihm selbst bereits aufgegebenen) Projekt einer Philosophie aus oberstem Grundsatz seinem Lehrstuhl-Nachfolger Johann Gottlieb Fichte übergeben hatte, flammte die Diskussion unter den Reinhold-Schülern erneut und heftiger als zuvor auf. Wir müssen Hölderlins und Hardenbergs früheste philosophische Aufzeichnungen als Stellungnahmen zu dieser Debatte begreifen. Das wiederum erklärt Niethammers Interesse, sie als Beiträger für sein Journal zu gewinnen. Hardenberg war, wie seine früheren Jenaer Kommilitonen und wie sein früherer Hauslehrer Carl Christian Erhard Schmid, dem Unternehmen einer Ableitung ('Deduktion') wahrer Sätze aus einem obersten, durch Evidenz einleuchtenden 'Grundsatz' gegenüber skeptisch³⁶. Er wird Schmid's Vorlesung vom Sommersemester 1791 über *Empirische Psychologie*, die solche Zweifel prominent begründet, besucht haben, da er in der Jenaer Zeit intensiven Kontakt zu seinem Mentor und Lebensberater Schmid unterhielt³⁷. Auch besaß er die Druckfassung dieses Werks

34 Friedrich Hölderlin, *Sämtliche Werke*, Frankfurter Ausgabe, hrsg. v. Dietrich E. Sattler, Bd. 17: *Frühe Aufsätze und Übersetzungen*, hrsg. v. Michael Franz – Hans Gerhard Steimer – D.E. Sattler, Stroemfeld-Roter Stern, Basel 1991.

35 Friedrich Immanuel Niethammer, *Ankündigung: Philosophisches Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten*, in «Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung», 1 (3. Januar 1795), S. 46-48; ders., *Vorbericht über Zweck und Einrichtung dieses Journals*, in «Philosophisches Journal», 1 (1795), ohne Seitenzählung; ders., *Von den Ansprüchen des gemeinen Verstandes an die Philosophie*, in «Philosophisches Journal», 1 (1795), S. 1-45; dazu einschlägig und mit Dokumenten: Stamm, «Mit der Überzeugung», a.a.O.

36 Frank, «Unendliche Annäherung», a.a.O., 20, Vorlesung.

37 Vgl. Novalis' Jenaer Brief an Schmid vom 1. September 1791. Es handelt sich offenbar nicht wirklich um einen Brief, sondern um einen Eintrag in Schmid's Stammbuch bei Gelegenheit von dessen Abschied aus Jena zum Antritt einer Professur für Logik und Metaphysik in Gießen (Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 4, S. 87 f.; vgl. den Kommentar, S. 763 f.). Anlass des launigen Eintrags war Schmid's im Auftrag von Novalis' Vater unternommene Intervention bei Schiller, der den leichtfertigen Jura-Studenten Fritz von Hardenberg autoritativ auf den rechten Weg zurückbringen sollte. Über von der historisch-kritischen Novalis-Ausgabe unerforschte Kontakte während der Jenaer Studienzeit, u.a. auch zu Schmid, berichtet Hermann F. Weiss

und zitiert daraus in späteren Notizen. Jedenfalls hielt er 'das Absolute' nicht für repräsentierbar in Gedanken und das 'Ich' nicht für ein oberstes Prinzip, sondern für etwas vom Absoluten Abhängiges. Gleich zu Beginn der *Fichte-Studien* behandelt er Fichtes Absolutes als etwas nicht durch «Thathandlung», «Gemachtes», sondern dem «Selbstgefühl» «Gegebenes»³⁸.

Biographisch fällt Friedrich Immanuel Niethammer also eine Schlüsselrolle für beide, Hölderlin und Novalis, zu. Und durch ihn haben sie sich auch kennengelernt, vermutlich am 28. Mai 1795 in Niethammers Hause, zusammen mit Fichte³⁹. Den Inhalt ihres Gesprächs kennen wir nur aus einem Regest Ludwig Döderleins, der noch das verschollene Tagebuch Niethammers einsehen konnte. Der Eintrag lautet knapp und unbefriedigend: «Viel über Religion gesprochen und über Offenbarung und daß für die Philosophie noch viele Fragen offen bleiben»⁴⁰. Das waren Themen, die Niethammer besonders am Herzen lagen.

Worin aber bestand der Kerngedanke, durch den Niethammer so starken Einfluss auf Hardenberg und Hölderlin ausüben konnte? Ich habe schon angedeutet, dass Niethammer die (im Reinhold-Schülerkreis allgemein verfochtene) These von der «Entbehrlichkeit eines höchsten und Einzigen Grundsatzes alles Wissens» vertrat⁴¹. Und er ersetzte die «Gewissheit» eines Grundsatzes durch den Gedanken einer unendlichen «Annäherung» an eine «bloße Idee» der «philosophirenden Vernunft» im Eröffnungsaufsatz des «Philosophischen Journals» *Von den Ansprüchen des gemeinen Verstandes an die Vernunft*⁴².

in *Eine Reise nach Thüringen im Jahre 1791. Zu einer unbeachteten Begegnung Karl Wilhelm Justis und Joseph Friedrich Engelschalls mit Schiller und Novalis*, in «Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde», 101 (1996), S. 43-56.

38 Manfred Frank, *Selbstgefühl. Eine historisch-systematische Erkundung*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2002, Kap. IV, S. 34 ff.

39 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 4, S. 588; vgl. den Kommentar der Herausgeber, S. 761 f. und 997.

40 Zuerst publiziert in J.L. Döderlein, *In Freundesnähe des einsamen Dichters – Aus unbekanntem Briefen von und über Hölderlin*, in «Münchener Neueste Nachrichten», 7. Juli 1939.

41 Brief an Johann Benjamin Erhard, 2. Juni 1794, in Friedrich Immanuel Niethammer, *Korrespondenz mit dem Klagenfurter Herbert-Kreis*, hrsg. v. Wilhelm Baum, Turia + Kant, Wien 1995, S. 86.

42 Niethammer, *Von den Ansprüchen des gemeinen Verstandes*, a.a.O. Im Entwurf eines philosophischen Briefs *Hermokrates an Cephalus* greift Hölderlin diese Idee, was das «Ideal des Wissens» betrifft, auf, lässt sie aber, wie ich am Schluss dieses Aufsatzes zeigen will, nicht für die Schönheit gelten, die sich restlos offenbare. Niethammer wurde in Schillers Freundeskreis wegen der ihm zugeschriebenen außergewöhnlichen Klugheit 'das Köpfchen' genannt. Hölderlin übersetzt das

Ich springe von diesen Präliminarien nun ohne Weiteres in die Auseinandersetzung um.

2. DAS GEMEINSAME AUSGANGSPROBLEM HÖLDERLINS UND HARDENBERGS: DAS PARADOX DES SELBSTBEWUSSTSEINS

Hölderlin und Hardenberg haben Niethammers Reinhold-Kritik aber nicht in deren ursprünglicher Form, sondern in ihrer durch Fichtes *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* seither notwendig gewordenen Aktualisierung aufgegriffen. Fichte war nicht mehr, wie Reinhold, vom Begriff der Vorstellung, sondern dem des absoluten Ich als Grundsatz-Kandidaten ausgegangen. Das aber unterhält in Fichtes früher Lehre eine undurchsichtige Beziehung zum menschlichen Selbstbewusstsein.

Hölderlins und des Novalis früheste selbstständige Überlegungen starten von drei Überzeugungen:

1. Selbstbewusstsein ist das Kern-Thema der modernen Philosophie von Descartes über Leibniz bis Kant und Fichte. Alle diese Denker halten es für das *experimentum crucis*, ja für tauglich zum «obersten Grundsatz» der Philosophie, aus dem sich alle Wissensansprüche ableiten («déduire») lassen⁴³ (daher 'Wissenschaftslehre').
2. Selbstbewusstsein lässt sich nur in der Reflexion 'aufweisen'/'darstellen' – also in einer auf sich selbst gerichteten gegenständlichen Vorstellung.
3. Dort aber zeigt es sich als erschlossen nur unter einer Voraussetzung, für die die Reflexion selbst nicht aufkommen kann. Anders: Das Licht, in dem sich das Selbstbewusstsein hält, fließt nicht aus ihm selbst. Der 'Grund' wird darum nicht erkannt, sondern 'geglaubt'⁴⁴.

Hier wirkt nun das Erbe der Reinhold'schen Vorstellungstheorie, die Fichte zwar gerade überwinden wollte, in deren Wirkungskreis

durch *Cephalus*. Hermokrates und Cephalus sind außerdem Figuren aus platonischen Dialogen, der erste aus dem *Timaios* und dem *Kritias*, der zweite aus *Phaidros*, der *Politeia* und dem *Parmenides*.

43 So schon Descartes, der insofern als der Gründervater einer Deduktionsphilosophie aus dem obersten Prinzip 'Ich denke' gelten darf: «[...] j'ai pris l'n être ou l'existence de cette pensée [sc.: cogito, ergo sum] pour le premier principe, duquel j'ai déduit très clairement les suivants» (René Descartes, *Œuvres et Lettres*. Textes présentés par André Bridoux, Gallimard, Paris 1953, S. 563).

44 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, Nr. 3, S. 107, Z. 1-3; Hölderlin, *Hyperion*, *Empedokles*, *Aufsätze*, a.a.O., S. 256, Z. 17 ff.

aber Niethammer und – teilweise durch ihn vermittelt – Hölderlin und Novalis ihre ersten philosophischen Schritte taten. Reinhold hatte, wie gesagt, den schon bei Leibniz und Kant basalen Begriff ‘Vorstellung’ (‘repraesentatio’) zum Deduktions-Prinzip seiner *Neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens* erhoben⁴⁵. Die Vorstellung besteht danach (und erschöpft sich) in Relationen des Beziehens und Unterscheidens auf und von Subjekt und Objekt. All diese Operationen sollen sich im Raum des Bewusstseins abspielen, dessen Ursprung keine weitere Aufklärung erfährt. In der *Neuen Darstellung der Hauptmomente der Elementarphilosophie*, die Reinhold seinem *Versuch* im 1. Band der *Beyträge* folgen ließ⁴⁶, erfährt der «Satz des Bewußtseyns» eine nunmehr subjektzentrierte Umformulierung: «Im Bewußtseyn wird die Vorstellung durch das Subjekt vom Subjekt und Objekt unterschieden und auf beyde bezogen»⁴⁷.

Hier ist also «das Subjekt» der Akteur des Beziehens und Unterscheidens von Subjekt und Objekt: zweier Tätigkeiten, die die «Vorstellung» zum Gegenstand haben und die als Relationen gefasst werden und den Raum des «Bewußtseyns» bevölkern. Sie sind zweistellig und asymmetrisch strukturiert und trennen ihren Subjekt- vom Objekt-pol – sowie die Vorstellung und das in ihr wirkende Subjekt – selbst noch einmal von beiden. Nennen wir das mit Ulrich Pardey die der Vorstellungs-Philosophie wesentliche «Voraussetzung der Verschiedenheit»⁴⁸. Sie stellt eine für die Theorie des Selbstbewusstseins tückische Falle auf. Auch das Selbstbewusstsein ist nach Reinholds Ansicht (wie alles, was sich «im Bewußtseyn» abspielt) eine Vorstellung, genauer eine «Vorstellung des Vorstellenden als eines solchen»⁴⁹. Mit der Selbstvorstellung ist eine Selbst-*Vergegenständlichung* und damit eine interne Spaltung des Phänomens verbunden. Nicht als Subjekt, sondern als Objekt stellt sich das Subjekt selbst vor. Auch hier wird die Vorstellung vom Vorgestellten unterschieden. (Oder: Die ‘Beziehung’ überbrückt eine Ur-teilung, um Hölderlins Redeweise vorwegzunehmen). Erklärt werden soll aber doch nicht Fremd-, sondern *Selbstbewusstsein*.

45 Karl Leonhard Reinhold, *Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens*, C. Widmann-J.M. Mauke, Prag-Jena 1789. Die kritische und kommentierte Neuedition (*Gesammelte Schriften*, hrsg. v. Martin Bondeli, Bd. 1, Schwabe, Basel 2013) gibt die Seitenzahlen der Erstausgabe am Rande an.

46 Karl Leonhard Reinhold, *Beyträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophen*, Bd. 1: *Das Fundament der Elementarphilosophie betreffend*, C. Widmann-J.M. Mauke, Prag-Jena 1790, S. 165-254.

47 *Ebd.*, Bd. 1, 167.

48 Ulrich Pardey, *Identität, Existenz und Reflexivität. Sprachanalytische Untersuchungen zur deskriptiven Metaphysik*, Beltz Athenäum, Weinheim 1994, S. 30 f.

49 Dazu Frank, «*Unendliche Annäherung*», a.a.O., 11. Vorlesung.

Damit kommt natürlich die Frage auf – und Reinhold stellt sie sich selbst –, wie sich denn «das Objekt des Bewußtseyns *als Identisch* mit dem Subjekte vorstell[en]» lasse⁵⁰. Denn Subjekt und Objekt sind nach der *Neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens* numerisch verschieden oder stehen doch mindestens unter sehr verschiedenen Erkenntnisbedingungen. Das Ich-als-Objekt ist sich gegenständlich (oder transitiv) bekannt; das Ich-als-Subjekt aber ist sich intransitiv (oder ungegenständlich) erschlossen. Wie soll das zugehen, wenn man Reinholds Vorstellungstheorie zugrundelegt?

Man könnte auf die Funktion der Personalpronomina verweisen und der Reinhold'schen Fliege den folgenden Ausweg aus der Falle empfehlen: Was sich aus der erstpersönlichen Perspektive ohne Identifikationsbedarf und Selbstvergegenständlichung zeigt, auf eben das wird aus der Perspektive der zweiten oder der dritten Person mit 'du' oder 'er'/'sie' verwiesen: Der Referent bleibt derselbe. Die scheinbare Binarität (der ur-teilende Charakter), die Hölderlin und Novalis dem Reflexionsmodell des Selbstbewusstseins ankreiden werden, wäre so harmlos, wie die Wiederholung eines sprachlichen Typs ungefährlich ist für die Identität seiner Bedeutung.

Nun hat – fast 200 Jahre nach dem Beginn der Frühromantik – Roderick Chisholm gezeigt, dass und warum wir die Identität des Subjekts nicht von den Erkenntnisbedingungen ablösen dürfen, unter denen es sich zugänglich ist. Die Identität des Subjekts wird vom Bewusstsein ihrer allererst konstituiert. Geschähe im Selbstbewusstsein eine externe Identifizierung, also die Identifikation eines unabhängigen Gegenstandes, so müsste sie über die Eigenschaft der *Haecceitas* erfolgen, die mich (und nur mich) vollständig individuiert⁵¹. Aber die Vorstellung meiner *Haecceitas* würde mir nur dann die Gewissheit bringen, dass *ich* der Träger dieser einzigartigen Eigenschaft (oder Eigenschafts-Menge) bin, wenn ich diese Kenntnis aus einer

50 Reinhold, *Versuch einer neuen Theorie*, a.a.O., S. 335; ders., *Beiträge zur Berichtigung*, a.a.O., S. 181 f., 197, 222. Schon früher, in *David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus. Ein Gespräch* (1787), hatte Jacobi ähnlich formuliert: «Die Seele, um eine Vorstellung von sich zu haben, müßte sich von sich selbst unterscheiden, *sich selbst äußerlich werden*» (Friedrich Heinrich Jacobi, *Werke. Gesamtausgabe*, hrsg. v. Klaus Hammacher – Walter Jaeschke, Bd. 2.1: *Schriften zum transzendentalen Idealismus*, hrsg. v. Walter Jäschke – Irmgard-Maria Piske, unter Mitarbeit v. Catia Goretzki, Meiner-Frommann-Holzboog, Hamburg-Stuttgart 2004, S. 83 f.). Dazu Birgit Sandkaulen, «*Ich bin und es sind Dinge außer mir*». *Jacobis Realismus und die Überwindung des Bewusstseinsparadigmas*, in «Bewusstsein/Consciousness. Internationales Jahrbuch des Deutschen Idealismus», 11 (2013), S. 169-196.

51 Roderick Chisholm, *The First Person. An Essay on Reference and Intentionality*, The Harvester Press, Brighton 1981, S. 15 f.

vor-gegenständlichen Quelle schon mitbringe. Damit kommen aber epistemische Begriffe und Fertigkeiten ins Spiel⁵². Anders gesagt: Aus der gegenständlichen Kenntnis meiner (körperlichen) Identität führt kein nicht-zirkulärer Pfad zum Selbstbewusstsein. Dieses kann also nicht in der Kenntnis eines *ens omnimodo determinatum*, sondern muss in einem spezifischen Mechanismus der epistemischen Zueignung bestehen. Chisholm vermeidet darum den Reinhold'schen Ausdruck der Selbst-Vorstellung (*self-representation*) und ersetzt ihn, mit Meinong, durch den der *Selbstpräsentation*⁵³.

Noch anders gesagt: Das Vorstellende muss nicht nur den richtigen Gegenstand herausheben und aus der Sphäre seiner Innerlichkeit verstoßen/ausgrenzen. Vielmehr muss es ihn zugleich *als identisch mit dieser Sphäre* erkennen, also *als sich*. So etwa formuliert das Hölderlin in *Urtheil und Seyn*:

Wie [...] ist Selbstbewußtseyn möglich? Dadurch, daß ich mich mir selbst entgegensetze, mich von mir selbst trenne, aber ungeachtet dieser Trennung mich im entgegengesetzten *als dasselbe* erkenne⁵⁴.

Und Novalis, der Bewusstmachen mit Bezeichnen gleichsetzt, schreibt (gleich zu Beginn der *Fichte-Studien*):

Das erste Bezeichnende wird unvermerkt vor dem Spiegel der Reflexion sein eignes Bild gemahlt haben, und auch der Zug wird nicht vergessen seyn, daß das Bild in der Stellung gemahlt ist, daß es sich selbst mahlt⁵⁵.

3. DAS ICH SETZT NICHT EINFACHHIN SICH SELBST – ES SETZT SICH «ALS SICH SETZEND»

In der Philosophy of Mind – zumal von Chisholm – ist das Problem unter dem Titel *De-se constraint* identifiziert worden⁵⁶. Doch handelt es sich um kein anderes Problem als dasjenige, das wir gerade diskutieren und das Hölderlin und Novalis in einer von Reinhold vor-

52 *Ebd.*, S. 23 f.

53 *Ebd.*, S. 79-83, 94-97.

54 Von mir kursiviert. Hölderlin, *Hyperion, Empedokles, Aufsätze*, a.a.O., S. 503, Z. 8-11; ders., *Frühe Aufsätze und Übersetzungen*, a.a.O., S. 16, Z. 12-15.

55 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 110, Z. 20-24.

56 Die Rede von «attitudes de se» hat David Lewis 1979 eingeführt (*Attitudes De Dicto and De Se*, in «The Philosophical Review», 88 (1979), S. 513-543; wiederabgedruckt mit einem *Postscript* in ders., *Philosophical Papers*, Bd. 1, Oxford University Press, New York-Oxford 1983, S. 133-159).

gegebenen Terminologie zu knacken versuchen. Demnach lässt sich Kenntnis *de se* – das ist die Kenntnis des Vorstellenden *als* des Vorstellenden – nicht reduzieren auf eine Kenntnis *de re* oder *de dicto*⁵⁷, also nicht auf *Gegenstands-* oder *propositionales* Wissen. Das ist keine Frage der Ontologie oder der Erkenntnistheorie, sondern der Logik. Castañeda hatte 1966 – natürlich ohne jede Kenntnis – Hölderlins und Hardenbergs Einsicht wiederentdeckt, als er zeigte, dass Selbstbewusstsein (sprachlich repräsentiert durch Einstellungen zu uns selbst) nicht aus Einstellungen auf Gegenständliches (und ebenso wenig aus Einstellungen zu Sachverhalten/Propositionen) verständlich gemacht werden kann⁵⁸. Chisholm ist ihm im Wesentlichen gefolgt⁵⁹. Diese Irreduzibilität – betont er – ist ein rein logisches Faktum.

Ich will das – um die Aktualität von Hölderlins und Hardenbergs Überlegungen zu zeigen – an einem einfachen Beispiel demonstrieren. Es geht um drei Weisen, einen und denselben Sachverhalt sprachlich zu fassen. Dies sei der zugrundegelegte Sachverhalt: Marie sei die jüngste Abiturientin von Schriesheim und halte diese nämliche Marie (also sich selbst) für die künftige Weinkönigin.

Marie tritt hier in eine epistemische Beziehung zu sich selbst. Die lässt sich als Sachverhaltswissen, als Gegenstands-Wissen oder als Selbstwissen interpretieren. Hier ist die Formulierung *de re* (die uns im gegenwärtigen Zusammenhang allein interessiert):

(a) Es gibt ein x so, dass x mit Marie (nämlich mit der jüngsten Abiturientin von Schriesheim) identisch ist, und x wird von x für die künftige Weinkönigin gehalten.

Und hier ist die *Formulierung de se*:

(b) Die jüngste Abiturientin von Schriesheim hält *sich selbst* für die künftige Weinkönigin (oder: glaubt, dass *sie selbst*^{*60} die nächste Weinkönigin sein wird). Die wechselseitigen Implikations- bzw. Exklusions-Verhältnisse sind klar:

(b) impliziert (a) (also *de se* impliziert *de re*): Wenn jemand etwas über sich selbst glaubt, so glaubt er es von jemandem.

(a) impliziert nicht (b) (also *de re* impliziert nicht *de se*): Wird x von x für die kommende Weinkönigin gehalten (und ist außerdem die jüngste

57 Chisholm, *The First Person*, a.a.O., S. 18 f.

58 Vgl. Hector-Neri-Castañeda, 'He'. *A Study in the Logic of Self-Self-Consciousness*, zuerst in «Ratio», 8 (1966), S. 130-157; wiederabgedruckt in ders., *The Phenomeno-Logic of the I. Essays on Self Consciousness*, ed. by James G. Hart – Tomis Kapitan, Indiana University Press, Bloomington-Indianapolis 1999.

59 Chisholm, *The First Person*, a.a.O., S. 18 f.

60 Mit diesem Sternchen markiert Castañeda den Sonderstatus des Selbstbezugs *de se*, Chisholm spricht von der «he, himself locution».

Abiturientin von Schriesheim), so muss beides nicht Gegenstand ihres Selbst-Glaubens sein (x mag identisch sein mit der jüngsten Abiturientin, ohne dass sie das weiß; und sie mag x die Weinkönigin-Würde zuschreiben, ohne zu wissen, dass sie selbst* x ist).

Das Ergebnis: Einstellungen *de se* sind nicht auf Einstellungen *de re* (und auf Adäquatheits-Bedingungen der Selbstrepräsentation von x) zu reduzieren. Ein viel zitiertes weiteres Beispiel liefert der Wiener Physiker und Philosoph Ernst Mach: Nach einer ermüdenden Reise sei er in einen Bus gestiegen und habe im gleichen Rhythmus, in dem er die Stufen hinaufkletterte, einen Herrn ihm entgegenkommen sehen, bei dessen Anblick ihm der Gedanke durch den Kopf schoss: «Was ist doch das für ein heruntergekommener Schulmeister!». Er hatte den Spiegel auf der gegenüberliegenden Seite nicht gesehen⁶¹.

Anders gesagt: Selbstbewusstsein ist nicht irgendeine Form von gegenständlichem Bewusstsein und damit eben nicht, wie Reinholds Theorie nahelegte, eine Art von Vorstellung. Es scheint sich vielmehr um eine Kenntnis *sui generis* zu handeln. Und das hatte auch Fichte, allerdings erst gegen 1797, erkannt, als er die Formel vom sich selbst geradehin setzenden Ich ablöste durch die neue: «Das Ich setzt sich *als* sich setzend»⁶². Freilich hat er diese Selbstkorrektur vermutlich nicht unabhängig von Einwänden Hölderlins vorgenommen⁶³, denen wir uns gleich zuwenden werden.

Die neue Formel war aber auf dem Boden von Reinholds 'Satz des Bewusstseins' nicht einzulösen. Denn ihr zufolge kann von einer Beziehung oder Entgegensetzung der Vorstellung nicht die Rede sein:

das Selbstbewusstseyn ist unmittelbar; in ihm ist Subjektives und Objektives unzertrennlich vereinigt und absolut Eins⁶⁴.

Das Vorstellende im Selbstbewusstsein mag *de facto* mit dem Vorgestellten identisch *sein*. Doch aus der objektiven Präsentation eines

61 Ernst Mach, *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*, Fischer, Jena 1903, S. 3.

62 Johann Gottlieb Fichte, *Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*, hrsg. v. Erich Fuchs – Hans Gliwitzky – Reinhard Lauth – Peter K. Schneider, Bd. 4.2: *Kollegnachschriften 1796-1804*, hrsg. v. Reinhardt Lauth – Hans Gliwitzky unter Mitw. v. Erich Fuchs – Kurt Hiller – José Manzana – Peter K. Schneider, Frommann Verlag, Stuttgart-Bad Cannstatt 1978, S. 32 f., von mir kursiviert.

63 Waibel, *Hölderlin und Fichte*, a.a.O., Kap. 1.

64 Johann Gottlieb Fichte, *Sämtliche Werke*, fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe 1834/35 und 1845/46, hrsg. v. Immanuel Hermann Fichte, Bd. 1: *Zur theoretischen Philosophie I*, De Gruyter, Berlin 1971, S. 528; vgl. S. 527.

Relats *allein* ist seine Identität mit dem Korrelat noch nicht einsichtig. So weit war aber die *Wissenschaftslehre* von 1794 noch nicht. Und an ihr beißen sich Hölderlin und Novalis 1795 die Zähne aus. Zwar hatten sie ein gegenüber Reinhold höheres Prinzip in Anschlag gebracht. Fichte hatte von einem 'absoluten Ich' gesprochen⁶⁵. Aus ihm werden zwar auch die Vorstellungen allererst 'deduziert'⁶⁶, aber das Ich selbst ist keine Vorstellung. Es ist ein Absolutum, gegründet auf strikte Identität des Vorstellenden und des Vorgestellten ('Ich = Ich'). In dieser In-differenz ist die 'Voraussetzung der Verschiedenheit' – und mit ihr jede Bestimmtheit – suspendiert. Fichte selbst hat sie aber für Erkenntnis-konstitutiv gehalten.

Bestimmen heißt in der Wissenschaftslehre so viel als EINSCHRÄNKEN, und zwar auf eine gewisse REGION oder SPHÄRE in unserm WISSEN. [...] [Dies ist] das REFLEXIONS-Gesetz aller unserer Erkenntniß – nemlich: Nichts wird *erkannt*, was es sey, ohne uns das mit zu denken, was es *nicht sey*⁶⁷.

Ist aber das Reflexionsgesetz nicht konstitutiv für die höchste epistemische Gewissheit, die Fichte seinem absoluten Ich zuschreibt? Wäre sie es, so wäre die Kenntnis nicht absolut, sondern relativ, von einer internen Differenzierung abhängig, die mit der These ihrer 'Unmittelbarkeit' gerade geaugnet wird. Das ist die Frage, die Hölderlin und Novalis an die frühe *Wissenschaftslehre* richten.

3.1 *Ich beginne mit Hölderlins Kritik (1794-1795)*

Er sieht Fichtes Zweideutigkeit darin begründet, dass er dem Absolutum

1. alle Relation abspricht («absolutum est quid est omnibus relationibus absolutum»)

und ihm

2. doch ein Wissen zuschreibt. Nun ist ein Wissen – nach der auch von Fichte nicht aus der Hand gelegten Reinhold'schen Sprachregelung – eine Instanz von Vorstellung, und Selbst-Wissen ist eine Selbst-Vorstellung. (Die philosophische Fachsprache nennt das eine 'Reflexion'). Sie besteht in einem Für-sich-Sein, also in einer binären Beziehung, die die Verschiedenheits-Voraussetzung beachtet. (Das Ich ist nur *für* das Ich)⁶⁸. Damit schleicht sich spaltend eine in-

65 *Ebd.*, S. 95.

66 *Ebd.*, S. 227 ff., *Deduction der Vorstellung*.

67 Fichte, *Kölnnachschriften 1796-1804*, a.a.O., S. 32 f.

68 Henrich erwägt die Unterscheidung eines Für-sich im Absoluten und eines Für-mich im endlichen, im wirklichen Bewusstsein. Hölderlin habe eben gedacht, dass «das Selbstverhältnis im Bewußtsein nur als in einem besonderen Falle verwirklicht zu denken»

nere Differenzierung ins Selbstbewusstsein, die seiner behaupteten ‘Unmittelbarkeit’ widerspricht, aber dem eben zitierten «REFLEXIONS-Gesetz aller unserer Erkenntniß» Rechnung trägt.

Denn Wissen – so hatte Fichte das Reflexionsgesetz begründet – heißt Bestimmen, und «*Bestimmen* heißt in der Wissenschaftslehre so viel als EINSCHRÄNKEN, und zwar auf eine gewisse REGION oder SPHÄRE in unserm WISSEN»⁶⁹. Das gilt auch für das Selbstbewusstsein: Soll damit ein bestimmter Gedanke – gar ein ‘Wissen’ – verbunden sein, muss er der Verschiedenheits-Voraussetzung gemäß sein. Und eben die soll hinsichtlich des Absoluten (das darum ‘an sich’ nicht ‘Ich’ heißen sollte)⁷⁰ ausgesetzt sein. Absolutheit und Bewusstsein (= Für-sich-Sein) schließen sich also aus.

Diesen schon im Waltershausener Herbst entwickelten Einwand wiederholt Hölderlin in seinem Brief an Hegel vom 26. Januar 1795.

sei, eben als konkretes, einzelnes Für-mich-Erlebnis (Henrich, *Der Grund im Bewußtsein*, a.a.O., S. 447; vgl. das ganze 16. Kapitel *Für-sich-Sein und Für-mich-Sein*). Ich finde diese Unterscheidung, die Henrich auch in seiner jüngsten Publikation verteidigt (Dieter Henrich, *Das Ich, das viel besagt. Fichtes Einsicht nachdenken*, Klostermann, Frankfurt a.M. 2019), wenig plausibel und halte es mit Fichtes Schulfreund und – eine Zeitlang – Hausgenossen Friedrich Weißhuhn, der in seiner Rezension von Fichtes *Begriffsschrift* bekannte, sich «als Einer aus dem Volke» wohl eines Ichs, aber keines *absoluten* Ichs bewusst zu sein (Friedrich August Weißhuhn, [Rezension von Fichtes *Über den Begriff der Wissenschaftslehre*], in «Philosophisches Journal für Moralität, Religion und Menschenwohl», hrsg. v. Carl Christian Erhard Schmid, 4 (1794), 1. Stück, S. 139-158: 154). Dieser Spott ist unter Reinholds Schülern verbreitet aufgegriffen worden, so noch grimmiger von Erhard in seiner Rezension von Schellings *Ich-Schrift* (Johann Benjamin Erhard, [Rezension von Schellings *Ich-Schrift*], in der Jenaer «Allgemeinen Literatur Zeitung», 319 (1796), Dienstag, 11. Oktober 1796, Sp. 89-91: 90). Vgl. Schellings Replik (vom 26. Oktober 1796) mit Erhards schneidend kurzer Antwort in Friedrich Schelling, *Schellingiana variora*, hrsg. v. Luigi Pareyson, Bottega d’Erasmus, Torino 1977, S. 55-59, wiederholt auch in seinem Briefwechsel mit Baggesen, und von Forberg in seinen *Briefen über die neueste Philosophie* (1797/98), in Forberg, *Philosophische Schriften*, a.a.O., Bd. 1, S. 282-307. Alle waren der Meinung, dass der Begriff eines allgemeinen, gar absoluten Ich aus der individuellen Selbsterfahrung durch Abstraktion gewonnen sei. Dazu und zum gesamten Diskussionszusammenhang Frank, «*Unendliche Annäherung*», a.a.O., 22. u. 23. Vorlesung. In der Tat fragt Fichte selbst, was denn den Spinoza berechtigt habe, «*über das im empirischen Bewußtsein gegebene reine Bewußtsein hinaus zu gehen?*» (Fichte, *Sämtliche Werke*, a.a.O., Bd. 1, S. 101). Dabei tut doch Fichte selbst gerade dies; denn sein «absolut-erster Grundsatz [...] soll diejenige *Thathandlung* ausdrücken, die unter den empirischen Bestimmungen unsers Bewußtseyns nicht vorkommt, noch vorkommen kann, sondern vielmehr allem Bewußtsein zum Grunde liegt, und allein es möglich macht» (*ebd.*, S. 91).

⁶⁹ Vgl. Anm. 67.

⁷⁰ Vgl. den Brief an den Bruder von Mitte 1801 (in Hölderlin, *Sämtliche Werke und Briefe*, a.a.O., Bd. 3, S. 449-452).

Hier bezieht er Fichte des 'Dogmatismus'– einer Variante des 'Transcendentismus'⁷¹. Hier ist Hölderlins berühmte Begründung:

[S]ein [= Fichtes] absolutes Ich (= Spinoza Substanz) enthält alle Realität; es ist alles, u. außer ihm ist nichts⁷²: es giebt für dieses abs. Ich kein Object, denn sonst wäre nicht alle Realität in ihm. Ein Bewußtseyn ohne Object ist aber nicht denkbar. Und wenn ich selbst dieses Object bin, so bin ich als solches nothwendig beschränkt [...]; also ist in dem absoluten Ich kein Bewußtseyn denkbar, als absolutes Ich hab ich kein Bewußtseyn, und insofern ich kein Bewußtseyn habe, insofern bin ich (für mich) nichts, also das absolute Ich ist (für mich) Nichts⁷³. So schrieb ich noch in Waltershausen, als ich seine ersten Blätter las, unmittelbar nach der Lektüre des Spinoza, meine Gedanken nieder. Fichte bestätigt mir⁷⁴

An dieser Stelle hat ein Sammler/Auktionär ein Stück aus dem Manuskript herausgerissen. Es hat also mindestens ein Gespräch

71 Niethammer hatte in der *Ankündigung*, a.a.O., S. 75, Z. 15 ff. (Dezember 1794) und wieder im *Vorbericht*, a.a.O., S. 77, Z. 28 ff. (März 1795) zum «Philosophischen Journal» von «Transcendentismus» gesprochen; aber der Ausdruck wurde bald zum geflügelten Wort der Fichte/Grundsatz-Skeptiker gegen das Einnehmen-Wollen einer Position jenseits der Grenzen eines *theoretischen* Erkennens (zitiert nach Stamm, «Mit der Überzeugung der Entbehrlichkeit», a.a.O., S. 75 ff.). Hölderlin wirft – noch in Unkenntnis von Fichtes praxisphilosophischer Volte im Schlussteil der *Wissenschaftslehre* (der damals noch nicht vorlag) vor, Fichte wolle «über das Faktum des Bewusstseins in der *Theorie* hinaus» (an Hegel, 26. Januar 1795, in Hölderlin, *Sämtliche Werke und Briefe*, a.a.O., Bd. 3, S. 176). Daraus darf man nicht schließen, dass er diese Überwindung als in der Praxis für möglich hält. Der berühmte Frankfurter Brief an Niethammer vom 24. Februar 1796 kündigt nämlich die Überwindung der «Trennungen, in denen wir denken und existieren» als ein theoretisches Projekt an: Die Lösung erfolge «theoretisch», in intellektueller Anschauung, «ohne daß praktische Vernunft zu Hilfe kommt müßte» (*ebd.*, S. 225).

72 So wirklich Fichte im § 3 der *Wissenschaftslehre* (Fichte, *Sämtliche Werke*, a.a.O., Bd. 1, S. 109 f.). Violetta Waibels Einwand, die Kategorie 'Realität' trete erst mit der bewusstseinszugewandten Kategorie der 'Quantifikationsfähigkeit'/'Teilbarkeit' auf, gelte also nicht fürs Absolute (Waibel, *Hölderlin und Fichte*, a.a.O., S. 32-39), greift nicht, zumal Fichte schon im § 1 'Realität' unmittelbar aus dem Satz 'Ich bin' ableitet, (*ebd.*, S. 99). Hölderlin identifiziert Fichtes Ich zu Recht mit der widersprüchlichen Anmaßung auf gleichzeitige Absolutheit und Bewusstheit.

73 Fichte: «Ich bin nur für Mich, aber für Mich bin ich notwendig» (*ebd.*, S. 98; vgl. S. 110 f.). Dazu Henrich, *Der Grund im Bewußtsein*, a.a.O., S. 380-389; Waibel, *Hölderlin und Fichte*, a.a.O., S. 29-32.

74 Hölderlin, *Sämtliche Werke und Briefe*, a.a.O., Bd. 3, S. 176, Z. 9-29; vgl. Schmidts Kommentar (*ebd.*, S. 821-824). Vgl. ferner Hölderlins Brief an Christian Ludwig Neuffer vom November 1794: «Ich hör ihn [Fichte] alle Tage. Sprech ihn zuweilen» (*ebd.*, S. 160). Hölderlin bezieht sich hier explizit auf eine frühere (Waltershausener) Niederschrift (Henrich, *Der Grund im Bewußtsein*, a.a.O., S. 377 f.) vom Herbst des Vorjahres.

gegeben, in dem Fichte Hölderlin ein Zugeständnis gemacht hat⁷⁵.

In *Urtheil und Seyn* geht Hölderlin einen Schritt weiter. Wir kennen das entscheidende Zitat: Wenn sich das Ich um seiner Bestimmtheit willen von sich trennen muss, so muss es «sich im entgegengesetzten [doch gleichwohl] als dasselbe erkennen»⁷⁶. Darin besteht der *De-se-constraint*. Für diese Identifikationsleistung kann die Reflexion – gedacht als gegenständliche Vorstellung – aber nicht aufkommen. Sie fordert als Erklärungsgrund ein Sein, das noch über der Identität steht. Denn Identität denkt Hölderlin selbst noch als eine Differenz-sensitive Beziehung zwischen «Subject (Ich) und [...] Objekt (Ich)»⁷⁷.

3.2 Ganz ähnlich entwickelt Novalis den *De-se-constraint* aus dem «Transzendenzismus»-Vorwurf

Der Beginn der *Fichte-Studien* lässt sich durchaus mit der Waltershausener Aufzeichnung und *Urtheil und Seyn* vergleichen. Das Argument lässt sich durch folgende Schritte rekonstruieren⁷⁸:

- *Reine* 'Identität' lässt kein Bewusstsein zu. (Denn 'rein' ist, «was weder bezogen noch beziehbar ist»⁷⁹. Es ist insofern irrelational).
- Bewusstsein hat aber die Verfassung einer Repräsentation (Vorstellung), die das Repräsentierte von sich unterscheidet.
- Repräsentationen sind semantische/semiotische Minima. (Was sich nicht durch Zeichen «darstellen», also «bezeichnen» lässt, ist nicht bewusst).
- Darum lässt sich das Identische nicht geradezu, sondern nur in einem «Scheinsatz» bezeichnen bzw. aussprechen⁸⁰.

75 Das ist Gegenstand des ersten Teils der Dissertation von Violetta Waibel. Sie erinnert daran, dass Hölderlin in Jena anfangs neben Fichte wohnte und ihn wohl dann und wann ins Kolleg begleitete. Ferner erinnert sie an das Konversatorium, das Fichte samstags von 5-7 Uhr in seinem Haus abhielt (Waibel, *Hölderlin und Fichte*, a.a.O., S. 19 ff.).

76 Hölderlin, *Frühe Aufsätze und Übersetzungen*, a.a.O., S. 156, Z. 112-115; ders., *Hyperion, Empedokles, Aufsätze*, a.a.O., S. 503, Z. 8-11, von mir kursiviert.

77 Hölderlin, *Frühe Aufsätze und Übersetzungen*, a.a.O., S. 156, Z. 7-10; *ebd.*, S. 503, Z. 1 f.; ganz ähnlich Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 184, Nr. 237: «Identität ist ein subalterner Begriff».

78 Aus Gründen, die uns hier nicht aufhalten müssen, identifiziert Novalis an dieser Stelle – aber nicht durchgehend in den *Fichte-Studien* – das Vorstellen/Repräsentieren mit dem Bezeichnen und macht Bewusstsein von der Bezeichnungsfunktion abhängig. Vgl. dazu die ausgezeichnete Arbeit von Alexander Knopf, *«Begeisterung der Sprache». Poesie und Mythologie in Novalis' «Heinrich von Ofterdingen»*, Stroemfeld, Frankfurt a.M.-Basel 2015, S. 56-63.

79 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 179, Nr. 234, Z. 17.

80 «Das Wesen der Identität läßt sich nur in einem Scheinsatz aufstellen. Wir verlassen das Identische um es dazustellen» (Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 104, Nr. 1).

Mit «Scheinsatz» will Novalis offensichtlich nicht sagen, dass der Satz des Bewusstseins einen Schein ausspricht, sondern dass seine Subjekt-Prädikat-*Form* (also seine Satzform) dem *Inhalt* der irrelationalen Identität ('a = a') widerspricht: dem, «was Ist». Das identische, also durch keinerlei Binnenartikulation gegliederte 'Sein' wird durch «imaginaires [also Sein in Schein verstellendes] Trennen und Vereinigen» verfälscht: «[W]ir stellen es durch ein Nichtseyn, durch ein Nichtidentisches vor – Zeichen»⁸¹.

Die eine Begründung überspringende Formulierung «[...] es geschieht, was schon Ist» wird wenig später wieder aufgegriffen, und zwar jetzt in Anwendung auf die Reflexion, die zuvor als ein Sich-selbst-Bezeichnen, also als eine Form der Selbst-Repräsentation charakterisiert worden war: «Was die Reflexion *findet*, *scheint* schon *da zu seyn*»⁸².

Anders wäre das in der Reflexion sich Zeigende ja kein *Fund*, sondern eine *Erfindung*. Keine Erkenntnis von Vorfindlichem, sondern das Ergebnis einer Hirnwäsche. Eine Konfabulation oder eine Selbst-Täuschung.

Trotzdem ergibt sich ein *Schein* daraus, dass eben auch die Reflexion eine (verfehlte, scheinhafte) Darstellung der Identität leistet. Ich erinnere aber an das Bild vom «ersten Bezeichnende[n]», das sich nicht nur selbst malt, sondern dabei auch den Zug nicht vergisst, dass es sich «in der Stellung [...] mahlt [...], daß es sich mahlt»⁸³. Und genau dieses Sich-als-sich (den *De-se-constraint*) kann die Reflexion nicht aus eigenen Mitteln aufklären. Sie kann den Schein, den sie erzeugt, nicht selbst korrigieren. Sie stellt ja als Widerspiel von Zeichen und Bezeichnetem dar, was eigentlich eine ungetrennte (absolute) Identität *ist*, die sich aber *als solche* nicht abermals bezeichnen – und das heißt in Hardenbergs Kontext: zu Bewusstsein bringen oder vorstellig machen – lässt. Dieser Befund veranlasst Novalis, über zwei Auswege nachzudenken:

1. den, ob es nicht doch ein ungegenständliches (ein nicht-repräsentationales, ein prä-reflexives) Bewusstsein gibt ('Selbstgefühl');
2. ob, wenn dieser Weg ungangbar sein sollte, die Reflexion nicht doch über die Mittel verfügt, durch Selbstanwendung – also durch Reflexion der Reflexion – den Schein zu korrigieren, den sie erzeugt ('*ordo inversus*').

81 *Ebd.*

82 *Ebd.*, S. 112, Nr. 14.

83 *Ebd.*, S. 110, Z. 20-24.

Ad 1. 'Selbstgefühl'

Den Eingangsnotaten über Identität und verstellende (in 'Schein' verkehrende) Bezeichnung folgt ein neuer Einsatz (wenn Mähls Datierung wirklich korrekt ist), beginnend mit Nr. 15, den Novalis kurioserweise *Unbestimmte Sätze* überschreibt. Er räsoniert über die Weise, wie der Philosophie ihr ureigenster Gegenstand: das Subjekt *als* Subjekt, ungegenständlich, gegeben sein könnte⁸⁴:

Was könnte es wohl seyn?

Sie handelt von einem Gegenstande, der nicht gelernt wird. Wir müssen aber alle Gegenstände lernen – Also von gar keinem Gegenstande. Was gelernt wird muß doch verschieden seyn von dem Lernenden ['Voraussetzung der Verschiedenheit!']. Was gelernt wird ist ein Gegenstand – also ist das Lernende kein Gegenstand. Könnte also die Philosophie vielleicht vom Lernenden handeln, also von uns, wenn wir Gegenstände lernen?

Die Philosophie ist aber selbst im Lernenden. Nun da wird sie Selbstbetrachtung seyn. Ey! wie fängt es der Lernende an sich selbst in dieser Operation zu belauschen. Er müßte sich also lernen – denn unter lernen verstehen wir überhaupt nichts, als den Gegenstand anschauen und ihn mit seinen Merckmale[n] uns einzuprägen. Es würde also wieder ein Gegenstand. Nein Selbstbetrachtung kann es nicht seyn, denn sonst wäre sie nicht das Verlangte. Es ist ein Selbstgefühl vielleicht. Was ist denn ein Gefühl?

/Die Philosophie ist ursprünglich ein Gefühl. Die Anschauungen dieses Gefühls begreifen die filosofischen Wissenschaften/⁸⁵.

Nun folgen die oben angedeuteten Bestimmungen des Gefühls als einer Art Rezeptivität gegen das Sein. Es ist eine Art des «Nichtwissens», ein «Gesetzseyn [bedingt durch] ein Nichtsetzen»⁸⁶. Dem Gefühl wird ein Jacobi'sches «Urseyn» gegeben⁸⁷: eben das, was früher «Identität» hieß. Die hier vorliegende Kenntnis ist also nicht intellektuell, sondern passiv (wie die sinnliche). Nach Kants Sprachregelung, derzufolge gilt: «intellectuel ist das, dessen Begriff ein Thun ist»⁸⁸. Hier aber liegt eine Einsicht vor, die nicht auf Spontaneität/Selbsttätigkeit beruht. Fichtes spätere Rede von der

84 *Ebd.*, S. 113, Nr. 15, Z. 12 ff.

85 *Ebd.*, S. 113, Z. 27 f.

86 *Ebd.*, S. 125, Z. 1 mit Z. 3.

87 *Ebd.*, S. 142, Nr. 63; vgl. Friedrich Heinrich Jacobi, *Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn*, in ders., *Werke*, a.a.O., Bd. 1.1: *Schriften zum Spinozastreit*, hrsg. v. Klaus Hammacher – Irmgard-Maria Piske, Meiner-Frommann-Holzboog, Hamburg-Stuttgart-Bad Cannstatt 1998, S. 98.

88 Immanuel Kant, *Gesammelte Schriften*, hrsg. v. der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Reimer, Berlin 1900 ff., 1911 ff., Bd. 17, S. 447, Nr. 4182.

Tätigkeit, der ein Auge eingesetzt ist⁸⁹, bewegt sich in den Fußstapfen von Novalis' Einsicht.

Nun ist bezeichnend, dass Novalis diese Prä-reflexivitäts-Fährte nicht weiter verfolgt. Von der Hintergebarkeit der Reflexion auf direktem Weg scheint er nicht wirklich überzeugt: «Das Gefühl kann sich nicht selbst fühlen»⁹⁰; «[d]as Gefühl läßt sich nur in der Reflexion betrachten»⁹¹. Ebenso wenig überzeugt ist er von der Operation mit einer «intellektuellen Anschauung». Sie kann nicht für ein wirkliches (in Zeichen darstellbares), also nicht für ein repräsentables Bewusstsein gelten. Unter dem Blick der Reflexion «zerfällt [sie] in zwei Theile – in das Gefühl und in die Reflexion – denn aus diesen ist sie zusammengesetzt»⁹². Das heißt: Novalis bricht seine – vielversprechende und originelle – Untersuchung ab und wendet sich einem zweiten Weg zu⁹³.

Ad 2. Der 'Ordo inversus' der Reflexion

Er bringt die entscheidende Wendung – die auf hoch spekulative Weise Novalis' Hängenbleiben im Reinhold'schen Repräsentationsmodell belegt. Er schreibt:

[M]an will Nichtreflexion durch Reflexion darstellen und kommt eben dadurch nie zur Nichtreflexion hin⁹⁴.

Es [das Gefühl] läßt sich nur in der Reflexion betrachten – [aber] der Geist des Gefühls ist da heraus [= das in ihm sich eigentlich Offenbarende: die 'Identität' oder das 'Urseyn']. Aus dem Produkt [nämlich der intellektuellen Anschauung] läßt sich [aber] nach dem Schema der Reflexion auf den Produzenten schließen⁹⁵.

Dabei verfährt Novalis nach dem Motto: «Die Wunde heilt der Speer nur, der sie schlug»⁹⁶. Die von der Reflexion angerichtete

89 Johann Gottlieb Fichte, *Sämtliche Werke*, a.a.O., Bd. 2, S. 19 und S. 37; Bd. 4, S. 33.

90 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 114, Z. 2; vgl. Z. 18-21.

91 *Ebd.*, S. 107, Z. 8.

92 *Ebd.*, Z. 11 f.

93 Ich habe ihr die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet und sie in ihren historischen Kontext eingebettet, auch auf zeitgenössische Selbstbewusstseinstheorien bezogen, in Frank, *Selbstgefühl*, a.a.O.

94 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 122, Nr. 25, Z. 17-19.

95 *Ebd.*, S. 107, Z. 8-10.

96 Richard Wagner, *Sämtliche Schriften und Dichtungen*, Volksausgabe, Bd. 10, Breitkopf und Härtel, Leipzig 1911, S. 375.

Verzerrung und Verkehrung kann nur durch eine abermalige Verkehrung für das *Bewusstsein* repräsentiert werden⁹⁷. 'Reflexion' heißt ja wörtlich: Spiegelung, und alles Gespiegelte ist seiten- und tiefenverkehrt⁹⁸. Novalis unterscheidet das Repräsentat mit den Worten «in der That», «das Seyn», «primo», «an sich» oder «im Grunde» vom repräsentierenden Spiegel («scheinbar», «im Bilde», «secundario», «für mich», «im Bewußtseyn»).

Es wechselt Bild und Seyn. Das Bild ist immer das Verkehrte vom Seyn. Was rechts an der Person ist, ist links im Bilde⁹⁹.

97 Wie dieser von Novalis *ordo inversus* getaufte Mechanismus im Einzelnen funktioniert, habe ich wiederholt im Detail vorgeführt: Manfred Frank, *Die Philosophie des sogenannten 'magischen Idealismus'*, in «Euphorion», 63 (1969), S. 88-116: 90-98, wiederabgedruckt in ders., *Auswege aus dem deutschen Idealismus*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2008, S. 30 ff; ders., *Das Problem 'Zeit' in der deutschen Romantik. Zeitbewußtsein und Bewußtsein von Zeitlichkeit in der frühromantischen Philosophie und in Tiecks Dichtung*, Winkler, München 1972, S. 142-157, Neudruck mit Nachwort, Schöningh, Paderborn 1990; ders. – Gerhard Kurz, 'Ordo inversus'. Zu einer Reflexionsfigur bei Novalis, Hölderlin, Kleist und Kafka, in *Geist und Zeichen. Festschrift für Arthur Henkel*, hrsg. v. Herbert Anton – Bernhard Gajek – Peter Pfaff, Winter, Heidelberg 1977, S. 76-96; ders., «Unendliche Annäherung», a.a.O., S. 807 ff. Hier zeigt sich einmal mehr, dass Novalis Bewusstsein als Repräsentation denkt. Auch Selbstbewusstsein ist ein gegenständliches Für-sich-Sein, wodurch sich sein Sein in Schein verwandelt. «Ich [ist] im Grunde nichts [...] – Es muß ihm alles Gegeben werden» (Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 273, Z. 31 f.). Es ist «ein unrechtes Seyn», «ein Seyn außer dem Seyn [...], ein Bild», ein *Mindersein* (ein platonisches *má ón*, zwar kein *ouk ón*, ein überhaupt und in keiner Hinsicht Seiendes, wohl aber ein *néant d'être* (*ibd.*, S. 106, Nr. 2, Z. 4-12). Dazu ausführlich mit vielen weiteren Belegen Frank, *Selbstgefühl*, a.a.O., Kap. XII. «Reflectirt das Subject aufs reine Ich [so nennt Novalis hier das Subjekt in seiner reinen Ungegenständlichkeit] – so hat es nichts – indem es was für sich hat – reflectirt es hingegen nicht darauf – so hat es für sich nichts – indem es was hat» (Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 117 f., Nr. 49). Zur Erläuterung (und zugleich zur Illustration der Hast, mit der Novalis Mittelglieder seines Arguments überspringt): «Wenn das Gefühl *Was* ist, so ist die Reflexion *nichts* [...] und so umgekehrt. Beydes kann aber nur in der Reflexion statt finden, also nothwendig im *Was* – in der Hälfte – die *just* Realität ist – also ist beyde mal das Nichts ein Nichts – und also ein *Was* – das ist die Täuschung der Wechselwirkung» (*ibd.*, S. 118, Nr. 20).

98 Genau so Schelling in der Erlanger Einleitungsvorlesung vom Januar 1821: Friedrich Schelling, *Initia philosophiae universae. Erlanger Vorlesung 1820-1821* (Nachschrift Enderlein), hrsg. v. Horst Fuhrmann, Bouvier, Bonn 1969, S. 44 und 47 f. Das Original dieser Vorlesung ist erhalten und 2020 erschienen: Friedrich Schelling, *Historisch-kritische Ausgabe*, hrsg. v. Thomas Buchheim – Jochem Hennigfeld – Wilhelm G. Jacobs – Jörg Jantzen – Siegbert Peetz, Bd. 2.10: *Initia Philosophiae Universae. Erlanger Vorlesungen WS 1820/21*, hrsg. v. Alexander Bilda – Anna-Lena Müller-Bergen – Philipp Schwab, unter Mitarbeit v. Philipp Höfele – Petr Rezvykh – Simone Sartori – Sören Wulf, Frommann-Holzboog, Stuttgart 2020.

99 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 142, Z. 15-17; vgl. *ibd.*, S. 153, Nr. 107, Z. 1-2.

Der relative Gesichtspunkt dreht immer die Sache um¹⁰⁰.

Reflexion wird hier, was Gefühl ist – Gefühl, was Reflexion ist – sie tauschen ihre Rollen¹⁰¹.

Kurz: Das Bewusstsein ist

nicht, was e[s] vorstellt, und stellt nicht vor, was e[s] ist¹⁰².

Mit gewechselter Terminologie (der 'Zustand', der etwas früher noch 'Gegensatz' hieß, entspricht dem 'Gefühl', der 'Gegenstand' dem Gehalt der Reflexion):

Der Erstere läßt sich nur im Zweyten *erkennen* – der Zweyte nur d[urch] den Ersten *begründen*¹⁰³.

Der Gegenstand setzt einen Gegensatz [ein durch Selbstgefühl erschlossenes, ungegenständliches oder urständliches Gefühl] voraus. Der Gegensatz kann aber nur als Gegenstand in die Reflexion kommen!¹⁰⁴

Wenn sich das endliche Bewusstsein zum Unbeschränkten vorspannt, erscheint ihm das als «scheinbares Schreiten vom Unbeschränkten zum Beschränkten»¹⁰⁵.

Erst eine doppelt angewandte Reflexion spiegelt die ursprünglichen Verhältnisse wieder ins Richtige. Nun erscheint die Bewegung – als «Resultat der Reflexion» – korrekt als «scheinbares [weil in Erscheinung tretendes, dem Bewusstsein zugängliches] Schreiten vom Unbeschränkten zum Beschränkten»¹⁰⁶.

100 *Ebd.*, S. 122, Nr. 25, Z. 9 f.

101 *Ebd.*, S. 126, Nr. 33, Z. 30 f.

102 *Ebd.*, S. 226, Nr. 330, Z. 13 f.

103 *Ebd.*, S. 217, Nr. 205, Z. 26 f.

104 *Ebd.*, S. 197, Z. 19 f.

105 *Ebd.*, S. 114, 117, Z. 22 f., 122, Nr. 25.

106 *Ebd.*, S. 107, Nr. 3, Z. 13 f. Wir werden sehen, dass dies genau die D emarche ist, die Hölderlin 1800 in seinem Aufsatz über *Die Verfahrensweise des poetischen Geistes* befolgt. Ich erwähne sie hier nur, weil ich mich auf Hölderlins philosophische Anfänge beschränke. Aber die Übereinstimmung mit den Überlegungen des Novalis zur Reflexions-Reflexion ist so schlagend, dass der Vergleich der beiden ohne diese Erwähnung unvollständig bliebe.

4. DIE SCHWIERIGKEIT, MIT DER HÖLDERLIN UND NOVALIS KÄMPFEN, ERGIBT SICH AUS IHREM STECKENBLEIBEN IM REINHOLD'SCHEN VORSTELLUNGS-MODELL

Darf man abschließend urteilen, dass die beiden eine gangbare Lösung für ihr so scharfsinnig analysiertes Problem gefunden haben? Nein. Beide halten Bewusstsein für das *Ergebnis* einer differenziellen Selbstbegegnung der Vorstellung. Deren Untauglichkeit zur Erklärung von Selbstbewusstsein zeigen sie siegreich und suchen ihre explikativen Defizite – immanent – durch zwei Auswege zu kompensieren.

1. (Der Weg Hölderlins:) Die reduplikative Selbstkenntnis des Bewusstseins ('sich *als* sich', der *De-se-constraint*) verlangt einen Bewusstseins-transzendenten Einheits- und Wissensgrund ('Seyn' oder 'Identität'), den die Reflexion nicht aus eigenem Bestand schöpft. Er muss also postuliert werden – nach Art einer Idee im kantischen Sinne. Das wird – neben der Zuflucht zur Ästhetik – letztlich seine Lösung sein. Diese Ausflucht ist aber nicht einleuchtend, denn auch der 'transzendente Grund' (wie Schleiermacher ihn nennen wird)¹⁰⁷ muss irgendwie als des Subjekts selbsteigener Grund erfasst werden. Anders: Auch der transzendente Grund scheitert am *De-se-constraint*.
2. (Der Weg des Novalis:) Die Reflexion, die die Einsicht in diesen Einheitsgrund verstellt, muss gegen sich selbst gekehrt werden. Durch Verkehrung der Verkehrung wird das An-sich des Selbstbewusstseins indirekt erschlossen. Auf diesem Weg wird Hölderlin Novalis in den Frankfurter Jahren folgen.
Freilich: Auch dieser Weg überzeugt nicht. Wie soll ich durch Negation der Negation indirekt das erkennen, was nie unabhängig/positiv in direkter Kenntnis präsentiert war? Novalis sagt es selbst: «Man muß den Begriff schon wesentlich im Kopfe haben, den man lernen soll»¹⁰⁸.

107 Friedrich Schleiermacher, *Dialektik*, hrsg. und eingel. v. Manfred Frank, Teil 2, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2001, Kap. 5, vor allem: *Die Vorstellungen vom transzendenten Grunde und das Ideal des Wissens*, S. 270-273.

108 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 363, Nr. 535.

5. WIE KÖNNTE EINE ALTERNATIVE AUSSEHEN, DIE BEIDE WEGE VERMEIDET?

Dazu kann ich nur noch knappe Andeutungen machen – denn jetzt verlasse ich die sichere Straße der Textauslegung und der Problemgeschichte.

Nach meiner Überzeugung muss das Problem des Bewusstseins entkoppelt werden von dem des Denkens; und da Wissen eine Form des Denkens ist, auch von dem des Wissens¹⁰⁹. Hölderlin und Novalis denken aber in der kantisch-fichtischen Tradition, die Selbstbewusstsein mit Ich-Bewusstsein identifiziert und darunter etwas kognitiv Anspruchsvolles versteht. Kants 'oberster Grundsatz' heißt ja: 'Ich denke', und aus ihm leitete er die Kategorien des Verstandes – des Denk- oder Urteilsvermögens – ab.

Tatsächlich sind ja Kognitionen intentional, transitiv oder repräsentational. Sie artikulieren sich über Kognitionsverben, die einen inneren Akkusativ nach sich ziehen, typischerweise eine Proposition. Dabei gilt erstens: Die Gehalte beider Satzteile sind verschieden. Und zweitens können, aber müssen Gedanken – und allgemein: propositionale Einstellungen – nicht bewusst sein. (So ist uns eine ganze Reihe habitualisierter Überzeugungen, Wünsche, Vorlieben usw. gerade jetzt nicht bewusst; Gedanken 'kommen uns' oder 'fallen uns ein', wie wir sagen; sie lassen sich nicht vom Bewusstsein kommandieren). Bewusst – und zwar notwendig bewusst – sind uns aber unbegriffliche Erlebnisse, für die es charakteristisch ist, dass uns in ihnen irgendwie 'zumute' ist¹¹⁰. Deren syntaktische Struktur ist aber nicht asymmetrisch oder transitiv. Sie haben kein Ich als Träger, sondern sind zunächst sich selbst (nicht ihrem Besitzer) erschlossen. Anders gesagt: Sie sind nicht Gegenstände einer Repräsentation. (Novalis folgte also einer richtigen Intuition, als er Gefühle von reflektierten

109 Dabei hatten schon Aenesidemus und – ein Jahr früher – Novalis' früherer Hauslehrer, Lebenshelfer und Freund Carl Christian Erhard Schmid gezeigt, dass Bewusstsein nicht als Modus, gar als Vergegenständlichung der Vorstellung zu denken ist (Frank, *«Unendliche Annäherung»*, a.a.O., S. 292 ff.). Das können Novalis und Hölderlin zugeben. Aber sie haben keinen alternativen Elementarbereich einer Philosophie des Geistes zur Hand als den der vergegenständlichenden und über einer inneren Spaltung errichteten Vorstellung. Einige mentale Ereignisse sind eben keine Vorstellungen/Repräsentationen.

110 Alexius Meinong, *Über emotionale Präsentation*, in ders., *Gesamtausgabe*, hrsg. v. Rudolf Haller – Rudolf Kindinger, unter Mitw. v. Roderick Chisholm, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1973, Bd. 3, § 11, bes. S. 59; dazu Johann Christian Marek, *Alexius Meinong*, in *Stanford Encyclopedia of Philosophy*, 2008, <<https://plato.stanford.edu/entries/meinong/>>, Kap. 3.1.2 (letzter Zugang: 1. Oktober 2022).

Einstellungen zunächst unterschied, dann aber doch in eine epistemische Abhängigkeit von Gedanken – von der ‘Reflexion’ – brachte)¹¹¹. Anders als Objekte schatten sich intransitive Bewusstseinszustände nicht ab, wie es empirische Objekte tun, sondern sind «restlos» oder «adäquat» erschlossen¹¹². Wir befinden uns ‘in ihnen’ – oder wir sind, wie man etwas altmodisch sagt, ihrer inne. Das Phänomen wird uns so präsentiert, wie es sich ‘an ihm selbst zeigt’. In Husserls Worten: «Zwischen dem erlebten oder bewußten Inhalt und dem Erlebnis selbst ist kein Unterschied»¹¹³. Es bedarf keines Besitzer-Dativs und keines Für-sich, um die Einheit anzuzeigen, *der* sie erschlossen sind.

Henrich, dem wir soviel Einsicht in die philosophische Grundeinsicht Hölderlins verdanken, hatte 1970/1971, im Anschluss an Aron Gurwitsch, von einem anonymen Bewusstseinsfeld ohne jede wissende Selbstreflexion gesprochen. Es ist völlig leer, d. h., es hat keine intrinsischen Eigenschaften, die seinen Blick auf die Welt trüben oder verstellen könnten. Gewiss ist Mannigfaltigkeit und Wechsel des Gehalts eine äußere Bedingung von Bewusstsein («Semper idem sentire et non sentire ad idem recidunt»)¹¹⁴. Aber das ist keine Eigenschaft des Bewusstseins, sondern eben seines Gehalts. Anders gesagt: Die strukturelle Differenziertheit des Bewusstseinsfeldes ist eine Eigenschaft des Feldes, nicht des Bewusstseins. Das Bewusstsein selbst ist leer. (Auch diese Einsicht könnte Novalis unterschreiben, wie wir gesehen haben).

Die Kenntnis, die dies transparente Feld ‘von sich selbst’ hat, artikulieren wir zwar unter Gebrauch von Reflexpronomina. Die sind aber völlig überflüssig und sogar unangemessen. Denn Bewusstsein hat, wie Castañeda gern sagt, nicht den Charakter einer inneren ‘Konfrontation’ oder Entgegensetzung, es hat nicht den Charakter

111 Auch Hölderlins spätere Rede von der «reinen Innigkeit» des Bewusstseins kam dem nahe. Ein deutlicheres Bewusstsein von der Problematik verrät aber Hardenbergs Operation mit einem «nicht-setzenden» und «nicht-wissenden» Bewusstsein, das er «Gefühl» und später – im Gegensatz zum «gegenständlichen» – das «zuständliche Bewusstsein» nannte (Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 206 ff.). Die Intuition liegt offen in dem Notat: «Die Philosophie ist ursprünglich ein Gefühl. Die Anschauungen dieses Gefühls begreifen die philosophischen Wissenschaften» (*ebd.*, S. 113, Nr. 15).

112 Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen*, Bd. 2.1: *Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis*, Niemeyer, Tübingen 1980, S. 355.

113 *Ebd.*, S. 352.

114 Thomas Hobbes, *Opera quae latine scripsit omnia*, hrsg. v. William Molesworth, Bd. 1, Pars IV, Caput XXV, John Bohn, London 1839-1845 (Neudruck 1962), S. 321; vgl. Salomon Maimon, *Versuch über die Transcendentalphilosophie*, in ders., *Gesammelte Werke*, hrsg. v. Valerio Verra, Bd. 2, Olms, Hildesheim 1965, S. 132: «Hätte ich beständig die Vorstellung roth z.B.[.] ohne irgend eine andere Vorstellung zu haben, so könnte ich niemals zum Bewußtseyn derselben gelangen».

des 'Für-sich-Seins', auf dem Hölderlin besteht¹¹⁵. Der Ausdruck 'non-confrontational' soll darauf aufmerksam machen, dass uns die Sprache an der Nase führt, wenn sie uns von 'Schmerzempfindungen' so reden lässt, als bedürfe der Schmerz einer zusätzlich ihn 'dingfest' machenden Empfindung, um weh zu tun. Wir sind, wie man etwas gewählt sagen kann, eines Erlebnisses vielmehr 'inne' (und können, mit einer solchen Formulierung, sogar das obligatorische Reflexivpronomen vermeiden). Pothast, der ebenfalls den «nicht konfrontativen» Charakter des Bewusstseins betont¹¹⁶, spricht etwas geheimnisvoll, aber erhellend von seinem «Innengrund»¹¹⁷. In seiner Dissertation *Über einige Fragen der Selbstbeziehung* hatte er gar vorgeschlagen, Bewusstsein zu denken als einen «gänzlich objektive[n] Prozeß, in dem Sinn, daß kein Moment eines wissenden Selbstbezugs daran auftritt»¹¹⁸. Früher schon (1968) hatte Sydney Shoemaker darauf aufmerksam gemacht, dass die Art und Weise, wie wir mit Erlebnissen bekannt sind, nicht 'gegenständlich' (objectual) ist¹¹⁹. Und Volker Beeh und andere haben gezeigt, dass wir unsere Sprache, ja die gesamte Logik von jedem Rekurs auf Reflexivität befreien können, ja sollen¹²⁰.

In diesem anonymen, im Wortsinne prä-reflexiven Feld kommen natürlich auch 'ich'-bewohnte Gedanken auf; und deren Struktur ist von der der Erlebnisse spezifisch verschieden. Aber was sie *bewusst* macht, ist nicht, wie Fichte, Novalis und Hölderlin glaubten, irgendeine Beziehung oder Unterscheidung der Vorstellung zu sich oder zu Subjekt und Objekt. Es scheint sich bei der Kenntnis, die das Bewusstsein von sich selbst hat (hier bedienen wir uns – schwer vermeidlich – schon wieder einer reflexiven Formulierung), um ein völlig

115 Castañeda, *The Phenomeno-Logic*, a.a.O., S. 248.

116 Ulrich Pothast, *Über einige Fragen der Selbstbeziehung*, Klostermann, Frankfurt a.M. 1971, S. 21 f. und 32 ff.

117 *Ebd.*, S. 108.

118 Pothast, *Über einige Fragen der Selbstbeziehung*, a.a.O., S. 76.

119 Sydney Shoemaker, *Identity, Cause, and Mind. Philosophical Essays*, Cambridge University Press, Cambridge, S. 14 f.; ders., *A Materialist's Account*, in *Personal Identity*, hrsg. v. Sydney Shoemaker – Richard Swinburne, Blackwell, Oxford 1984, S. 67-132: 104 f.

120 Volker Beeh, *Irreflexivität in Vasubandhus Abhidharmako'sa* (unveröffentlichtes Typoskript, 2007); Kai F. Wehmeier, *How to Live without Identity – and Why?*, in «Australasian Journal of Philosophy», 90 (2012), S. 761-777; Pardey, *Identität, Existenz und Reflexivität*, a.a.O.; dazu: Manfred Frank, *Ist Selbstbewusstsein eine 'wissende Selbstbeziehung'?*, in *Selbstbewusstsein. Dieter Henrich und die Heidelberger Schule*, hrsg. v. Manfred Frank – Jan Kuneš, Metzler, Heidelberg 2002, S. 69-98; ders., *In Defence of Pre-Reflective Self-Consciousness – The Heidelberg View*, in «The Review of Philosophy and Psychology», 12 (2022), S. 2-17.

relationsloses mentales Ereignis zu handeln, dessen Strukturierung (wenn dieser Ausdruck überhaupt angemessen ist) der Bewusstseinsphilosophie bisher so wenig gelingt wie der Hirnforschung. Ich habe Vorschläge in diese Richtung gemacht¹²¹.

6. EIN AUSBLICK AUF SPÄTERE PROBLEMLÖSUNGSVERSUCHE DES NOVALIS UND HÖLDERLINS

Aber ich bin dabei, einen anderen Aufsatz zu beginnen, der nicht mehr zur Aufklärung der philosophischen Anfänge Hölderlins und Hardenbergs im Jahr 1795 beiträgt – und breche schleunigst ab. Wohl aber darf ich noch einen knappen Blick auf die Lösungsvorschläge werfen, die beide in späteren (zu Lebzeiten unpublizierten) Entwürfen dem oben skizzierten Problem zugeordnet haben.

Mein Eindruck ist: Beide flüchten sich in ästhetische Surrogat-Lösungen oder kehren zur kantischen Ideenlehre zurück. Der Besitz eines Absoluten weicht endgültig der Vorstellung einer ‘unendlichen Annäherung’ an eine Idee im kantischen Sinne. Auch diese Lösungen können nicht befriedigen.

Aber ich muss sie zunächst vorstellen – und zwar in denkbarer Verkürzung.

6.1 *Die ästhetische Lösung des Novalis*

Die ästhetische Lösung des Novalis sieht etwa so aus: Kants berühmte Bestimmung der ‘ästhetischen Idee’ – als einer vom Begriff nicht bezwingbaren Sinnfülle¹²² – wird ausgebeutet und umgedeutet in eine indirekte Darstellung des (mit Mitteln der Reflexion) Undarstellbaren. Die ‘ästhetische Idee’ ist damit das Gegenstück einer Vernunftidee, die sich nicht veranschaulichen lässt (sie ist ‘indemonstrabel’). Ästhetische Ideen sind umgekehrt ‘inexponibel’, d.h., dass kein Begriff ihre Sinnfülle erschöpfen kann¹²³. Der § 59 zeigt nun, dass auch Vernunftideen (wie die des ‘Sittlichguten’) einer indirekten – Kant sagt:

121 Frank, *Ist Selbstbewusstsein eine ‘wissende Selbstbeziehung’?*, a.a.O.; ders., *In Defence of Pre-Reflective Self-Consciousness*, a.a.O.

122 Immanuel Kant, *Schriften zu Ästhetik und Naturphilosophie*, hrsg. v. Manfred Frank – Véronique Zanetti, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt a.M. 1996, S. 192 f., § 49; korrigierter Neudruck in ders., *Schriften zur Ästhetik und Naturphilosophie: Text und Kommentar*, hrsg. v. Manfred Frank – Véronique Zanetti, Insel, Frankfurt a.M. 2009. Die Paginierung der B-Auflage der *Kritik der Urteilskraft* ist in dieser Ausgabe in Klammern mit angegeben.

123 Vgl. die Anm. 1 zum § 57 von Kants *Kritik der Urteilskraft*.

'symbolischen' – Darstellung fähig sind: Die sinnliche Undarstellbarkeit der Vernunft kommt durch die begriffliche Unausschöpfbarkeit des Sinnlichen – also indirekt und gleichsam chiasmatisch – zur Darstellung. Dabei verlangt die semantische Widerständigkeit des ästhetischen Gehalts dem Rezipienten/der Rezipientin eine Unlust-Überwindung, eine Anstrengung ab. Anders gesagt – und anders als bei Hölderlin – bietet das Kunstwerk keine positive Lösung, sondern präsentiert sich als Appell: als nie zu erledigender Deutungsantrag. Ich erinnere nur an zwei bekannte Äußerungen des Novalis:

Vom Unerreichbaren, seinem Character nach, läßt sich keine Erreichung denken – es ist gleichsam nur der idealische Summenausdruck der ganzen Reihe [...]. Die höchsten Kunstwerke [sind darum] schlechthin *ungefällig* – Es sind Ideale, die uns nur approximando gefallen können – und *sollen* – ästhetische Imperative¹²⁴.

Die Unbezwingbarkeit des Wissens-Grundes durch die Reflexion lässt sich nur indirekt, nämlich *symbolisch* darstellen. Weil diese Lösung nicht 'tautegerisch'¹²⁵, sondern in Termen eines verschiedenen Repräsentationssystems gelingen kann, nennt Friedrich Schlegel sie 'allegorisch': etwas andres sagend, etwas anderes meinend (*álía kai állos agoreúein*)¹²⁶.

Am besten trifft Novalis den Nervenpunkt des Problems, an welchem das erkenntnistheoretische Dilemma in eine ästhetische Auflösung überführt wird, mit den folgenden Aufzeichnungen. Wir können einsehen, notiert er, dass, «wenn der Character eines gegebenen Problems Unauflöslichkeit ist, [...] wir dasselbe [lösen], wenn wir seine Unauflöslichkeit [als solche] darstellen»¹²⁷. Und die 'Poësie' ist genau dies: «Darstellung des Undarstellbaren» als eines solchen¹²⁸.

Hier zeigt sich ein deutlicher Unterschied zu Hölderlin: Hölderlin hält das 'Unendliche' im Kunstwerk für tatsächlich – also symbolisch, nicht allegorisch – realisiert¹²⁹. Novalis belässt auch dem Kunstwerk den Charakter eines 'ungefälligen' Auftrags von der Art eines 'ästhetischen

124 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 3, S. 413, Nr. 745; vgl. *ebd.* Nr. 748.

125 Schelling gibt an, den Ausdruck von Coleridge zu entlehnen (Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, *Sämtliche Werke*, hrsg. v. K.F.A. Schelling, Abt. 2, Bd. 1, Cotta, Stuttgart 1856, S. 195 f.).

126 Z.B. August Wilhelm Schlegel, *Philosophische Vorlesungen (1800-1807)*, Teil 1, hrsg. v. Jean-Jacques Eichstett, in *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, hrsg. v. Ernst Behler, unter Mitw. v. Jean-Jacques Anstett – Hans Eichner, Bd. 12, Schöningh, München-Paderborn-Wien 1964, S. 214.

127 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 3, S. 376, Nr. 612.

128 *Ebd.*, S. 685, Nr. 671.

129 Vgl. Hölderlins Brief an Schiller vom 5. Mai 1795.

Imperativs'. Er lädt nicht zum Quietismus ein, sondern fordert Arbeit. Es beruhigt nicht mit einer Lösung, sondern erregt das Gefühl einer ewig unbefriedigten «Sehnsucht nach dem Unendlichen», wie Friedrich Schlegel das Wort 'Philosophie' frei und treffend übersetzt¹³⁰. Diese Sehnsucht kennt auch Hölderlin, den Hegel in einem eigenen Kapitel der *Phänomenologie des Geistes* mit den Schlegels und Novalis vermutlich in den gegen die Romantik allgemein gerichteten Vorwurf einbegreift, im Stadium des «unglücklichen Bewußtseins» zu verharren: «[...] immer / Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht»¹³¹.

Freilich: Die Paradoxien eines repräsentationalen Zugangs zum Selbstbewusstsein sind in der ästhetizistischen Problemauflösung, die Novalis in den Jahren nach den *Fichte*-Studien betreibt, fast untergegangen und vergessen. Es geht dem Autor nurmehr um die Darstellung des Undarstellbaren, das die Idealisten das Absolute nannten.

6.2 Hölderlins ästhetische Lösung

Anders als Novalis weicht Hölderlin dem alten Rätsel des Selbstbewusstseins nicht aus, wenn er die Lösung im Bereich der Dichtung sucht. Er ist immer noch dem *De-se*-Problem auf der Spur, das er in *Urtheil und Seyn* so helllichtig beschrieben hatte. Tatsächlich überträgt Hölderlin die Lösung des (erkenntnistheoretischen) *De-se*-Problems nun aber – im Jahre 1800 – der Dichtung.

Das lässt sich am besten belegen durch die große Fußnote zur *Verfahrungsweise des poetischen Geistes*. Hier ist die Rede von der «subjektiven Natur»¹³² oder «ursprüngliche[n] poetische[n] Individualität, d[em] poetische[n] Ich»¹³³. Ich muss ganz unangemessen kurz sein: In diesem Text wird ein Zustand bewusstloser – prä-reflexiver – 'Innigkeit', die eben auch 'subjektive Natur' oder 'Alleinseyn' des Geistes heißt¹³⁴, einem Zustand des 'reellen' oder 'directen' oder 'geraden Gegensatzes' gegenübergestellt. Jener (in dem eine Andeutung von Gegensätzlichkeit der Einheit nichts antut¹³⁵ und die darum 'harmonisch' heißt) ist

130 Friedrich Schlegel, *Philosophische Lehrjahre 1796-1806*, Teil 1, hrsg. v. Ernst Behler, in *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, a.a.O., Bd. 18, Schöningh, München-Paderborn-Wien 1963, S. 418, Nr. 1168; S. 420, Nr. 1200; ders., *Philosophische Vorlesungen (1800-1807)*, Teil 1, hrsg. v. Jean-Jacques Eichstett, in *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, a.a.O., Bd. 12, S. 7 und 51.

131 Friedrich Hölderlin, *Mnemosyne*, in *Sämtliche Werke und Briefe in drei Bänden*, a.a.O., Bd. 1: *Gedichte*, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt a.M. 1992, S. 364-365.

132 Hölderlin, *Hyperion, Empedokles, Aufsätze*, a.a.O., S. 539 f., *passim*.

133 *Ebd.*, Z. 4 f.

134 *Ebd.*, S. 542, Z. 7; S. 540, 2. Abschn. der Anm.

135 Der bloß «harmonische Wechsel» ist «nicht fühlbar und [treibt] ein leeres

unbewusst, dieser bewusst. Aber nur jener garantiert Einheit, dieser zerstört sie. Zunächst zeigt Hölderlin, dass die Entgegensetzung im Selbstbewusstsein entweder *reell* (also *direct* oder *gerad*) erfolgt – dann ist die Einheit *unerkennbar*. Oder sie erfolgt *nicht realiter*, nämlich bloß *harmonisch*; dann entzieht sich die *Einheit* ebenfalls unserem Bewusstsein. Sie ist mangels Materialisierung-durch-Gegensatz ‘unföhlbar’. Wir erinnern uns an Fichtes «Reflexionsgesetz alles unseres Erkennens» – und Hölderlins «Föhlen» ist hier ein Modus des Erkennens –, wonach alle Erkenntnis an die Ausdifferenzierung des Bewusstseinsfeldes, also an die Regel der Bestimmung-durch-Gegensatz gebunden ist¹³⁶. Ihr entgeht auch das Ich oder Selbstbewusstsein nicht. Denn der Geist im Zustand des Alleinseins föhlt sich selbst nicht¹³⁷ – wie bei Novalis.

Hölderlins frohgemuter Lösungsvorschlag ist offenkundig zirkulär:

Setze dich *mit freier Wahl* in harmonische Entgegensetzung mit einer *äußeren* Sphäre, so wie du in dir selbst in harmonischer Entgegensetzung bist, von Natur, *aber unerkennbarer weise* [*sic*] so lange du in dir selbst [im Zustande des geistigen Alleinseins] bleibst¹³⁸.

Denn was bloß ‘harmonisch’ entgegensetzt ist, erreicht nur das inner-subjektive Andere, also bloß das Andere seiner selbst, das geistige Andere, betreibt also nur ein «leeres leichtes Schattenspiel»¹³⁹ und verfehlt den Bewusstseins-stiftenden reellen oder materiellen Gegensatz. Dem kann ich aber meine Selbsttheit nur entnehmen, wenn ich mit ihr vorher schon vertraut war, ohne durch das Reflexionsgesetz alles unseres Erkennens daran gehindert zu sein.

Nun hat Hölderlins Poetik ein zweites Eisen im Feuer, das gerade diesem Reflexionsgesetz Rechnung trägt. Er nennt es das

leichtes Schattenspiel» (Hölderlin, *Hyperion, Empedokles, Aufsätze*, a.a.O., S. 527, Z. 25-27).

136 Diese Regel erkennen auch Novalis und Schelling an: «Jedes Ding ist nur dann entgegengesetzt, wenn es das, was es ist[,] nur durch ein bestimmtes Seyn des Andern ist» (Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 234, Nr. 471). Schelling spricht vom «Grundgesetz des Gegensatzes»: «Jedes Ding, um sich selbst zu manifestiren, bedarf etwas, was nicht es selbst ist *sensu stricto*» (Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, *Sämtliche Werke*, a.a.O., Abt. 1, Bd. 7, Cotta, Stuttgart-Augsburg 1860, S. 435).

137 In einem Entwurf zum *Hyperion* heißt es: «Der leidensfreie reine Geist befaßt / Sich mit dem Stoffe nicht, ist aber auch / Sich keines Dings und seiner nicht bewußt, / Für ihn ist keine Welt, denn außer ihm / Ist nichts» (Hölderlin, *Hyperion, Empedokles, Aufsätze*, a.a.O., S. 212, Z. 131-135). Die Stelle zeigt *en passant*, dass Hölderlin das Selbstbewusstsein hier als einen Sonderfall des Gegenstandsbewusstseins versteht – also gemäß dem Reinhold'schen Vorstellungs-Paradigma.

138 *Ebd.*, S. 543, Z. 1-4, die zweite Kursivierung von mir.

139 *Ebd.*, S. 527, Z. 26 f.

«hyperbolische Verfahren»¹⁴⁰. Es hat, wenn auch nur in poetischer Anwendung, erkennbare Ähnlichkeit mit Novalis' Operation mit dem 'ordo inversus'. Das hyperbolische Verfahren betreibt die Kompensation des 'Verlustes', den die idealische Einheit durch die reelle Veräußerung erleidet. Die entstellende Reflexion nimmt sich durch eine zweite Reflexion zurück und bewirkt damit eine indirekte Darstellung des (als solcher undarstellbaren) ursprünglichen Zustands. So wird Einheit des Stoffs durch Wechsel der Form 'fühlbar' gemacht – und umgekehrt¹⁴¹. Auf dieser sich selbst wieder korrigierenden Darstellung im Gegensatz beruht Hölderlins ganze Idee vom «Wechsel der Töne»¹⁴². Jeder Ton kann sich nicht unmittelbar, sondern muss sich in einem von ihm verschiedenen darstellen, aber aus dieser entfremdeten Gestalt gleichsam zurückgewinnen durch eine weitere, korrigierende Entäußerung. So erfassen wir das Naive nur in Abgrenzung gegen das Heroische, das Heroische nur in Abgrenzung gegen das Idealische (usw.)¹⁴³.

Kann dieser hoch spekulative und kaum deutlich auszubuchstabierende Gedanke einen Ausweg aus dem Dilemma der Selbstbewusstseinstheorie weisen? Was Hölderlin dazu sagt, ist im Detail überaus kompliziert und wohl auch so verworren, dass es schier nicht kritikfähig ist. Keine mir bekannte Rekonstruktion des Textes hat eine konsistente Deutung geliefert. Ich habe mich damit begnügt, seine allerdings ingeniose Grundidee in äußerster Vereinfachung darzustellen. Wenn ich mich nicht täusche, begeht dieser zweite Lösungsvorschlag dieselbe *petitio principii* wie der erste (und wie derjenige des Novalis). Soll ich nämlich – wie Hölderlin ausdrücklich betont – die reelle Entäußerung des Ichs an sein Objekt als eine «harmonische»¹⁴⁴ begreifen – also als eine 'idealische' oder eine solche des *Ich* –, musste ich doch mit dem Ich – seiner Entäußerung zuvor – schon bekannt sein.

Wie das geschehen soll, darauf bleibt Hölderlin jede Erklärung schuldig. Im Gegenteil hat er viel Aufwand getrieben, um zu zeigen, dass damit eine schiere Unmöglichkeit bezeichnet ist. Er scheint – wovon er doch warnt – das Problem wie den gordischen Knoten

140 *Ebd.*, S. 532, Z. 35 im Kontext.

141 *Ebd.*, S. 527 ff. und 532 ff.

142 *Ebd.*, S. 524-526.

143 Ich habe diesen Mechanismus ausführlicher beschrieben in Manfred Frank, *Über die Erzeugung von Bedeutung aus der Stille. Luigi Nonos Begegnung mit Hölderlin*, in «Wechsel der Töne». *Musikalische Elemente in Friedrich Hölderlins Dichtung und ihre Rezeption bei den Komponisten*, hrsg. v. Gianmario Borio – Elena Polledri, Winter, Heidelberg 2019, S. 255-275.

144 Hölderlin, *Hyperion, Empedokles, Aufsätze*, a.a.O., S. 541 f., Anm.

«mit dem Schwert» zu zerhauen»¹⁴⁵. Der Verdacht bestätigt sich: Wie Novalis ist Hölderlin von der Reinhold'schen Erbschaft behext, nämlich dem Repräsentationsmodell des Bewusstseins. Von ihm ist er nicht freigekommen – auch nicht in seiner Poetik.

7. ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSS

7.1 *Novalis*

Wenn ich recht sehe, tut Novalis drei Schritte der Auseinandersetzung mit Fichtes 'Ich' (das er, wie Hölderlin, mit dem Selbstbewusstsein gleichsetzt)¹⁴⁶.

1. Zunächst überzeugt er sich, wie Hölderlin, von der Wissenstranszendenz des 'Seyns' und sinnt über Wege, wie dem Bewusstsein dieser Gedanke indirekt zu vermitteln ist ('Selbstgefühl', 'ordo inversus').
2. Dann lässt er die 'Separata' Gefühl/Reflexion, Stoff/Form, synthetisches/analytisches Ich, Zustand/Gegenstand, Wesen/Eigenschaft in eine fast Hegel'sche Dialektik sich verwickeln.
3. Diesen Versuch bricht er unvermittelt ab und betrachtet den Gedanken eines Absoluten hinfort als 'kantische Idee', deren reale Verfolgung uns in «die Räume des Unsinnns» führe¹⁴⁷. In emphatischer Redundanz: «Wir suchen also ein Unding»¹⁴⁸. «Alles Suchen nach dem Ersten ist Unsinn – es ist *regulative Ideen*»¹⁴⁹.

Gegen Ende der *Fichte-Studien* greift er die Frage, mit der er die Überlegungen zum Selbstgefühl eingeleitet hatte, in charakteristischer Wendung wieder auf:

Was thu ich, indem ich filosofire? ich denke über einen Grund nach. [Der dürfte nicht relativ sein, sonst enstünde ein Grund-Suche-Regress]. Alles Filosofiren muß [also] bey einem absoluten Grunde endigen. [Wie,] [w]enn dieser [nun] nicht gegeben wäre, wenn dieser Begriff eine Unmöglichkeit enthielte – so wäre der Trieb zu Filosofiren eine unendliche Thätigkeit – und darum ohne Ende, weil ein ewiges Bedürfniß nach einem absoluten Grunde

145 *Ebd.*

146 Ausführlich dazu: Frank, *Novalis' «Fichte-Studien»*, a.a.O.

147 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 252, Nr. 466, Z. 5 f.

148 *Ebd.*, S. 255, Nr. 476, Z. 14.

149 *Ebd.*, S. 254, Nr. 472, Z. 11 f.

vorhanden wäre, das doch nur relativ gestillt werden könnte – und darum nie aufhören würde¹⁵⁰.

Und ein Jahr später notiert er schroff: «Alles Absolute muß aus der Welt hinaus ostraciren. In der Welt muß man mit der Welt leben»¹⁵¹. Aber in solchen Radikalismen ist von einer Lust an der Lösung des Selbstbewusstsein-Problems nichts mehr zu spüren.

7.2 Hölderlin

Auf die kantische Idee einer unendlichen Annäherung an das als solches nicht zu fassende Absolute zieht sich auch Hölderlin zurück. Er scheint sie aber nur für die Erkenntnis – das Wissen – anzunehmen. Im Kunstschönen scheint sie ihm Ereignis zu werden¹⁵². An Schiller schreibt er am 4. September 1795:

[I]ch suche mir die Idee eines unendlichen Progresses der Philosophie zu entwickeln, ich suche zu zeigen, daß die unnachlässliche Forderung, die an jedes System gemacht werden muß, die Vereinigung des Subjects und Objects in einem absoluten – Ich oder wie man es nennen will – zwar ästhetisch, in der intellectualen Anschauung, theoretisch aber nur durch eine unendliche Annäherung möglich ist, wie die Annäherung des Quadrats zum Zirkel¹⁵³.

Die Einschränkung, nur durch unendliche Annäherung – also nie – einholbar zu sein, gilt für das Absolute also nur im Wissen, nicht 'ästhetisch' und nicht für seine mysteriöse Präsentation in der 'intellectualen Anschauung', die Hölderlin offenbar nicht für einen einnehmbaren epistemischen Zustand hält (und die in seinen späteren ästhetischen Schriften auch keine Rolle mehr spielen wird – genauso wenig wie in den späteren Aufzeichnungen des Novalis). Was aber die Unzugänglichkeit des Absoluten fürs Wissen betrifft, so reicht die Parallele zu Novalis bis in die Metaphorik: «Dis ließ sich ein absolutes Postulat nennen. Alles Streben nach *Einem Princip* wär also wie ein Versuch die Quadratur des Zirkels zu finden / Perpetuum mobile. Stein der Weisen. / (Negative Erkenntnisniß)»¹⁵⁴.

150 Aufzeichnung wohl vom Juli 1796, *ebd.*, S. 269 f., Nr. 366, kursiv von mir.

151 *Ebd.*, S. 395, Nr. 55.

152 Strack, *Über Geist und Buchstabe*, a.a.O.

153 Hölderlin, *Sämtliche Werke und Briefe*, a.a.O., Bd. 3, S. 203, Z. 16-29.

154 Novalis, *Schriften*, a.a.O., Bd. 2, S. 270, Z. 7-9. Auch Forberg vergleicht die Suche nach einem ersten Prinzip, einem absoluten «UrGrund», mit der alchemistischen nach dem Stein der Weisen. Ungefähr um die Zeit, als Novalis das oben zitierte Notat Nr. 366 aufzeichnete, hatte er Besuch von Forberg, der es fast wörtlich

Hölderlin schränkt diese Manifestation des Absoluten im Kunstwerk nicht einmal durch ein 'nur symbolisch' oder 'indirekt' ein – wie das Novalis und Friedrich Schlegel tun. In der ungefähr gleichzeitig mit dem Brief an Schiller entstandenen kleinen Skizze *Hermokrates an Cephalus* (von Mai/Juni 1795) notiert er:

Ich glaubte sonst immer, der Mensch bedürfe für sein Wissen, wie für sein Handeln eines unendlichen Fortschritts, einer grenzenlosen Zeit, um dem grenzenlosen Ideale sich zu nähern; ich nannte die Meinung, als ob die Wissenschaft in einer bestimmten Zeit vollendet werden könnte, oder vollendet wäre, einen scientificischen Quietismus, der Irrtum wäre in jedem Falle, er möchte sich bei einer individuell bestimmten Gränze begnügen, oder die Gränze überhaupt verläugnen, wo sie doch war, aber nicht sein sollte¹⁵⁵.

Das mag ein Fragment aus dem werdenden Beitrag für Niethammers «Journal» sein. Dazu würde einerseits die Briefform passen, die Hölderlin für das angemessene Genre philosophischer Darlegungen hielt (und Schelling in der Korrespondenz des Jahres 1795 erfolgreich ans Herz legte)¹⁵⁶, andererseits die kantianisch-grundsatzkritische Linie. Hermokrates und Kephalos sind zwar, wie wir sahen, Figuren aus platonischen Dialogen, doch verweist der letzte Name bestimmt direkt auf Niethammer, der im Schillerkreis 'das Köpfchen' genannt wurde und dem auch unter seinen Freunden aus dem Reinhold-Kreis «eine ganz ungewöhnliche Klugheit» nachgesagt wurde¹⁵⁷.

So schließt sich der Kreis von Spuren des Niethammer'schen Einflusses auf Hardenbergs und Hölderlins philosophische Anfänge. Dieser Einfluss – samt der Erbschaft des Reinhold'schen Vorstellungs-Modells – zeigt seine Wirkung bis ins späte Denken beider Autoren, auch wenn wir bei Novalis ein Nachlassen des Interesses an der Aufklärung der Struktur von Selbstbewusstsein feststellen müssen. Dies Interesse wurde freilich ohnehin nicht von Niethammer, sondern von Fichte geweckt.

in seinen *Briefen über die neueste Philosophie* (1797) aufnimmt («Philosophisches Journal Einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten», 6, 1797, S. 66 f.); auch Forberg, *Philosophische Schriften*, a.a.O., Bd. 1, S. 291, Z. 43-44 bis 292, Z. 1-20.

155 Hölderlin, *Hyperion, Empedokles, Aufsätze*, a.a.O., S. 498, Z. 13-22.

156 Strack, *Über Geist und Buchstabe*, a.a.O., S. 13-18.

157 Henrich, *Der Grund im Bewußtsein*, a.a.O., S. 116 und 787 f., Anm. 92; vgl. die Vorbemerkung der Herausgeber in Hölderlin, *Frühe Aufsätze und Übersetzungen*, a.a.O., S. 157.

Das übertreibende Tier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie des Affen¹

Stefano Franchini

Dem Freunde Andreas G.

Meine Affennatur sei noch nicht ganz unterdrückt;
Beweis dessen sei, dass ich, wenn Besucher kommen,
mit Vorliebe die Hosen ausziehe [...]. Ich, ich darf
meine Hosen ausziehen, vor wem es mir beliebt.

Franz Kafka²

[Mephistopheles:] Unhöfliches Tier!

Johann Wolfgang Goethe³

Seitdem Charles Darwin im zweiten Teil seines erst 1871 erschienenen Buchs *The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex* die Prinzipien seiner Evolutionslehre überzeugend auf den Menschen angewandt hatte (eine neue Anthropogenie, deren Keim schon im Notizbuch

1 Die folgenden Gedanken wurden im Rahmen des Seminars «Vom Affen zum Übermenschen und zurück. Theoretische, historische und literarische Ansätze über Evolution und Regression» entwickelt, das am 27.-28. September 2021 im Digitalmodus am Istituto Italiano di Studi Germanici zu Rom stattfand und vom IISG zusammen mit dem European Research Network Transcending Species Transforming Religion und der italienischen Walter Benjamin Gesellschaft gefördert wurde. Bald wird auch der Tagungsband erscheinen (vgl. *Vom Affen zum Übermenschen und zurück. Theoretische, historische und literarische Ansätze über Evolution und Regression*, hrsg. v. Stefano Franchini – Gabriele Guerra – Thomas Ruster, WBG, Darmstadt, im Druck).

2 Franz Kafka, *Ein Bericht für eine Akademie*, in ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 4: *Erzählungen*, hrsg. v. Max Brod, Fischer, Frankfurt a.M. 1976, S. 140.

3 Johann Wolfgang Goethe, *Faust*, in ders., *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, Frankfurter Ausgabe, 1. Abt., Bd. 7.1, hrsg. v. Albrecht Schöne, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt a.M. 1994, S. 104 (1. Teil, *Hexenküche*, V. 2426).

M-N aus dem Jahre 1838 auftaucht)⁴, erhielt der Menschenaffe eine neue theoretische und rhetorische Zentralität⁵. Diese Tierart bzw. ihre landläufige Vorstellung begann, eine kulturelle⁶, wenn nicht ideologische Hauptrolle innerhalb der Tierwelt zu spielen⁷. Auf einmal wurde der Affe fester Bestandteil der Geschichtsphilosophie⁸ und der Literatur⁹. Wie war jedoch der Affe damals bezeichnet, was für einen sozialen Wert hatten sein Bild und seine Gestalt sowohl in der Volkssprache als auch im wissenschaftlichen und literarischen Diskurs?¹⁰ Woran dachte man während der langen Vorbereitungs- und

4 Zur genauen Datierung vom ersten Eintrag seines revolutionären Anthropogeniekonzeptes am 27. November 1838 vgl. John Tyler Bonner – Robert M. May, *Introduction*, in Charles Darwin, *The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex*, Princeton University Press, Princeton (NJ) 1981, S. X.

5 Zu den ersten Hypothesen einer Verwandlung vom Affen zum Menschen bei französischen Naturalisten wie Delamétherie, Lamarck, Virey und St. Hilaire vgl. Raymond Corbey, *The Metaphysics of Apes. Negotiating the Animal-Human Boundary*, Cambridge University Press, Cambridge-New York 2005, S. 62: «The idea of the transmutation of an ape into man had its advent in the late eighteenth century». Dazu auch Giulio Barsanti, *Una lunga pazienza cieca. Storia dell'evoluzionismo*, Einaudi, Torino 2005, S. 117-180. Eine Gesamtdarstellung der Auswirkungen von dieser neuen Zentralität des Affen in verschiedenen Fachrichtungen bietet der Band *Ape, Man, Apeman: Changing View Since 1600*, hrsg. v. Raymond Corbey – Bert Theunissen, Department of Prehistory of Leiden University, Leiden 1996.

6 Über die veränderte kulturelle Vorstellung des Affen im Laufe der Neuzeit vgl. Julika Griem, *Monkey Business. Affen als Figuren anthropologischer und ästhetischer Reflexion 1800-2000*, Trafo, Berlin 2010, bes. S. 11 ff. und dies., *Gender Trouble as Monkey Business: Changing Roles of Simian Characters in Literature and Film between 1870 and 1930*, in *Reflecting on Darwin*, hrsg. v. Eckart Voigts – Barbara Schaff – Monika Pietrzak-Franger, Ashgate, Burlington (VT) 2014, S. 73-88.

7 Als Beispiel theologisch-rassistischer Verzerrung des Darwinismus vgl. das Werk von Jorg Lanz von Liebenfels, *Theozologie oder die Kunde von den Sodoms-Afflingen und dem Götter-Elektron. Eine Einführung in die älteste und neueste Weltanschauung und eine Rechtfertigung des Fürstentums und des Adels*, Moderner Verlag, Wien-Leipzig-Budapest 1905, in dem der Affe als Repräsentant der niedrigsten Menschenrasse gilt.

8 Die Durchsetzung der Paläoanthropologie und Primatologie hat den 'engen' chronologischen Rahmen der klassischen Geschichtsphilosophie gesprengt: «The time depth of the primatological evidence bearing on human kinship is extensive indeed» (Thomas R. Trautmann – Gillian Feeley-Harnik – John C. Mitani, *Deep Kinship*, in *Deep History. The Architecture of Past and Present*, hrsg. v. Andrew Shyrock – Daniel Lord Smail, University of California Press, Berkeley-Los Angeles-London 2011, S. 160-188: 162).

9 Einen Überblick bieten Horst-Jürgen Gerigk, *Der Mensch als Affe in der deutschen, französischen, russischen, englischen und amerikanischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*, Pressler, Hürtgenwald 1989 und Alexandra Tischel, *Affen wie wir. Was die Literatur über uns und unsere nächsten Verwandten erzählt*, Metzler, Stuttgart 2018. Über die «Affen als Material und Denkfiguren einer anthropologisch ausgerichteten Literaturwissenschaft» vgl. Griem, *Monkey Business*, a.a.O., S. 11 ff.

10 Mit der Stellung des Affen in der Wechselwirkung von biologischer, philo-

Durchsetzungsphase der Evolutionstheorie im deutschsprachigen Raum, wenn das Wort Affe benutzt wurde?¹¹ Hatten Gelehrte und Ungebildete dasselbe Vorverständnis des Begriffs Affe? Hat diesbezüglich der bürgerliche Zivilisationsprozess irgendwelchen Einfluss auf Wahrnehmung und Bezeichnung des Affen ausgeübt?¹² War er vor allem Gegenstand idiomatischer, von der Naturbeobachtung abgelöster Metaphorik?¹³ Die folgenden unsystematischen Gedanken, die noch erweitert und vertieft werden können, stellen einen ersten Versuch dar, diese allgemeinen Fragen zu beantworten.

In der zweiten Ausgabe von Johann Christoph Adelungs Wörterbuch aus dem Jahr 1793 kann man eine Definition des Wortes Affe lesen, in der es weniger um Affen als um Menschen geht:

Eigentlich, ein Thier, welches unter allen bekannten Thieren dem Menschen am nächsten kommt, nur daß alles an ihm mehr unausgearbeitet und verwildert ist. [...] Figürlich, theils eine Person, welche ohne Beurtheilungs-

sophischer und historischer Anthropologie des 19. Jahrhunderts hat sich Hanna Engelmeier, *Der Mensch, der Affe. Anthropologie und Darwin-Rezeption in Deutschland 1850-1900*, Böhlau, Köln 2016 ausführlich beschäftigt. Die Autorin schreibt: «Der 'Affe' fungiert als wichtigstes Komplement des Menschen, als sein liebster Widerpart und engster Verwandter. Wie die Anthropologie des Menschen und die Anthropologie des Affen zusammengehören, möchte ich hier zeigen. [...] Die Abstammung des Menschen von affenähnlichen Vorfahren ist ein sehr gut bekanntes, aber oft ungenau verstandenes Thema» (S. 7-8).

11 Zur allgemeinen Verbreitung und Aufnahme des Darwinismus in Deutschland vgl. Alfred Kelly, *Descent of Darwin. The Popularization of Darwinism in Germany 1860-1914*, The University of North Carolina Press, Chapel Hill 1981. Zur Pionierrolle Wilhelm Bölsches bei der naturwissenschaftlichen, als weltanschauliche Aufgabe verstandenen Volksbildung vgl. Antoon Berentsen, *Vom Urnebel zum Zukunftsstaat. Zum Problem der Popularisierung der Naturwissenschaften in der deutschen Literatur (1880-1910)*, Oberhofer, Berlin 1986, S. 18-202. Über den Monismus als ideologischen Sockel des Darwinismus vgl. Arnherr E. Lenz – Volker Mueller, *Darwin, Haeckel und die Folgen. Monismus in Vergangenheit und Gegenwart*, Lenz, Neustadt 2006.

12 Der Begriff 'Zivilisationsprozesses' ist hier im Sinne von 'Selbstzwang' zu verstehen. Vgl. dazu Norbert Elias, *Über den Prozess der Zivilisation. Soziologische und psychogenetische Untersuchungen*, Bd. 2: *Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*, in ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 3.2, hrsg. v. Heike Hammer, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1997, S. 323 ff. Fragen der Wissenschaftssoziologie tauchen sehr selten in der Diskussion des Themas auf.

13 Diese entscheidende Frage begriffsgeschichtlicher Natur wird im lexikonartigen Buch von Matthew R. Calarco, *Animal Studies. The Key Concepts*, Routledge, London-New York 2021 nicht berücksichtigt. Ein bahnbrechender Exkurs zur mittelalterlichen Metaphorik des Affen befindet sich in Ernst Robert Curtius, *Der Affe als Metapher*, in ders., *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, 4. Aufl., Francke, Bern-München 1963, S. 522 f.

kraft nachahmet, jemandes Affe seyn; theils aber auch eine Person mit einem häßlichen Gesichte, und in beyden Fällen auch von einer Person weiblichen Geschlechtes; denn Äffin ist in der figürlichen Bedeutung nicht gewöhnlich. Was? Einen alten Affen meine Frau zu nennen?¹⁴

Unter dem Artikel Affe liefert hingegen ein lexikographisches Werk aus der Zeit des Nationalsozialismus – das so bedeutende wie umstrittene *Trübners Deutsche Wörterbuch* (1939 begonnen und 1957 beendet) – eine beispielhaft ambivalente und moralisierende Beschreibung¹⁵:

Den Beobachter beschäftigt und belustigt die durch das stumpfe Gesicht (vgl. die römische Benennung)¹⁶ verursachte Häßlichkeit verbunden mit Eitelkeit, seine vollendete Schamlosigkeit, sodann die körperliche und geistige Gewandtheit, das närrisch übermütige Benehmen, die Dreistigkeit und Bösartigkeit des Tiers. [...] Die Menschenähnlichkeit lockt zu Vergleichen. [...] Unübertroffen sind Nachahmungslust und -kunst des Tiers. [...] In *Affe* als Schelte des Menschen werden diese Beobachtungen wirksam. Dabei war die alte Zeit mehr geneigt, die Unzulänglichkeit und Dummheit des Tiers in den Blickpunkt zu rücken; wir sehen vor allem die Gelenkigkeit, Putz- und Nachahmungssucht, den mangelnden Ernst bei höchster Menschenähnlichkeit¹⁷.

Im Deutschen sind der sprichwörtliche Gebrauch des Begriffs Affe und die Reihe der damit gebildeten Komposita fast unermesslich. Versuchsweise kann man diese große Wörtermenge grob in

14 Johann Christoph Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*, zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe, Bd. 1: A-E, Breitkopf, Leipzig 1793, S. 173.

15 So schrieb der Mitarbeiter Hans Sperber, Professor für Germanistik und Sprachpsychologie an der Universität Köln, am 9. Oktober 1931, d.h. in der Vorbereitungsphase des Wörterbuchs, an den Hauptherausgeber Gerhard Lütke: «Grundsätzlich wäre zu fragen, was mit den Wörtern zu geschehen hat, bei denen nicht viel mitzuteilen ist, als was im Kluge steht, z.B. Aal, Abend, Affe, usw. Sollen diese ausgeschaltet werden, oder muss man sie nicht doch wenigstens kurz behandeln?» (Wenke Mückel, *Trübners Deutsches Wörterbuch (Band 1-4) – ein Wörterbuch aus der Zeit des Nationalsozialismus. Eine lexikographische Analyse der ersten vier Bände (erschienen 1939-1943)*, Niemeyer, Tübingen 2005, S. 11). Mit dem Hinweis auf Kluge meint hier Sperber das 1931 in der 10. verbesserten und vermehrten Auflage immer noch zur Verfügung stehende Standardwerk von Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 10. Aufl., De Gruyter, Berlin 1924.

16 Hier wird auf die übliche Ableitung des lat. *simia* aus dem gr. σῆμος, «platt- bzw. stumpfnäsiger», angespielt. Zur etymologischen Untersuchung des Wortes vgl. Stefano Franchini, *Affe und Mensch. Zur Wahrnehmung einer umstrittenen Affinität*, in *Vom Affen zum Übermenschen und zurück*, a.a.O., im Druck).

17 *Trübners Deutsches Wörterbuch*, hrsg. v. Alfred Götze, 1. Band: A-B, De Gruyter, Berlin 1939, S. 54, s.v. 'Affe'.

drei Klassen einteilen, die durch den abwertenden, herabsetzenden Ton als gemeinsames Element charakterisiert sind. So wird Affe: 1) als Ausdruck der Stumpfheit bzw. *Dummheit* oder der Hässlichkeit, besonders der Körper- und Gesichtsverzerrung; 2) als Ausdruck der *Nachahmung*; und vor allem 3) als Ausdruck der Übertreibung oder geradezu der Narrheit verstanden¹⁸.

Was den ersten Sprachgebrauch angeht, so lautet eine deutsche Redewendung: «Jemanden Affen drehen, [d.h.] ihn bei der Nase herumführen»¹⁹. Und weiter: «Je höher der Affe steigt, desto mehr zeigt er seinen Schwanz, [d.h.] je höher ein Untüchtiger steigt, desto mehr verräth er seine Schwäche»²⁰. Das Wort *Affenseil* verweist auf «ein Seil, an welchem man Affen führt. Uneigentlich, einen am Affenseil führen, ihm vergebliche Hoffnungen machen, ihn mit etwas äffen»²¹. Das Verb äffen, dem lateinisch *illudere, deludere, fallere* entspricht²², bedeutet: «Jemandes Leichtgläubigkeit mißbrauchen, ihn gleichsam zum Affen machen, oder ihm wie einem Affen begegnen, ihn täuschen»²³, oder auch «verulken»²⁴. Äfferey ist also der «Mißbrauch der Leichtgläubigkeit eines andern, die Täuschung»²⁵. Bezüglich der angeblichen Dummheit der Affen bezeichnet Robert Musil um das Jahr 1913 in der Erzählung *Die Affeninsel* einen jungen Affen als etwas «Dummes und Klägliches»²⁶. Das Gesicht des Affen verweist des Öfteren auf

18 Dieser neuen Einteilung entspricht der traditionelle Symbolwert des Affen nur partiell: «Symbol der Mimikry, des Teufels bzw. des Bösen, des Sexualtriebes und der Verantwortungslosigkeit» (Roland Borgarts, *Affe*, in *Metzler Lexikon literarischer Symbole*, 3. Aufl., Metzler, Stuttgart 2021, S. 11-13: 11).

19 Joachim Heinrich Campe, *Wörterbuch der Deutschen Sprache*, 1. Theil: *A bis E*, Schulbuchhandlung, Braunschweig 1807, S. 87 (dieser Eintrag ist aber grundsätzlich dem Lemma 'Affe' nach Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, a.a.O., Sp. 173 entnommen).

20 *Ebd.*

21 *Ebd.*

22 Jacob Grimm – Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Hirzel, Leipzig 1854, S. 183.

23 Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, a.a.O., S. 174 und Campe, *Wörterbuch der Deutschen Sprache*, a.a.O., S. 87.

24 Otto Buurman, *Hochdeutsch-plattdeutsches Wörterbuch auf der Grundlage ostfriesischer Mundart*, Bd. 1, Wachholtz, Neumünster 1962, Sp. 202.

25 Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, a.a.O., S. 175. Laut Pierre Chantraine, *Dictionnaire étymologique de la langue grecque. Histoire des mots*, Klincksieck, Paris 1999, S. 900 ist ein ähnlicher lexikalischer Gebrauch schon im Altgriechischen bezeugt, da das Verb *πιθηκίζω* – buchstäblich «den Affen machen» – auf die Haltung der Kuppelei bzw. Schmeichelei hinweist.

26 Robert Musil, *Die Affeninsel*, in ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 7: *Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches*, Rowohlt, Hamburg 1978, S. 478.

hässliches Aussehen. *Affengesicht* ist «ein ungestaltetes possierliches Gesicht»²⁷ oder «ein häßliches verzerrtes Gesicht»²⁸, während als *Affenfratze* «eine Fratze, häßliches Gesicht, gleichsam wie das der Affen»²⁹ und als *Affenmiene* «eine verzerrte Miene, wie sie die Affen zu machen pflegen», definiert werden³⁰.

Was den zweiten Sprachgebrauch betrifft, sei nur daran erinnert, dass auf Deutsch die Haltung, etwas oder jemanden mittelmäßig zu imitieren bzw. nachzuahmen, durch das Verb *nachäffen* ausgedrückt wird, was im Französischen *singer* und im Italienischen *scimmiettare* eine perfekte Entsprechung findet. Im 18. Jh. wurde *nachäffen* so definiert: «Auf eine ungeschickte Art, ohne Beurtheilungskraft nachahmen»³¹. In seiner Fabel *Der Affe und der Fuchs* aus dem Jahr 1759 polemisiert Gotthold Ephraim Lessing gegen die literarische Nachahmung fremder, besonders französischer Vorbilder:

Nenne mir ein so geschicktes Tier, dem ich nicht nachahmen könnte! so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiderte: Und du, nenne mir ein so geringschätziges Tier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen. Schriftsteller meiner Nation! – Muß ich mich noch deutlicher erklären?³²

Hier nimmt Lessing den Affen als Symbol der Nachahmung, wobei der Affe selbst der Nachahmung nicht wert sei. Bekannt ist außerdem Kants Kritik des *Nachäffers* in seinem Anthropologie-Aufsatz (1797): «Der Nachahmer ist ohne Charakter [...]. Jener ist der *Nachäffer* des Mannes, der Charakter hat»³³. In der theologischen Tradition seit Ter-

27 Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, a.a.O., S. 174.

28 Campe, *Wörterbuch der Deutschen Sprache*, a.a.O., S. 87.

29 *Ebd.*

30 Diese Vorstellung hat eine lange Geschichte und reicht bis in die Antike zurück. Nach einer Überlieferung Platons bezeichnete Heraklit den Affen als hässlich: «Der schönste Affe ist hässlich (αἰσχροός), wenn er dem Menschengeschlecht verglichen wird» (Fragm. 82). Und weiter: «Gott gegenüber (πρὸς θεὸν) erscheint auch der weiseste Mensch wie ein Affe in Bezug nicht nur auf die Weisheit, sondern auch auf die Schönheit und auf alles Übrige» (Fragm. 83). Vgl. *Die Vorsokratiker. Die Fragmente und Quellenberichte*, hrsg. v. Wilhelm Capelle, Kröner, Stuttgart 1940, S. 153.

31 Vgl. Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, a.a.O., S. 174 und Campe, *Wörterbuch der Deutschen Sprache*, a.a.O., S. 87.

32 Gotthold Ephraim Lessing, *Fabeln. Drei Bücher*, in ders., *Werke und Briefe in zwölf Bänden*, Bd. 4: *Werke 1758-1759*, hrsg. v. Gunter E. Grimm, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt a.M. 1997, S. 305 (Buch 1, Nr. 6).

33 Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, in ders., *Werke*, Bd. 7, hrsg. v. Oswald Külpe, Reimer, Berlin 1917, S. 293. Engelmeier, *Der Mensch, der Affe*, a.a.O. schreibt: «Das Nachäffen ist eine Geste des menschlichen Leibes, dessen Ähnlichkeit mit dem des Affen jeder Anthropologie von Beginn an ins Stammbuch

tullian und Johannes Cassianus gilt übrigens der Teufel als Gottesaffe (*diabolus simia Dei*), weil er den Herrn nachzuahmen versucht, ohne es zu schaffen. Martin Luther aktualisiert den Ausdruck, indem er in einer 1523 gehaltenen Predigt über das Buch Genesis, die 1527 erst auf Latein und dann auf Deutsch gedruckt wurde, warnt: *Diabolus semper et in omnibus simia Dei est, sed infoeliciter et frustra* («Der Teufel ist immer und überall Gottes Affe, aber unglücklich und erfolglos»). In der deutschen Version klingt die Stelle etwas anders: «Also will der Teufel immerdar Gottes affe sein und trifft doch nymer»³⁴. In der Renaissance ist außerdem die Kunst als mangelnde, stets unvollkommene Imitation der Natur verstanden, und deshalb als *ars simia naturae* bezeichnet: «Kunst als Affe der Natur»³⁵. Die Mimikry, die Begabung der Affen für das Imitieren sowie ihre naheliegende Ähnlichkeit mit dem Menschen und ihre ferne Herkunft haben zur Dämonisierung des Affen geführt, der als Sinnbild des Tierischen im Menschen überhaupt und dadurch des Teufels oder des Bösen wahrgenommen wurde, wie u.a. der *Physiologus*, die *Legenda aurea* und die *Historia von D. Johann Fausten* beweisen³⁶.

Was schließlich den Affen als Ausdruck der Übertreibung und Narrheit angeht, mag eine morphologische Beobachtung Goethes über den Einfluss der Größe auf die Tiergestalt am klarsten verstehen lassen, wie eng Stumpfheit, Hässlichkeit und Übertreibung begrifflich zusammenhängen:

Wir wissen daß alle sehr große Tiere zugleich unförmlich sind, daß nämlich entweder die Masse über die Form zu herrschen scheint, oder daß das Maß der Glieder gegen einander kein glückliches Verhältnis habe. [...] [A]llein die Erfahrung lehrt uns daß vollkommen ausgebildete Säugetiere über eine gewisse Größe nicht hinausschreiten, und daß daher bei zunehmender

geschrieben ist» (S. 21). Zum Affen als Symbol der Nachahmung in Nietzsches Hauptwerken vgl. *ebd.*, S. 249-276.

34 Martin Luther, *In Genesisin Declamationes. 1527 / Über das 1. Buch Mose. Predigten. 1527*, in *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe*, Bd. 24, Böhlau, Weimar 1900, S. 560-561 (Kap. 31). Vgl. dazu Anthony Ossa-Richardson, *The Devil's Tabernacle: The Pagan Oracles in Early Modern Thought*, Princeton University Press, Princeton 2013, S. 65 ff.

35 Horst Woldemar Janson, *Apes and Ape Lore in the Middle Ages and the Renaissance*, The Warburg Institute, London 1952, S. 293 ff. (Kap. «Ars Simia Naturae») und Simona Cohen, *Ars simia naturae: The Animal as Mediator and Alter Ego of the Artist in the Renaissance*, in «Explorations in Renaissance culture», 43 (2017), S. 202-231.

36 Zur Einführung vgl. Borgarts, *Affe*, a.a.O., S. 12. Dieser dämonische Zug wirkt in Goethes *Faust I* satirisch weiter, in dem die Affen, Diener der Hexe, als «verfluchte Puppen» (V. 2390) sowie als «verdammtes» und «verfluchtes Tier» (V. 2466-2468) bezeichnet werden (vgl. Goethe, *Faust*, a.a.O., S. 106).

Größe auch die Bildung anfangs zu wanken und Ungeheuer auftreten. Selbst am Menschen will man behaupten, daß übermäßig großen Individuen etwas an Geiste abgehe, daß kleine hingegen ihn lebhafter zeigen. Man hat ferner die Bemerkung gemacht, daß ein Gesicht im Hohlspiegel sehr vergrößert gesehen geistlos aussehe. Eben als wenn auch in der Erscheinung nur die körperliche Masse, nicht aber die Kraft des belebenden Geistes hier vergrößert werden könnte³⁷.

Die Verwendung des Wortes Affe in deutschen Komposita gibt zahlreichen Übertreibungen Ausdruck, die die bürgerliche Identität und die ihr entsprechende Definition des Normalmenschlichen in Frage stellen. Dabei handelt es sich nicht nur um Exzess und Überschuss, sondern auch um Torheit, Obszönität und Lächerlichkeit. In diesem Sinne stellt *Affe* als Verhaltensausdruck das sprachliche und psychologische Analogon des morphologischen Gigantismus nach Goethes Definition dar. In der Tat ist der Wörterkatalog, in dem dieser Aspekt deutlich hervortritt, sehr lang und kann hier nur ansatzweise wiedergegeben werden: Eine blutjunge Person ist *affenjung* oder *Grasaffe*; in Plattdeutsch ist auch *Affenschande* belegt³⁸. Außerdem verweisen zahlreiche Formen in Mhd. auf den Wahnsinn: *affenlich* oder *effenlich* «thöricht», *Affenheit* «thorheit», *effe* (Prät. *afte* / *efte*, Part. *geaffet* / *geeffet*) «mache zum narren»; *veraffe* «verliere ganz und gar den verstand»³⁹. *Affensprünge* sind «nährische Sprünge, wie die Affen zu machen pflegen; uneigentlich, possenhafter Absprung von der Hauptsache»⁴⁰, und *Affentanz* «nur ein Herumlaufen und Springen»⁴¹. Dabei lautet das Sprichwort: «Affen ausnehmen, [d.h.] ein thörichtes Geschäft verrichten»⁴².

Eine der schönsten und wichtigsten Wortbildungen, mit großer anthropologischer Bedeutung, ist *Affenliebe*, die ein Wörterbuch der Aufklärungszeit so definiert: «Eine blinde, unvernünftige Liebe, besonders der Ältern gegen ihre Kinder, dergleichen die Affen gegen ihre Jungen haben, welche sie oft aus allzu großer Zärtlichkeit zu er-

37 Johann Wolfgang Goethe, *Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie*, in ders., *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, a.a.O., Abt. 1, Bd. 24: *Schriften zur Morphologie*, hrsg. v. Dorothea Kuhn, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt a.M. 1987, S. 250 f.

38 Buurman, *Hochdeutsch-plattdeutsches Wörterbuch*, a.a.O., S. 202.

39 Georg Friedrich Benecke, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*, Bd. 1: *A-L*, hrsg. v. Wilhelm Müller, Olms, Hildesheim 1963, S. 11.

40 Campe, *Wörterbuch der Deutschen Sprache*, a.a.O., S. 87.

41 *Ebd.*

42 Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, a.a.O., S. 173 und Campe, *Wörterbuch der Deutschen Sprache*, a.a.O., S. 87.

drücken pflegen»⁴³. Nach Joachim Heinrich Campe ist sie «eigentlich die Liebe der Affen, die ihre Jungen oft aus Zärtlichkeit erdrücken sollen; dann eine blinde übertriebene Liebe, besonders der Ältern gegen ihre Kinder»⁴⁴. Sprachgeschichtlich ist es unklar, wann man anfangs, das Wort zu benutzen. In einer anthropologisch sehr inhaltsvollen Predigt von 1517 verwendet Martin Luther den Begriff in Bezug auf die bösen Neigungen und Lüste:

Der Poet Persius hat von der thörigten Affenliebe der Mutter geschrieben: *Hunc optat generum Rex et Regina puellae*⁴⁵. [Dies wünscht, dass der Sohn ein König und die Tochter eine Königin wäre] Das ist, sie wünschen ihren Kindern nur Ehre, gute Tage und Ergötzlichkeiten, aber an die Furcht vor Gott und das Heil ihrer Seelen gedenken sie nicht⁴⁶.

In der Aufklärung und der Goethezeit wurde *Affenliebe* immer noch verwendet, z.B. von Franck von La Roche⁴⁷ und Goethe selbst⁴⁸, aber noch nicht im eindeutig abwertenden Sinne. Eine eigentümliche und tragische Variante von Affenliebe tritt auch im Briefwechsel Gotthold Ephraim Lessings hervor, der sich sogar als Affenvater bezeichnet, sobald sein neugeborenes Kind Weihnachten 1777 kurz nach der Geburt starb⁴⁹. Schon im pädagogischen Milieu des 18. Jh. nimmt das

43 Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, a.a.O., S. 174.

44 Campe, *Wörterbuch der Deutschen Sprache*, a.a.O., S. 87.

45 Anders lautet das Original: *Hunc optent generum Rex, Regina: puella* (Persius, *Sat.* 2).

46 Martin Luther, *Von der innerlichen angebornen bösen Lust und Neigung zu den irdischen Dingen. Predigt von der Verlassung aller Dinge, gehalten am Tage der Bekehrung Pauli Anno 1517*, in ders., *Sämtliche Schriften*, Teil 10: *Die Catechetischen Schriften*, hrsg. v. Johann Georg Walch, Gebauer, Halle 1744, S. 1180.

47 In einem konfessionspolemischen Kontext vgl. Anonym [= Georg Michael Franck von La Roche], *Briefe über das Mönchwesen von einem catholischen Pfarrer an einen Freund*, neue vermehrte Ausgabe, ohne Verlagsangabe, Frankfurt a.M.-Leipzig 1780, S. 100 (8. Brief): «Die I.[iebe] Mamma will ohne Widerrede, daß ein Abkömmling aus ihren Lenden, ein herziges Kind, das sie mit Schmerzen geboren, mit Affenliebe erzogen, und mit Kösten durch alle Schulen laufen lassen, dem sie Praemia erkauft, und das nach ihrem Ebenbild geschaffen ist, wenigstens ein Canonicat, ein Personat, einen einträglichen Altar, oder eine Hofcaplaney haben soll».

48 In seinem Briefkonzept an Joseph Carl Mellisch vom 16. Juni 1819 schreibt Goethe: «Meine Kinder machen eine Reise und haben mir einen mehr als jährigen Enkel zurückgelassen, den ich mit großväterlicher Affenliebe, die größer als der Eltern seyn soll, für das allerliebste Geschöpf von der Welt halte» (*Goethes Werke*, 4. Abt.: *Goethes Briefe*, Bd. 31: 2. November 1818 – 25. August 1819, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Böhlau, Weimar 1905, S. 186).

49 Am 31. Dezember 1777, kurz nachdem sein neugeborenes Kind gestorben war, schrieb Lessing an Johann Joachim Eschenburg, der ihm zur Geburt gratuliert hatte: «Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft, mich schon

Wort *Affenliebe* jene disziplinfördernde Bedeutung an, die im 19. Jh. vorwiegend wurde. Christian Fürchtegott Gellert verfasste 1756 unter dem Titel *Die Affen und die Bären* ein so berühmtes wie polemisches Gedicht zur irrigen Art und Weise, die eigenen Kinder zu erziehen⁵⁰. Die Affen begehen alle nur denkbaren Erziehungsfehler und fragen die Bären, Sinnbilder der Stärke, wie die Kinder am besten zu erziehen seien. Die Devise der bürgerlichen Aufklärungspädagogik heißt hier *Härte*, besonders im Hinblick auf das angeblich 'verwöhnende' Affenverhalten⁵¹. Die Verse 27-30 zeigen nochmals das Thema des Todes von Affenkindern durch übertriebene Liebe:

Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt⁵².

Bei diesem Verständnis der *Affenliebe* spielt eine Textstelle der *Naturalis historia* von Plinius dem Älteren, in der das Familienverhalten der Affen beschrieben wird, eine kaum zu überschätzende Rolle:

Die Affen zeigen eine große Liebe für die Neugeborenen. Die domestizierten Affen gebären ihre Tierkinder in unseren Häusern und halten sie dann im Arm, und zeigen sie allen Leuten, und sind froh, wenn man sie liebkost. Es scheint, dass sie die Glückwünsche verstehen und deshalb umarmen sie ihre Kinder so intensiv, dass sie sie töten⁵³.

zu so einem Affen von Vater gemacht haben!» (Gotthold Ephraim Lessing, *Werke und Briefe*, Bd. 12: *Briefe von und an Lessing 1776-1781*, hrsg. v. Helmuth Kiesel, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt a.M. 1994, S. 116, Brief Nr. 1331).

50 Christian Fürchtegott Gellert, *Die Affen und die Bären*, in *Gellerts Werke. Auswahl in zwei Teilen*, Erster Teil: *Didaktik und religiöse Lyrik. Die Betschwester*, hrsg. v. Fritz Behrend, Bong, Leipzig o.J. (ca. 1920), S. 215 f. Dem Affen widmete Gellert sogar zwei Gedichte unter demselben Titel, in denen der Affe als Symbol vorgetäuschter Weisheit, bzw. als Beispiel der Hässlichkeit dargestellt wird. Vgl. ders., *Der Affe*, in *Gellerts Werke*, a.a.O., S. 136 und S. 209 f.

51 Hinsichtlich der vermeintlich durch Affenliebe verursachten Charakterchwäche scheint der deutsche Begriff *Schlaraffe* mit der Bedeutung von 'Müßiggänger' besonders wichtig. Das Kompositum stammt aus dem mittelhochdeutschen *slār* 'Faulpelz', d.h. 'Faulenzer', in Kombination mit *-Affe* (vgl. *Trübners Deutsches Wörterbuch*, a.a.O., S. 54).

52 Gellert, *Die Affen und die Bären*, a.a.O., S. 215.

53 Original: *Simiarum generi praecipua erga fetum adfectio. Gestant catulos quae mansuetactae intra domos peperere, omnibus demonstrant tractarique gaudent, gratulationem intelligentibus similes, itaque magna ex parte complectendo necant* (*Nat. Hist.* 8,80, nach dem lateinischen Text in Gaio Plinio Secondo, *Storia naturale 2. Antropologia e zoologia Libri 7-11*, a cura di Alberto Borghini et al., Einaudi, Torino 1983, S. 280).

Inhaltlich scheint es allerdings fraglich, ob die Schilderung des Plinius auf direkten und systematischen Beobachtungen des Menschenaffen beruht. Diese fast legendär gewordene Darstellung der Affenliebe wird dann regelmäßig und unkritisch wiederholt⁵⁴, und erst 1864 vom sogenannten 'Tiervater' Alfred E. Brehm widersprochen⁵⁵. In einem populären Vortrag schildert Brehm ganz im Gegenteil die Hilflosigkeit der neugeborenen Affen und die große Mühe ihrer Mütter:

Erst nach Ablauf geraumer Zeit, selten früher als nach Monatsfrist, beginnen sie einzelne Bewegungen zu versuchen, benehmen sich jedoch dabei so ungeschickt, daß sie eher zum Mitleid als zum Lachen reizen. Diese Wechselbälge aber werden, vielleicht gerade ihrer Hilflosigkeit halber, von ihren Müttern mit solcher Zärtlichkeit betrachtet und behandelt, daß der Ausdruck 'Affenliebe' durchaus richtig erscheinen muß. Jede Affenmutter macht sich beständig mit ihrem Sprößling zu schaffen; bald leckt sie ihn, bald reinigt sie sein Fell, bald nimmt sie ihn in beide Hände, als wolle sie an seinem Anblick sich weiden, bald schaukelt sie ihn, als wolle sie ihn einwiegen⁵⁶.

Im deutschen Sprachgebrauch des ausgehenden 19. Jahrhunderts, besonders in den damaligen Erziehungswissenschaften, hat sich dennoch ein 'Gellertscher', d.h. verzerrter Begriff der Affenliebe durchgesetzt, und zwar in der negativen Bedeutung von übertriebener, schädlicher Zärtlichkeit der Eltern, besonders der Mutter, zu ihren Kindern: «Affenliebe ist ein rechter Krebschaden in der Erziehung», heißt es in einem Handbuch aus dem Jahre 1874⁵⁷. In einem anderen Handbuch für Erzieher von 1887 wird die Affenliebe außerdem generalisierend auf die Evolutionslehre Darwins zurückgeführt:

54 Am 2. März 1615 hielt Christopher Gaudich eine Eröffnungsrede beim Schuljahresbeginn, in der er die folgenden Verse ertönen liess: «Das ist eine rechte Affenliebe / die ihre Jungen vor Lieb an sich trucken / und ersticken» (Christopher Gaudich, *Schulfest oder Schul-Predig, darinnen erkläret wird der Spruch des Herren Jesu Christi, Marc. 10. V 14. Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, solcher ist das Reich Gottes*, Bürgel am St. Gregorius-Tag, o.O., 2. März 1615).

55 Alfred E. Brehm, *Illustriertes Thierleben. Eine allgemeine Kunde des Thierreichs*, Bd. 1, Abt. 1: *Die Säugethiere*, Bibliographisches Institut, Hildburghausen 1864, S. 10: «Plinius versichert ganz ernsthaft, daß die Aeffinnen ihre Jungen aus lauter Liebe oft zu Tode drückten; doch ist dies in der Neuzeit niemals beobachtet worden». Den zahlreichen Affenarten widmet Brehm eine lange, wunderschön abgebildete Abteilung in der dritten Auflage seines Werkes (*Brehms Thierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs*, hrsg. v. Eduard Peschuel-Loesche, Bd. 1, Bibliographisches Institut, Leipzig-Wien 1890, S. 35-315).

56 Alfred E. Brehm, *Die Affen*, in ders., *Vom Nordpol zum Aequator. Populäre Vorträge*, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart-Berlin-Leipzig 1890, S. 227 f.

57 Zitiert nach Katharina Rutschky, *Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung*, Ullstein, Berlin 1977, S. 41. Hier wird Plinius nochmals als Zeuge erwähnt.

Das Tier sorgt nach dem ihm anerschaffenen Trieb immer nur für das wirkliche Bedürfnis des Jungen, die Schwalbe atzt die Kleinen nur so lange, als sie nicht selbst fliegen und suchen können; nur dem Affen scheint mit seiner Menschenähnlichkeit auch das Vorrecht gegeben zu sein, sein Junges zu Tode zu lieben. Wenn Darwin mit seiner Züchtungstheorie in Beziehung auf die Abstammung des Menschen Recht hätte, so könnte die Affenliebe, wie man die verziehende Liebe zu den Kindern kurzweg nennt, wohl noch als Erbstück von dem Urpaar her gelten⁵⁸.

In dem 1897 veröffentlichten Bestseller von Adolf Matthias, in dem das Wort *Affenliebe* mehrmals vorkommt, wird die gerade erwähnte künstliche Verbindung zur Evolutionsgeschichte fast buchstäblich wiederaufgenommen und in zugespitzter Form ausgedrückt:

Wenn Darwin Recht hat mit seiner Entwicklungstheorie in Bezug auf die Abstammung des Menschen, so haben wir die Affenliebe als ein Erbstück hoher Ahnen anzusehen. Seine genealogische Tafel aber bis zu den Bewohnern hoher Äste zurückzuführen, wie manche Eltern den inneren Drang verspüren, ist mindestens Geschmacksache⁵⁹.

Der Zusammenhang zwischen Affen und Übertreibung erfährt eine weitere Kristallisation im Bereich der Theatersprache, insbesondere der *Commedia dell'arte* bzw. *Comédie italienne*, v.a. in Bezug auf possenhafte Gestalten wie Harlekin, Hanswurst usw.⁶⁰. Das deutsche Wort *Affenposse* bedeutet «allerlei Possen, Sprünge, Verzerrungen des Gesichtes usw. wie sie Affen zu machen pflegen»⁶¹. Das Kompositum *Affenspiel*

58 *Ebd.*, S. 26.

59 Adolf Matthias, *Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter*, C.H. Beck, München 1897, S. 216.

60 In einer Notiz des jungen Goethe 1770 erscheint Hanswurst als Affe, d.h. als lächerliche Imitation des Artisten. Es handelt sich um einen Kommentar zur Rede bei der Eröffnung der Londoner Akademie, der die «Correktion», das verbessernde Üben des Künstlers thematisiert: «Genies werden dadurch unendlich erhaben, und kleine Geister wenigstens etwas; die sonst, wenn sie mit einem Feuer, das sie nicht haben, ihre Manier beleben wollen dem Hanswurst gleich sind der die leichten Sprünge einer Seiltänzerin mit übelm Success nachäfft» (Johann Wolfgang Goethe, *Ephemerides aus dem Januar-März 1770*, in *Der junge Goethe*, hrsg. v. Hanna Fischer-Lambert, Bd. 1, De Gruyter, Berlin-New York 1963, S. 436).

61 Campe, *Wörterbuch der Deutschen Sprache*, a.a.O., S. 87. Die Nähe zwischen Affen und Artisten ist im früheren Werk Pablo Picassos noch bewusst, nimmt aber melancholische und intime Züge an. Bezüglich *Famille d'acrobates avec singe* (1905) und anderer Werke derselben Periode kommentiert Jean Clair: «The physical proximity of the baboon and the human being and the strong affection that appears to unite them harks back to man's very ancient complicity with the animal conceived of as *simia naturae* – the juggler, tightrope walker, harlequin, and painter» (Jean Clair, *Parade*

wird schon von Luther als Kampfbegriff, manchmal in Verbindung mit *Narrenwerk*⁶², bei seiner Kritik des 'theatralischen' Ritualismus vom Papsttum und Mönchtum benutzt⁶³. So schreibt er 1529: «Denn was bisher ynn Stifften und Klöstern buckens und knyens gewest ist, hat keinen ernst gehabt und ist ein recht affen spiel gewest, wie es auch noch ist»⁶⁴. In ähnlicher Weise sollen die zusammenhängenden Begriffe *Affenwerk* in der allgemeinen Bedeutung von «Possen»⁶⁵ sowie *Affentheater* als «übertriebenes, unnatürliches Gebaren» ateverstanden werden⁶⁶.

In seiner einflussreichen Abhandlung 1761 über die «Harlekinaden»⁶⁷ und das Grotesk-Komische erkennt Justus Möser in der Übertreibung der Gestalten und des Verhaltens sowie in der *Hybridisierung* als Überschreitung der Grenze die Prinzipien dieser Art Possenspiel. In der Fiktion Möasers ergreift Harlekin selbst das Wort: «Die Opernbühne ist das Reich der Chimären. Sie eröffnet einen gezauberten Himmel. [...] Dasjenige was man in der Malerey Karikatur

and Palingenesis, in ders., *The Great Parade*, Yale University Press, New Haven-London 2004, S. 24-25).

62 Martin Luther, *Der Prophet Sacharja* (1528), in *Der vierde Teil aller Bücher und Schrifften des thewren seligen Mans Gottes Doct. Martin Lutheri*, Rebart, Jena 1566, S. 281v. und 305v. (vgl. Affenspiel in Bezug auf die Benediktiner).

63 Nach Martin Luther, *Von den Schlüssel*n (1530), in *Der fünffte Teil aller Bücher und Schrifften des thewren seligen Mans Doct. Martin Lutheri*, Rödinger, Jena 1557, S. 231r. ist der Machtanspruch der römischen Kirche «ein lauter gauckelwerck und affenspiel».

64 Martin Luther, *Vom Kriege gegen die Türken* (1529), in *Der vierde Teil aller Bücher und Schrifften.*, a.a.O., S. 435v.

65 Grimm – Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, a.a.O., Sp. 184.

66 Buurman, *Hochdeutsch-plattdeutsches Wörterbuch*, a.a.O., S. 203. Ein weiteres Beispiel polemischer Verbindung zwischen Katholizismus und 'Affentheater' findet man in einem satirisch-fiktiven, 1787 publizierten Dialog zwischen dem sterbenden Friedrich dem Großen und dem «dummen Franziskaner» Pater Pavian, dessen ganzer Name «Sebastianus Simbertus Pavian, p.t. Guardianus Seraphicus, ignorantia ac fidei propagator, theologiae Doctor» heißt (vgl. Friedrich Fryh. von der Trenck, *Letzte Unterredung Friedrichs des Großen in der Todesstunde mit Pater Pavian, einem Franciskaner-Guardian. Ein traumesicht, worinnen man die Stufen des Menschenverstandes vom Leibniz bis zum Affen abmessen kann*, o.V., o.O. 1787, S. 5 und 76). Hier wird Preußens König als «ein Materialist, ein Freigeist, ein Atheist, ein Zweifler, ein Epicurer, ja wohl gar ein Lutheraner» dargestellt (S. 57), während der Mönch polemisch als Karikatur beschrieben und als das «menschliche Ungeheuer» bezeichnet wird (S. 10), indem er die ganze katholische Dogmatik am Sterbebett des Herrschers herunterrasselt und Sakramente rituell inszeniert, um ihn *in articulo mortis* vergeblich zu bekehren: «Pater Pavian, ein Franziskaner, tritt in des Königs Cabinet, in seiner lächerlichen Mönchskutte gekleidet» (S. 7), als der König kommentiert: «Was bedeutet diese Masquerade?» (S. 8).

67 Justus Möser, *Harlekin oder Vertheidigung des Groteske-Komischen*, in ders., *Sämmtliche Werke*, Bd. 7: *Die vermischten Schrifften*, hrsg. v. Friedrich Nicolai, Nicolai, Berlin-Stettin 1798, S. 75.

nennt, und welches in einer Übertreibung der Gestalten besteht, ist eigentlich die Art, wie ich die Sitten der Menschen schildre»⁶⁸. Dabei stellt Möser fest: «Dasjenige worüber gelacht wird, was lächerlich und lachenswerth ist, hat sich [...] bisher noch nicht genau bestimmen lassen»⁶⁹. Möser's Antwort auf diese Frage, die auch die damals übliche Affenvorstellung besser erläutern kann, lautet kurz und bündig: «Die Größe ohne Stärke [...]. So ist eben meine Karikaturmalerey – sagt Harlekin selbst – die höchste Vorstellung des Lächerlichen, indem ich die Gestalt vergrößere, und die innere Seele oder Stärke dieser Gestalt aufs möglichste vermindere»⁷⁰. Was Harlekin praktiziert, wird von ihm selbst als «Anstand einer Dummheit» bezeichnet und er fügt hinzu: «Eine Posse ist Witz ohne Stärke»⁷¹.

Eine der klarsten Überlagerungen zwischen dem populären Hanswurst⁷² und dem Affen findet man in einem Gedicht, das der Berliner Probst und Oberkonsistorialrat sowie Mitglied der 'Mittwochgesellschaft' Johann Friedrich Zöllner 1784 in der «Berlinischen Monatsschrift» veröffentlichte. Im Dezember 1783 hatte er in dieser Zeitschrift die Frage *Was ist Aufklärung?* gestellt. Im nächsten Dezember-Heft erschien die allgemein bekannte Schrift Immanuel Kants *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*⁷³. Da aber das November-Heft mit Zöllners Gedicht *Der Affe. Eine Fabel* abschloss, in dem der Autor seine Skepsis der Aufklärung gegenüber satirisch äußerte⁷⁴, erscheinen seine Verse in der gebundenen Jahrgangsausgabe der Zeitschrift womöglich als kritisches Vorspiel zu Kants Schrift. Diese extreme Nähe

68 *Ebd.*, S. 80 und 89.

69 *Ebd.*, S. 95.

70 *Ebd.*, S. 96. Vgl. die in Anm. 37 zitierte Definition des Gigantismus in Goethes berühmtem Anatomieaufsatz.

71 *Ebd.*, S. 102.

72 In der reichen Literatur zum Thema vgl. u.a. die Standardwerke von Wilhelm Creizenach, *Die Schauspiele der englischen Komödianten*, Spemann, Berlin-Stuttgart 1889; Johannes Bolte, *Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien*, Voss, Hamburg-Leipzig 1893; Herbert Hohenemser, *Pulcinella, Harlekin, Hanswurst. Ein Versuch über den zeitbeständigen Typus des Narren auf der Bühne*, Lechte, Emsdetten 1940; Walter Hinck, *Das deutsche Lustspiel des 17. und 18. Jahrhunderts und die italienische Komödie. Commedia dell'arte und théâtre italien*, Metzler, Stuttgart 1965; Helmut G. Asper, *Hanswurst. Studien zum Lustigmacher auf der Berufsschauspielerbühne in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert*, Lechte, Emsdetten 1980.

73 Immanuel Kant, *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*, in «Berlinische Monatsschrift», 12 (1784), S. 481-494. Zum Kontext der Schrift vgl. Hans-Martin Gerlach, *Kant und die Berliner Aufklärung*, in «Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät», 69 (2004), S. 55-64.

74 Johann Friedrich Zöllner, *Der Affe. Eine Fabel*, in «Berlinische Monatsschrift», 11 (1784), S. 480.

zwischen dem Affen als Parodie des Rationalen einerseits und der klarsten Formulierung des Rationalismus andererseits hat unschätzbaren Symbolwert. So dichtete Zöllner:

Ein Affe stekt' einst einen Hain
 Von Zedern Nachts in Brand,
 Und freute sich dann ungemein,
 Als er's so helle fand.
 «Kommt Brüder, seht, was ich vermag;
 Ich, – ich verwandle Nacht in Tag!»
 Die Brüder kamen groß und klein,
 Bewunderten den Glanz
 Und alle fingen an zu schrein:
 Hoch lebe Bruder Hans!
 «Hans Affe ist des Nachruhms werth,
 Er hat die Gegend aufgeklärt»⁷⁵.

Man könnte dieses Bild von Hans-Affe durch Goethes Briefaufsatz *Der Tänzerin Grab* vom 28. April 1812 ideell ergänzen⁷⁶. Hier kommentiert Goethe drei Figuren einer Gipsdekoration, die ein antikes, 1809 bei Pozzuoli-Cumae entdecktes Grab schmückte⁷⁷. In der von

⁷⁵ Vgl. *Berlinische Monatsschrift*, Bd.4: *Julius bis December 1784*, hrsg. v. Friedrich Gedike und Johann Erich Biester, Haude und Spener, Berlin 1784.

⁷⁶ Johann Wolfgang Goethe, *Sendschreiben an den Hrn. Rat und Direktor Sickler, über dessen neuentdecktes griechisches Grabmal bei Cumä etc.*, in *Curiositäten der physisch-litterarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser*, Verlag des Herzoglich Sächsischen privilegirten Landes-Industrie-Comptoirs, Weimar 1812, S. 195-202. Es handelte sich um einen offenen Brief an den Archäologen Friedrich Karl Ludwig Sickler, der 1812 behauptete, das Grab in Kumä 1809 selbst entdeckt zu haben (vgl. Kommentar in Johann Wolfgang Goethe, *Sendschreiben an den Hrn. Rat und Direktor Sickler, über dessen neuentdecktes griechisches Grabmal bei Cumä etc.*, in ders., *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*, Münchener Ausgabe, Bd. 9: *Epoche der Wahlverwandtschaften 1807-1814*, hrsg. v. Christoph Siegrist, Hanser, München 1987, S. 1270 f.). In der Weimarer Ausgabe erschien Goethes Text als Aufsatz, d.h. ohne Briefpräambel und -schluss, unter dem Titel *Der Tänzerin Grab*, in *Goethes Werke*, a.a.O., Bd. 48, Böhlau, Weimar 1897, S. 143-150 (s. Kommentar S. 269-270).

⁷⁷ Von diesen Bildern hatte Goethe gewiss über Sickler, ehemaligen Hauslehrer Wilhelm von Humboldts, erfahren. Fraglich erscheint jedoch, dass Sickler selbst 1809 das Grab entdeckte, wie die erste, glaubwürdige Beschreibung der Funde durch Andrea De Jorio, *Scheletri cumani dilucidati*, Stamperia Simoniana, Napoli 1810, S. 3-4 erahnen lässt. Tatsächlich befinden sich die drei kommentierten Bilder schon im Bericht De Jorios, der also als wirklicher Entdecker des Grabes und Autor der Zeichnungen gelten soll (für diesen wertvollen Hinweis sei Irene Bragantini herzlich gedankt). Außerdem bot De Jorio eine ausführliche und gelehrte Beschreibung der Funde, von der sich Goethes Darstellung – von Sicklers willkürlicher Interpretation ausgehend – erheblich unterscheidet. Darüber hinaus wurden die Abbildungen in

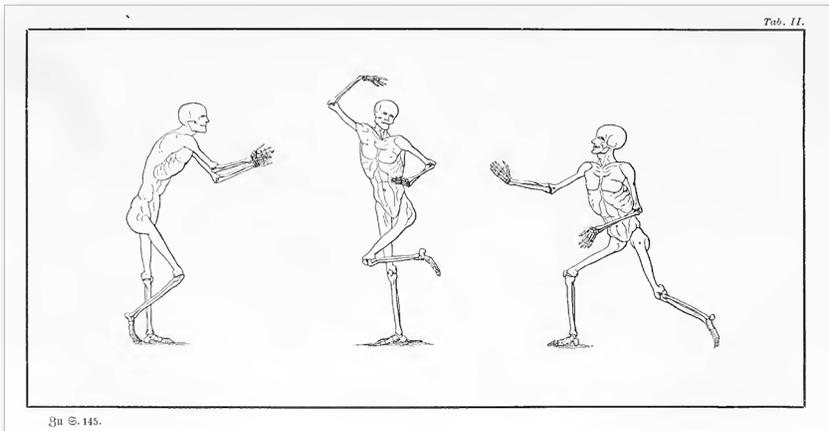


Abb. 1. Aus *Goethes Werke*, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Bd. 48, Böhlau, Weimar 1897, Tafel 2 zu S. 145.

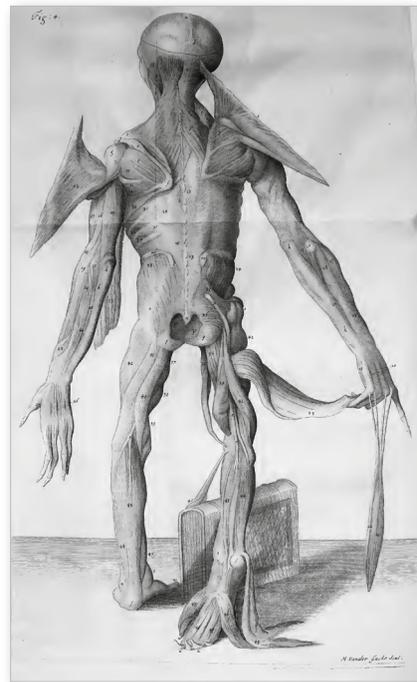
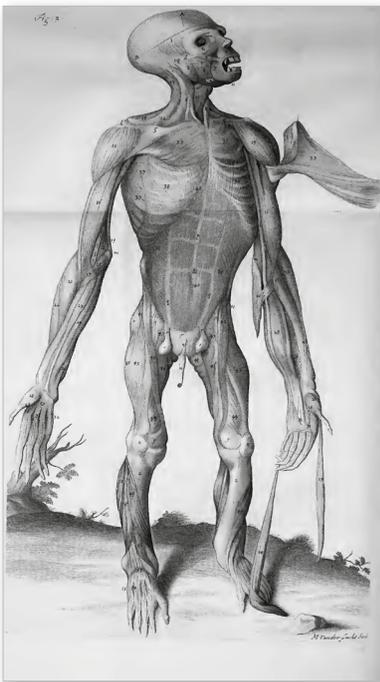


Abb. 2-3. Aus Edward Tyson, *Orang-Outang, sive Homo Sylvestris*, Bennet, London 1699, S. 96-97.

Goethe interpretierten Trilogie tritt eine schöne Tänzerin auf, die erst als lebendige, dann als tote und schließlich als göttliche Figur tanzend dargestellt wird. Goethes Aufmerksamkeit wurde hauptsächlich vom zweiten Bild erregt, bei dem eine Tanzszene in der Hölle, eine *dance macabre* zu sehen ist (Abb. 1)⁷⁸. So schreibt Goethe:

Ich gehe zum zweiten Blatt. Wenn auf dem ersten die Künstlerin uns reich und lebensvoll, üppig, beweglich, graziös, wellenhaft und fließend erschien, so sehen wir hier in dem traurigen *lemurischen* Reiche von allem das Gegenteil. [...] [A]lles gibt den Ausdruck des Stationären, des Beweglich-Unbeweglichen: ein wahres Bild der traurigen *Lemuren*, denen noch so viel Muskeln und Sehnen übrig bleiben, daß sie sich kümmerlich bewegen können, damit sie nicht ganz als durchsichtige Gerippe erscheinen und zusammenstürzen⁷⁹.

Hier sind die nackten Lemuren als die nächtlichen Geister der antiken Römer zu verstehen, d.h. die *lemures*, die als Schatten nach einem gewalttätigen Tod unversöhnlich herumlaufen⁸⁰. Diese Beobachtung Goethes scheint im fünften Akt des *Faust II* eingeflossen zu sein, wo Mephistopheles ruft: «Herbei, herbei! / Herein, herein! / Ihr schlotternden Lemuren, / Aus Ligamenten und Gebein / Geflickte Halbnaturen» (*Faust II*, 5. Akt, V. 11511-11514)⁸¹. Als «zwei Halbgesperster» bezeichnet Goethe außerdem das beifallsklatschende Publikum, das er in den kumäischen Grabbildern sah⁸². Dieser Zwischenzustand des verwesenden Körpers – man hat hier in der Tat

Goethes Schrift nach einer beliebigen Reihenfolge präsentiert, was großen Einfluss auf seine eigene Deutung hatte.

78 Das komplette Triptychon ist nicht nur in der Weimarer Ausgabe, sondern auch in der zitierten Münchener Ausgabe (Goethe, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*, a.a.O., Bd. 9, S. 623) sowie im Bildapparat der Frankfurter Ausgabe, Abt. 1, Bd. 19 (Johann Wolfgang Goethe, *Ästhetische Schriften 1806-1815*, hrsg. v. Friedmar Apel, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt a.M. 1998, Abb. 14 a-c) reproduziert.

79 Goethe, *Der Tänzerin Grab*, a.a.O., S. 145 f.

80 Später wurde das Wort *lemures*, dessen Etymologie damals ganz dunkel war und immer noch ist, zur Gesamtbezeichnung aller abgeschiedenen Seelen, die sich dann in *lares*, *larvae* und *manes* unterteilen. Nach dem altrömischen Kalender feierte man am Anfang Mai die *Lemuria*, ein nächtliches Festspiel zur Versöhnung mit den Verstorbenen (vgl. Georg Wissowa, *Lemures*, in *Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie*, hrsg. v. Wilhelm Heinrich Roscher, Bd. 2, Abt. 2, Teubner, Leipzig 1894-1897, Sp. 1938-1939).

81 Goethe, *Faust*, a.a.O., S. 444, V. 11511-11514. Die Weimarer Ausgabe, da sie auf einer früheren handschriftlichen Fassung basiert, weist noch eine ältere Version der V. 11513 auf, die die anatomische Fachsprache verständlicher machen wollte: «Aus Bändern, Sehnen und Gebein» (vgl. Kommentar zur Stelle, a.a.O., Bd. 7.2, S. 756).

82 Goethe, *Der Tänzerin Grab*, a.a.O., S. 146.

mit keinen bloßen Skeletten zu tun – war dem Anatomen Goethe sicher wohl bekannt, wie eine Tafel aus Edward Tysons berühmter Abhandlung über den Orang-Utang 1699 deutlich vermuten lässt (Abb. 2-3)⁸³. Es ist aber zu bemerken, dass damals das Wort *Lemuren* in einem wissenschaftlichen Werk, das Goethe gründlich kannte, mit einer anderen Bedeutung benutzt wurde, und zwar in Linnaeus *Systema naturae*, in dem eine bestimmte Art Affe wegen seines Aussehens zum ersten Mal nach dem lateinischen Wort *lemur* benannt wurde⁸⁴. In der Vorrede zur dritten Ausgabe seines Essays *De generis humani varietate nativa* 1795 erwähnt auch Johann Friedrich Blumenbach den Lemur als Maki und klassifiziert ihn unter der Ordnung der vierhändigen Säugetiere – was Goethe bestimmt nicht übersah⁸⁵.

Dem Dichter dient die Beschreibung der lemurischen Tänzerin auf jeden Fall dazu, die Rolle der Kunst überhaupt zu präzisieren: «Die göttliche Kunst, welche alles zu veredeln und zu erhöhen weiß, mag auch das Widerwärtige, das Abscheuliche nicht ablehnen [...]; aber sie hat nur *einen* Weg dieß zu leisten: sie wird nicht Herr vom

83 Edward Tyson, *Orang-Outang, sive Homo Sylvestris: or, the Anatomy of a Pygmy Compared with that of a Monkey, an Ape, and a Man, To which is added a Philological Essay Concerning the Pygmies, the Cynocephali, the Satyrs, and Sphinges of the Ancients, Wherein it will appear that they are all either Apes or Monkeys, and not Men, as formerly pretended*, Bennet, London 1699, S. 96-97.

84 Carolus Linnaeus, *Systema naturae per regna tria naturae, secundum classes, ordines, genera, species*, Bd. 1, 10. Aufl., Salvius, Stockholm 1758, S. 18. Lemuren, Affen und Menschen wurden in der Ordnung der Primaten zusammen klassifiziert (vgl. dazu Corbey, *The Metaphysics of Apes*, a.a.O., S. 70). Eine weitere Überlagerung der mythologischen und naturwissenschaftlichen Nomenklatur hat Wilhelm Raabe erkannt, indem er in der Erzählung *Der Lar* (1889) zugleich auf ein ausgestopftes Exemplar der Affenart *Hylobates Lar* und auf die Laren als antike Haus- und Schutzgötter der Römer hinweist: «Im Titel verschränken sich demnach eine biologische und eine religiöse Bedeutung: Der Menschenaffe ist Verwandter und Schutzgott zugleich» (Tischel, *Affen wie wir*, a.a.O., S. 61).

85 Vgl. Johann Friedrich Blumenbach, *Über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlecht*, hrsg. v. Johann Gottfried Gruber, Breitkopf und Härtel, Leipzig 1798, S. XXII. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, also vor der Einführung der Plattentektonik, setzte sich unter Zoologen und Geographen die Hypothese des im Indischen Ozean versunkenen Kontinents *Lemuria*. Als angebliche Landbrücke zwischen Madagascar und Indien wurde Lemuria für den Herkunftsort von Lemuren und anderen Primatenarten gehalten. Diese Theorie wurde 1868 von Ernst Haeckel in der ersten Ausgabe seiner *Natürlichen Evolutionsgeschichte* erwogen und später abgelehnt (vgl. Stefan Wogawa, *Ernst Haeckel und der hypothetische Urkontinent Lemuria*, Eobanus, Erfurt 2015), von Madame Blavatsky hingegen mit Begeisterung rezipiert, was bald dafür sorgte, dass die These der Lemurier als Urrasse der Menschheit im esoterischen Milieu Aufnahme fand (zum Thema vgl. die spannende Studie von Sumathi Ramaswamy, *The Lost Land of Lemuria: Fabulous Geographies, Catastrophic Histories*, University of California Press, Berkeley-Los Angeles-London 2004).

Häßlichen, als wenn sie es komisch behandelt»⁸⁶. Wie oben gesehen, wird ein ähnliches Verfahren auch von der Sprache in Bezug auf den hässlichen und lächerlichen Affen belegt⁸⁷. Seinerseits erkennt hier Goethe die Funktion der Possen- oder Affenspiele deutlich:

Bekleide man dieses gegenwärtige lemurische Scheusal mit weiblich jugendlicher Muskelfülle, man überziehe sie mit einer blendenden Haut, man statt sie mit einem schicklichen Gewand aus, [...] so wird man eine von denen komischen Posituren sehen, mit denen uns Harlekin und Colombine unser Leben lang zu ergötzen wußten. Verfahre man auf dieselbe Weise mit den beiden Nebenfiguren, und man wird finden, daß hier der Pöbel gemeint sei, der am meisten von solcherlei Vorstellungen angezogen wird⁸⁸.

Hier liegt nach Goethe die Relevanz der lustspielerischen Kunst, durch deren «Zauberkraft zwischen ein menschliches Schauspiel und ein geistiges Trauerspiel *eine lemurische Posse*, zwischen das Schöne und Erhabene ein Fratzenhaftes hineingebildet wird»⁸⁹. Dieser Definition des Volkstheaters entspricht genau der Denkraum, in dem sich die Affenvorstellung der Zeit herausbildete. Die Bezeichnung der Affen als abscheulicher, garstiger Wesen tritt dann auch in zwei Stellen der *Wahlverwandtschaften* auf, die 1809 erschienen – also nur drei Jahre vor der Veröffentlichung des *Tänzerin*-Aufsatzes⁹⁰. Die Meinungen über die Affen werden von zwei jungen weiblichen Charakteren des Romans, Luciane und Ottilie, und einmal direkt vom Erzähler ausgesprochen. Für die kleine Luciane ist die Begleitung des Affen, den

86 Goethe, *Der Tänzerin Grab*, a.a.O., S. 146.

87 Das angeblich Hässliche wird nicht nur durch das Komische, sondern auch durch das Spielerische symbolisch beherrscht. In der Zeit von 1826 bis 1835 produzierte der Nürnberger Verlag G.N. Renner ein neues Brettspiel, und zwar eine Variante des traditionellen Gänspiels. In den 63 spiralförmig angeordneten Feldern auf dem Spielplan erscheinen jetzt keine traditionellen Gestalten, sondern Affen in den verschiedensten, teils lustigen teils grotesken Situationen (vgl. *Das neue Affenspiel*, Einblattdruck, G.N. Renner & Comp., Nürnberg 1830 ca.).

88 Goethe, *Der Tänzerin Grab*, a.a.O., S. 147. Den bisherigen Ausführungen dürfte man entnehmen, dass der Pöbel nach der damaligen bürgerlichen Anthropologie nicht nur dem Volkstheater, sondern auch dem Affenverhalten näher stand als das Bürgertum selbst.

89 *Ebd.*

90 Mit der Stellung des Affen im Rahmen der anatomischen Studien von Goethe und anderen neuzeitlichen Anatomen habe ich mich jüngst in einem anderen Aufsatz befasst (Franchini, *Affe und Mensch*, a.a.O.). Zur Einführung in die osteologischen und anatomischen Schriften Goethes vgl. Manfred Wenzel, *Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre*, in *Goethe Handbuch*, Bd. 3: *Prosaschriften*, hrsg. v. Bernd Witte – Peter Schmidt, Metzler, Stuttgart-Weimar 1997, S. 673-690.

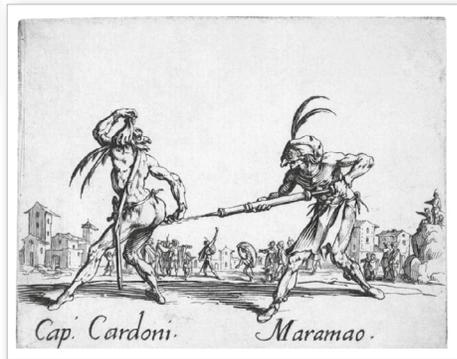
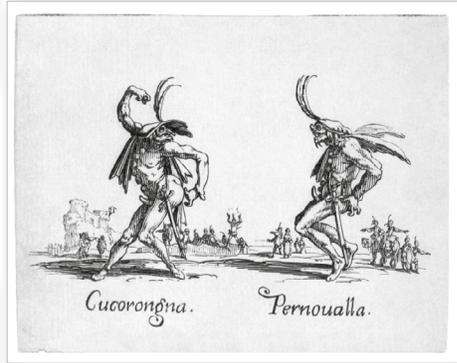
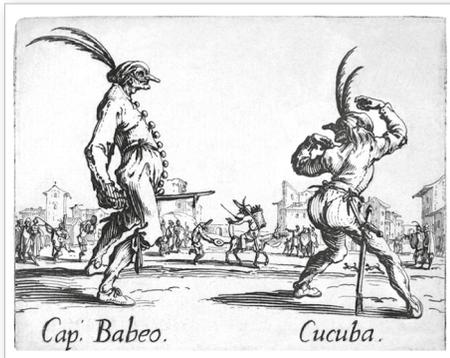


Abb. 4-7. Aus Mauro Gioielli, *Quel ballo alla maltese. Le danze di sfessania nelle antiche fonti iconografiche, letterarie e musicali*, in «Uriculus», 49-50 (2007), S. 165-179 (Bildapparat).

sie «Incroyable» nennt, ein «Vergnügen» und sogar eine «Freude», wenn sie etwa ein Affenbuch aufschlägt⁹¹. Das Wort *Incroyable* hatte damals die Bedeutung von Geck, Stutzer, und spielte auf eine Gruppe Pariser Dandies an, die um 1800 en vogue war. Dabei kommentiert der Erzähler kritisch: «Der Anblick dieser menschenähnlichen und durch den Künstler noch mehr vermenschlichten abscheulichen Geschöpfe machte Lucianen die größte Freude. Ganz glücklich aber fühlte sie sich, bei einem jeden dieser Tiere die Ähnlichkeit mit bekannten Menschen zu finden». Während Luciane die Affen in die beste Gesellschaft einführen würde, definiert der Erzähler diesen Vorschlag als «Unart»⁹². In ihrem Tagebuch schreibt hingegen Ottilie zum Affenbuch der Luciane: «Wie man es nur über das Herz bringen kann, die garstigen Affen so sorgfältig abzubilden. Man erniedrigt sich schon, wenn man sie nur als Tiere betrachtet; man wird aber wirklich bössartiger, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menschen unter dieser Maske aufzusuchen»⁹³. Und dann kritisiert sie Karikaturen und Zerrbilder als Verschrobenheit.

Anfänglich stellte die *Commedia dell'arte* als Burleske oder *Affenposse* in ihre Mitte die Übertreibung der Gebärden, die Betonung der Hypervitalität, die nackte Körperlichkeit, die Darstellung entbundener, satyrhafter Sexualität, die Verwendung tierischer Masken, wodurch das Ganze als zweideutig, zugleich lächerlich und unheimlich erschien. In Jacques Callots *Balli di Sfessania*, d.h. *Tänzen der Erschöpfung*, kommen das Groteske und das animalisch Obszöne deutlich hervor (Abb. 4-7)⁹⁴. Die einleitend erwähnte Trübner-Definition vom Affen wies auf dessen «vollendete Schamlosigkeit» hin, was ganz sinnvoll erklärt, warum die Possen mit der lustigen Person auch *Affenspiele* oder mit Goethe *lemurische Possen* genannt werden⁹⁵. Im *Faust I* (V. 2448-

91 Johann Wolfgang Goethe, *Die Wahlverwandschaften*, in Goethe, *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, a.a.O., Abt. 1, Bd. 8: *Die Leiden des jungen Werthers. Die Wahlverwandschaften. Kleine Prosa. Epen*, hrsg. v. Waltraud Wiethölter, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt a.M. 1994, S. 269-529: 417.

92 Im *Faust I* fragt Mephistopheles hinsichtlich der Affen (V. 2386-2387): «Wie findest du die zarten Tiere?». Und Faust abwertend: «So abgeschmackt, als ich nur jemand sah!» (Goethe, *Faust*, a.a.O., S. 103).

93 Goethe, *Die Wahlverwandschaften*, a.a.O., S. 451.

94 Die Reihe von 24 Radierungen wurde von Jacques Callot am Anfang des 17. Jahrhunderts konzipiert und gegen 1622 veröffentlicht. Vgl. Mauro Gioielli, *Quel ballo alla maltese. Le danze di sfessania nelle antiche fonti iconografiche, letterarie e musicali*, in «Uriculus», 49-50 (2007), S. 165-179 (mit Bildapparat).

95 Bei der Beschreibung der Paviane rät Alfred Brehm ab, Kinder und Frauen in ihre Nähe zu bringen: «Die Gattung der Paviane (*Cynocephalus*) ist zwar eine der merkwürdigsten, nicht aber auch eine der anziehendsten und angenehmsten. Wir

2449) hat Cesare Cases die lächerliche, obszöne und sexual-politische Funktion des Affen in der Hexenküche-Szene erkannt⁹⁶. Als einen Affenschwanz deutet Cases den *Wedel*, den rätselhaften Gegenstand, den der «König» Mephistopheles, auf dem Sessel-Thron sitzend, von zwei Meerkatzen bedient, wie einen Zepter in der Hand «spielend» hält (V. 2449)⁹⁷. Korrekterweise kommentiert Cases, das Wort *Wedel* solle die Ambivalenz von «Schwanz» neutralisieren, obwohl dadurch der obszöne Zug im hektischen, wahnsinnigen Verhalten beider Hexendiener kaum erlöscht wird⁹⁸, sondern mit einer grotesken Wirkung einhergeht.

«Die Groteske Welt», schreibt Wolfgang Kayser, «ist unsere Welt – und ist es nicht. Das mit dem Lächeln gemischte Grauen hat seinen Grund eben in der Erfahrung, daß unsere vertraute und scheinbar in fester Ordnung ruhende Welt sich unter dem Eindruck abgründiger Mächte verfremdet, aus den Fugen und Formen gerät und sich in ihren Ordnungen auflöst»⁹⁹. Dasselbe tut der zweideutige Affe dem bürgerlichen Menschen gegenüber: er ist ähnlich und

finden in ihr vielmehr die häßlichsten, rüdesten, flegelhaftesten und deshalb widerwärtigsten Mitglieder der ganzen Ordnung; wir sehen in ihnen den Affen gleichsam auf der tiefsten Stufe, welche er einnehmen kann. Jede edlere Form ist hier verwischt und jede Geistesfähigkeit in der Unbändigkeit der Leidenschaften untergegangen. [...] Der Geist der Paviane ist gleichsam der Affengeist in seiner Vollendung, aber mehr im schlechten als im guten Sinne. Einige vortreffliche Eigenschaften können wir ihnen nicht absprechen. Sie haben eine außerordentliche Liebe zu einander und gegen ihre Kinder; sie lieben auch den Menschen, welcher sie pflegt und auferzogen hat, werden ihm selbst nützlich auf mancherlei Weise. Aber all diese guten Seiten können nicht in Betracht kommen ihren Unsitten und Leidenschaften gegenüber» (*Brehms Tierleben*, a.a.O., S. 166-169).

96 Cesare Cases, *Trono e scettro di Mefistofele*, in ders., *Laboratorio Faust. Saggi e commenti*, hrsg. v. Roberto Venuti – Michele Sisto, Quodlibet, Macerata 2019, S. 165-168. Ich danke meiner Kollegin Cora Prezezzi für diesen wertvollen Hinweis.

97 Der lächerlich-ambivalente Gebrauch des Affenschwanzes trat schon in einem witzigen Epigramm vom Dichter Martial auf (*Epigr.* 14,202), der auf Aristoteles' Taxonomie ironisch ruhte. Dabei scheint der sexuelle Nachklang nicht komplett verschwunden zu sein: *Callidus emissas eludere simius hastas, / Si mihi cauda foret, cercopithecus eram* («Der kluge *simius* hat den geworfenen Speeren auszuweichen. / Wenn ein solcher Schwanz mich durchlöchern würde, wäre ich ein *cercopithecus*»). In diesem Sinne wäre es lohnenswert, die populäre Affenvorstellung im Rahmen der Forschungstradition systematisch zu analysieren, die von «materiell-leiblichen Motiven» ausgeht. Vgl. dazu Michail Bachtin, *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1987, insb. S. 413-481.

98 Zur Sexualisierung des gesamten Kontexts mögen auch die ambivalenten Worte Mephistopheles' über die Affen beitragen: «Sieh, welch ein zierliches Geschlecht! / Das ist die Magd! das ist der Knecht!» (Goethe, *Faust*, a.a.O., S. 102, V. 2378-2379).

99 Wolfgang Kayser, *Das Groteske. Seine Gestaltung in Malerei und Dichtung*, Stalling, Oldenburg 1957, S. 38.

verzerrt, verwandt und lächerlich usw.¹⁰⁰. Der Affe trägt in sich eine satirische Kraft dem Bourgeois gegenüber, weil dieser in jenem seinen vor-anthropologischen Hohlspiegel findet. Darüber hinaus definiert Kayser das Groteske als eine «seelische Wirkung»¹⁰¹, durch die das Menschliche verwandelt wird.

Ins Unheimliche verwandelt erscheint das Menschliche im Wahnsinnigen; wieder ist es, als ob ein 'Es', ein fremder, unmenschlicher Geist in die Seele gefahren sei. Die Begegnung mit dem Wahnsinn ist gleichsam eine der Urerfahrungen des Grotesken, die uns das Leben aufdrängt. [...] Das Groteske ist eine Struktur [...], ist die entfremdete Welt. [...] Das Grauen überfällt uns so stark, weil es eben unsere Welt ist, deren Verlässlichkeit sich als Schein erweist. Zugleich spüren wir, daß wir in dieser verwandelten Welt nicht zu leben vermöchten. Es geht beim Grotesken nicht um Todesfurcht, sondern um Lebensangst. Zur Struktur des Grotesken gehört, daß die Kategorien unserer Weltorientierung versagen¹⁰².

Die im vorliegenden Aufsatz gesammelten Quellen lassen wohl besser verstehen, warum es keine schlimmere Nachricht für die Menschen des 19. Jh. geben konnte als die, dass sie vom Affen abstammen. Bei seiner neuzeitlichen 'Konstruktion' des Affen projizierte und dann erkannte der gebildete Mensch die eigene Karikatur, die eigene stets prekäre, unvollendete, mit der bürgerlichen Selbsteidealisation nie übereinstimmende Gestalt¹⁰³. Dabei spiegelt das Element *Affen-* in

100 Nachdem Thomas Henry Huxley das Titelblatt seines berühmten Essays *Evidence as to Man's Place in Nature* (1863) mit jenem ikonischen Bild schmückte, in dem eine Reihe von Affenskeletten die anatomische Evolution vom Affen zum Menschen anschaulich darstellen sollte, kommentierte der konservative Herzog von Argyll: «A grim and grotesque procession» (zitiert nach Corbey, *The Metaphysics of Apes*, a.a.O., S. 71). Über die Funktionalisierung von Affen als satirische Gegenbilder, groteske Stellvertreter bzw. Wunschfiguren vgl. Griem, *Monkey Business*, a.a.O., S. 78ff.

101 Kayser, *Das Groteske*, a.a.O., S. 194.

102 *Ebd.*, S. 198 f.

103 Unter dem Titel *Der Affe* veröffentlichte Joseph Roth am 18. Mai 1922 im «Berliner Börsen-Courier» einen kurzen Bericht, in dem erzählt wird, ein Tierladen in der Potsdamer Straße habe einen kleinen Affen zusammen mit Papageien und Kolibrivögeln in einem Käfig ausgestellt. So Roth: «Die Passanten der Potsdamer Straße bleiben vor dem Schaufenster stehen, in dem der Affe lebt. Die Menschen haben eine große Liebe zu dem kleinen Affen. Während sie ihn betrachten, erfüllt ihre Augen jener unerklärliche Schimmer, der jedes Menschenauge verschönt, wenn es Kinder liebevoll betrachtet. Es ist eine Art Liebe, die man sich selbst zollt, indes man sie einem andern Wesen entgegenbringt. Sieh, so klein war ich auch, sagte der Erwachsene, der einem Kind zusieht, und dieses wird bald erwachsen sein wie ich. [...] Die Menschen kümmern sich gar nicht um die reizenden bunten Vögel, [...] sie werden immer klein bleiben. Aber die Zuschauer interessieren sich nicht für

deutschen Komposita die typisch bürgerliche, zivilisatorische Angst vor der Regression wider, d.h. vor der Gefahr, lächerlich und kindlich zu erscheinen, und sogar in den Wahnsinn oder Tierzustand zurückzufallen¹⁰⁴. Und diese Angst konnte auch die allgemeine Verbreitung des Darwinismus bis heute nicht gänzlich abschaffen.

das bereits Fertige, auch wenn es noch so merkwürdig klein ist. Die kleinen Vögel haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit Menschen» (Joseph Roth, *Werke I. Das journalistische Werk 1915-1923*, hrsg. v. Klaus Westermann, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1989, S. 813 f.).

104 Dabei könnte man etwa von unbewusstem epistemologischem, anstatt von ethisch-politischem *apeism* sprechen (zur Definition vgl. Edouard Machery, *Apeism and racism. Reasons and remedies*, in *The Politics of Species. Reshaping our Relationships with Other Animals*, hrsg. v. Raymond Corbey – Annette Lanjouw, Cambridge University Press, Cambridge 2013, S. 53-66: 53 f.: «I call these wrong attitudes ‘apeism’ by analogy with speciesism, racism, and sexism. [...] I will be using ‘apeism’ to refer to an indifference toward the welfare of apes»).

Großstadtlyrik in Nachkriegszeiten. Heinrich Bölls Köln-Trilogie und andere Gedichte

Fabian Lampart

Der Lyriker Böll ist bis heute wenig bekannt. Im Vordergrund steht der Erzähler, der die ersten Nachkriegsjahrzehnte der Bundesrepublik in Romanen, Erzählungen und Kurzgeschichten durchleuchtet hat, noch mehr der öffentliche Autor, der Tagesgeschehen und Politik publizistisch begleitete.

Diese Wahrnehmung wurde zum Teil von Böll selbst verursacht. Erst seit Ende der 1960er Jahre hat sich Böll als Lyriker nicht mehr geradezu versteckt. Wenn 1968 ein Interviewer überzeugt war, Böll habe nie Gedichte geschrieben, dann hatte das damals noch eine gewisse Berechtigung, denn die Gedichte des jungen Böll aus den 1930er Jahren kennen wir erst aus der Werkausgabe, und diejenigen, die er seit den 1960er Jahren schrieb, begannen tatsächlich erst zu erscheinen, meist nicht unbedingt sichtbar. Böll erklärte damals:

Ich habe Gedichte geschrieben. [...] Ich habe einige publiziert, sogar in vergangenen Jahren, unter Pseudonym: in versteckten Publikationen. Ich habe früher als junger Mensch sehr viele Gedichte geschrieben und werde auch weiter welche schreiben. [...] Viele habe ich auch vernichtet, aber ich schreibe welche. Ich scheue mich etwas¹.

Heute sind wir einige Werkausgaben weiter und wissen es besser. Die Gedichte Bölls sind in der großen Kölner Ausgabe allesamt zugänglich. Es sind weiterhin wenige und man muss die chronologisch organisierte Ausgabe Band für Band nach ihnen durchsuchen. Aber es gibt sie. Ebenso gab es seit den 1970er Jahren immer wieder vereinzelte Kritiker oder Literaturwissenschaftler, die versuchten, die Leser auf

¹ Werner Koch, *Der Dichter und seine Sprache. Interview mit Heinrich Böll*, in *Der Schriftsteller Heinrich Böll. Ein biographisch-bibliographischer Abriss*, hrsg. v. Werner Lengning, dtv, München 1968, S. 99-110: 103.

Bölls Gedichte aufmerksam zu machen². Am bekanntesten ist wahrscheinlich Lew Kopelews Versuch, Böll als Lyriker einem breiteren Publikum vorzustellen, der am 16. Juli 1971 in der «Zeit» erschien und auf den man bei einer Internet-Recherche als erstes stößt. Kopelew formuliert eine treffende Charakteristik von Bölls Gedichten:

Bölls Gedichte sind seiner Prosa nah, verwandt dem Geiste und der Wortwahl nach, es sind aber auch wesentliche Unterschiede wahrnehmbar. So ist in den Gedichten das Wort bedeutend zwangloser und abstrakter. Abgeleitet von konkreten Dingen der lebendigen Wirklichkeit, wird es dennoch immer unabhängiger, von ihnen, als ob es die Anziehungskraft der Erde überwinde. In den Romanen und Erzählungen dient die Wirklichkeit selbst als künstlerischer Stoff – die Schicksale der handelnden Personen, ihre Lebensweise, ihre Handlungen, Beziehungen, Gedanken, ihre Sprache... Die Gedichte sind Extrakte der Wirklichkeit, destillierte, gereinigte Auszüge. [...] Bölls Gedichte enthalten den rektifizierten Geist seiner Poesie; der Dichter kleidet ihn in einfache konkrete Worte: ... nicht Leinen – Worte gibt die Muse ihm aus dem Schrank heraus ... Und doch ist das der vom materiellen Bindegewebe befreite Geist³.

Der Vergleich mit Bölls Prosa ist naheliegend. Wichtig ist aber auch, dass Kopelew die Gedichte nicht einfach als Nebenbeschäftigung des Erzählers versteht, sondern als selbständigen Teil von Bölls Werk, in dem bestimmte poetologische Vorstellungen auf besondere Weise gestaltet sind. In der Prosa werde Wirklichkeit in konkreten Dingen, Handlungen und Figuren vorgestellt; in den Gedichten dagegen tauche sie in abstrahierter Form auf. Lyrik scheint so, nach Kopelews Beobachtung, für Böll eine Art Extrakt oder Destillat von Wirklichkeit zu bieten – habe deshalb aber nicht weniger den Anspruch auf Realitätsbezug als seine Prosa. So gesehen erscheint der Lyriker Böll

² Am wichtigsten für die folgenden Ausführungen sind: Bernhard Sowinski, *Die Lyrik Heinrich Bölls*, in «Wirkendes Wort», 43 (1993), S. 248-265 und *Heinrich Böll als Lyriker. Eine Einführung in Aufsätzen, Rezensionen und Gedichtproben*, hrsg. v. Gerhard Rademacher, Peter Lang, Frankfurt a.M. u.a. 1985. Darin in erster Linie die Beiträge von Robert C. Conard, *Gedichte ohne ästhetische Konformität. Einführung in die Lyrik Heinrich Bölls*, S. 11-35 und von Gerhard Rademacher, *Bölls «Kölner Spaziergänge» und andere Gedichte. Vorbereitende Bemerkungen zu ihrer Rezeption*, S. 37-77. Außerdem: Gabriele von Siegroth-Nellessen, «... jener seltsamen Stadt, die Köln heißt». *Die Stadt in Heinrich Bölls Köln-Gedichten*, in *30 Jahre Nobelpreis Heinrich Böll. Zur literarisch-theologischen Wirkkraft Heinrich Bölls*, hrsg. v. Georg Langenhorst, Lit-Verlag, Münster-Hamburg-London 2002, S. 185-207.

³ Lew Kopelew, *Ein deutscher Schriftsteller wird sowjetischen Lesern nahegebracht: Heinrich Bölls Gedichte*, in «Die Zeit», 16. Juli 1971 (Nr. 29/1971), <<http://www.zeit.de/1971/29/heinrich-boells-gedichte>> (letzter Zugang: 28. November 2022). Der Artikel ist auch in *Böll als Lyriker*, a.a.O., S. 95-100, Zitat S. 98 f. zugänglich.

als konzentrierte Variante des Erzählers. Tatsächlich sind die Themen und Probleme, die er in seinen Gedichten anspricht, dieselben, die er in der Prosa verfolgt, wenn auch in einer sprachlichen Gestaltung, die für die Präsentation der Inhalte durchaus relevant ist. Verfahrensweisen und Inhalte der Lyrik Bölls – Ansichten auf seine Poetik, wenn man so will – werden im Folgenden vorgestellt.

Böll ist keineswegs Gelegenheitsdichter, für den Lyrik eine Art verspielte Erholung von größeren Prosa-Unternehmungen wäre. Zwar hat Böll nur wenige Gedichte geschrieben – um die 30 findet man in der Werkausgabe, wenn man die in andere Texte eingelagerten nicht mitzählt. Aber diese wenigen sind durchaus als ernsthafte Gedichte mit eigenen poetologischen Vorstellungen zu sehen, die sich im Horizont der deutschsprachigen Nachkriegslyrik verorten lassen. Henning Falkenstein fühlte sich bei einer Charakterisierung von Bölls Lyrik an Enzensberger und Bachmann erinnert⁴; und Bernhard Sowinski machte für Bölls Gedichte mühelos «Vorbilder bei Brecht, Günter Eich, Peter Huchel und anderen Autoren der fünfziger und sechziger Jahre» aus⁵. Böll passt also lyrisch in seine Zeit.

Aber man muss auch die andere Seite betonen. Böll ist kein originärer Lyriker wie Celan oder Huchel, keiner, der die Nachkriegslyrik um Unersetzliches bereichert hätte. Sowinski sieht in Bölls Gedichten formal «kaum grundsätzlich Neues». Allerdings bescheinigt er ihnen eine gewisse Originalität, die sie als «typisch Böllsche Gebilde vor allem in ihren inhaltlichen Aussagen» erkennen lassen, «die die moralisch-kritischen wie tröstlich humanen Impulse des Autors vermitteln»⁶. Jochen Schubert und Gabriele Ewenz fügen in ihrem Nachwort zur unlängst erschienenen Ausgabe der Gedichte Bölls hinzu:

Offenkundig suchte Böll ein Lebensgefühl in Sprachbilder zu übersetzen, dessen er sich mittels der so geschaffenen Bilder vergewissern und das er so zur Erkenntnis bringen wollte. Sprachbilder als Reflexionsform nicht nur der Frage, wie es um den Menschen bestellt ist, sondern auch als Medien der Aufklärung über die damit einhergehenden Unsicherheiten des Verhältnisses von Ich und Umgebung, als Aufklärung über das Ausgeliefertsein der eigenen Existenz an die gesellschaftlichen Um- und Zustände⁷.

4 Henning Falkenstein, *Heinrich Böll*, Morgenbuch-Verlag, Berlin 1996, S. 41.

5 Sowinski, *Die Lyrik Heinrich Bölls*, a.a.O., S. 264.

6 *Ebd.*

7 Jochen Schubert – Gabriele Ewenz, *Vom «punktuellen Zünden der Welt im Subjekt»*. *Heinrich Bölls Gedichte*, in Heinrich Böll, *Ein Jahr hat keine Zeit. Gedichte*, hrsg. v. René Böll – Gabriele Ewenz – Jochen Schubert, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2021, S. 141-160: 147.

Zweifellos also ist der Lyriker Böll nicht vergleichbar mit dem Erzähler und dem Prosaisten. Aber er ist eben auch als Lyriker der Autor, als der er ernstgenommen werden will und dem, trotz mancher Kritik, die seriöse Arbeit an seinen Texten anzumerken ist.

Einige Gedichte thematisieren in ganz unterschiedlicher Weise Bölls Heimatstadt Köln und sagen vielleicht am meisten darüber aus, wie man sich den Lyriker Böll vorstellen kann. Von diesen Köln-Gedichten gibt es drei, die nummeriert sind – *Köln I, II, und III* – und ein viertes, *Versunken die Stadt*, in dessen Titel Köln nicht auftaucht, das aber nochmals die Thematik der drei vorangehenden aufnimmt. Ich spreche in meinem Titel von einer Köln-Trilogie, die Böll bewusst durch seine Titel andeutet, und verstehe *Versunken die Stadt* aus dem Jahr 1984 als ein Nachspiel zur Trilogie. Man könnte aber insofern auch von einem Köln-Zyklus oder einer Tetralogie in drei Gedichten und einem Nachspiel sprechen – oder vorsichtiger einfach von den vier Köln-Gedichten. Um die Analyse der Köln-Gedichte vorzubereiten, wird zunächst Bölls Vorstellung von Literatur, seine immer wieder erläuterte und kritisierte Poetik, anhand seiner Gedichte diskutiert.

1. ZU BÖLLS LYRIKVERSTÄNDNIS

Das Gedicht *Meine Muse* aus dem Jahr 1965 ist sicherlich einer der Texte, in denen sich der Autor Böll am deutlichsten artikuliert und wohl nicht zufällig auch eines der ersten von Böll selbst publizierten Gedichte – fast ein kleines Programm-Gedicht⁸. Schon im Titel wird das angedeutet. Die neun antiken Musen sind die Göttinnen, die Künste und Wissenschaften inspirieren. Das Ich, das im Gedicht artikuliert, woher seine Musen, also seine Anregungen zu Themen und Stoffen stammen, spricht entschieden von *seiner* Muse, um zu betonen, dass diese nicht unbedingt den herkömmlichen Vorstellungen von musenhafter Inspiration genügt.

Meine Muse // Meine Muse steht an der Ecke / billig gibt sie jedermann
/ was ich nicht will / wenn sie fröhlich ist / schenkt sie mir was ich möchte
/ selten hab ich sie fröhlich gesehen // Meine Muse ist eine Nonne / im
dunklen Haus / hinter doppeltem Gitter / legt sie bei ihrem Geliebten / ein
Wort für mich ein // Meine Muse arbeitet in der Fabrik / wenn sie Feierabend
hat / will sie mit mir tanzen gehen / Feierabend / ist für mich keine Zeit //
Meine Muse ist alt / sie klopft mir auf die Finger / kreischt mit ledernem
Mund / umsonst Narr / Narr umsonst // Meine Muse ist eine Hausfrau /

⁸ Vgl. Sowinski, *Die Lyrik Heinrich Bölls*, a.a.O., S. 250-252.

nicht Leinen / Worte hat sie im Schrank / Selten öffnet sie die Türen / und gibt mir eins aus // Meine Muse hat Aussatz / wie ich / wir küssen einander den Schnee / von den Lippen / erklären einander für rein // Meine Muse ist eine Deutsche / sie gibt keinen Schutz / nur wenn ich in Drachenblut bade / legt sie die Hand mir aufs Herz / so bleib ich verwundbar⁹.

In den sieben Abschnitten dieses Gedichts wird in freien Versen und freien Rhythmen – in dieser Hinsicht folgt Böll durchaus den Standards der lyrischen Moderne – dargestellt, wo der Sprecher des Gedichts, in diesem Fall recht eindeutig der Autor Böll, seine Muse sieht. Sie steht nicht für Schönheit oder Klugheit. Die Ansichten auf Bölls Muse stammen aus dem Alltag und sind Personifikationen alltäglicher Lebensbereiche, oft mit dem Einfachen und Schmutzigen verbunden.

Zunächst ist das ein Mädchen «an der Ecke», vielleicht eine Straßenverkäuferin, vielleicht eine Prostituierte, jedenfalls eine, die vom Autor-Ich im Gedicht bedauert wird, weil sie meist traurig und niedergeschlagen ist. Der Wunsch, ihre Situation zu verbessern, sie fröhlich zu sehen, geht entsprechend selten in Erfüllung. Damit ist schon ein Programm formuliert, denn der Sprecher macht gleich zu Beginn deutlich, dass er in der ökonomischen Situation der Beobachteten bedingtes soziales Elend – «billig gibt sie jedermann» – für falsch hält, dass er also mit dem Schicksal seiner Muse nicht einverstanden ist. Dieses Schicksal wird im Gedicht thematisiert.

Allerdings wird auch der Bereich der Religion nicht ausgespart. Als kritischer, aber überzeugter Katholik hat sich Böll vielfach zur Kirche geäußert. Im zweiten Abschnitt des Gedichts konzentriert er sich auf ein einfaches Mitglied dieser Kirche, die Nonne. Sie ist im Kloster eingesperrt, betet aber dennoch für den Sprecher und damit für die Menschen außerhalb des Klosters, und sie betet bei ihrem Geliebten – Gott, Jesus. Die einfachen Gläubigen sind die, um die es dem Katholiken Böll geht – im Gegensatz zur Institution Kirche –, und dahinter mag auch die Vorstellung stehen, dass Kunst und Literatur bis zu einem gewissen Grad einer religiösen Beglaubigung bedürfen¹⁰.

In den folgenden Abschnitten werden weitere Bereiche des alltäglichen Lebens angesprochen, in denen der Sprecher seine Stoffe findet: Das Leben der Arbeitenden, das Alter und das Leben der Hausfrau. Die Aussagen in diesen Abschnitten enthalten jeweils ein

9 Heinrich Böll, *Meine Muse*, in ders., *Werke. Kölner Ausgabe*, hrsg. v. Arpád Bernáth – Hans Joachim Bernhard – Robert C. Conard – Frank Finlay – James H. Reid – Ralf Schnell – Jochen Schubert, Bd. 14: *1963-1965*, hrsg. v. Jochen Schubert, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2002, S. 366

10 Vgl. Sowinski, *Die Lyrik Heinrich Bölls*, a.a.O., S. 251.

Element künstlerischer Selbstkritik. Die Fabrikarbeiterin kann ihr Leben nur am Abend, in der Freizeit genießen, aber diese Zeit, dieser Lebensrhythmus, passt nicht zu dem des Autors – vielleicht, weil er zu sehr mit der Abbildung der Realität beschäftigt ist und deshalb keine Zeit mehr für das Leben selbst hat. Ähnliche Widerspruchsformationen sind in den Aussagen im fünften Abschnitt – «umsonst Narr / Narr umsonst» – enthalten: Die alte Muse sagt dem Autor, dass seine Arbeit umsonst ist, deshalb ist er ein Narr; und ebenso ist es umsonst, was er als Autor und damit als professioneller Narr – man mag an *Ansichten eines Clowns* denken – geleistet hat. Auch die Hausfrau, deren Alltagsleben eines der Themen für den Autor wäre, ist für ihn schwer zugänglich, obwohl er sie doch als eine seiner Musen betrachtet: Selten gibt sie ihm Hinweise: Die «Worte», die für seine Darstellung ihres Lebens wichtig wären, «hat sie im Schrank», aber «[s]elten öffnet sie die Türen / und gibt mir eins aus».

Die letzten beiden Abschnitte von *Meine Muse* ziehen die Konsequenz aus dieser Selbstkritik. Gerade die Ausgestoßene, Aussätzige, die im sechsten Abschnitt behandelt wird, ist dem Dichter, ebenfalls eine Art Ausgestoßener, ähnlich. Die gesellschaftlich Ausgestoßene ist für Böll ein Thema der Dichtung, weil sie als Außenseiterin der Gesellschaft ein besonderes Licht auf diese wirft. Darin ähnelt sie dem Autor in seiner Rand- und Beobachterposition, der sich um diese Ausgestoßenen kümmern muss. Indem die beiden gegenseitig einander «für rein» erklären, wird ihre Situation als Ausgestoßene zumindest relativiert und gemildert – und zugleich zeigt der Dichter, dass es zu seinen Funktionen und Aufgaben gehört, ihre Situation zu verbessern.

Auch der letzte Abschnitt von *Meine Muse* verdeutlicht diese Vorstellung: Böll sieht seine Aufgabe als Autor auch darin, die Deutschen zu repräsentieren, die sich durch Krieg und Nationalsozialismus schuldig gemacht haben: Die Muse als Deutsche gibt deshalb «keinen Schutz», und der Mythos von Siegfrieds Unverwundbarkeit wird deshalb auch verkehrt in eine Kontinuität der Verwundbarkeit. Der Dichter muss verwundbar bleiben, um von seiner Verantwortung sprachlich Zeugnis ablegen zu können.

Das Gedicht enthält viele der Aspekte, die man aus Bölls Werk kennt – zusammengefasst in den verschiedenen Facetten seiner neu bestimmten Muse. Die Sensibilität für soziale Ungleichheit auf der einen und das Bewusstsein für die deutsche Geschichte auf der anderen Seite – in *Meine Muse* findet sich ein poetologisches Programm. Dazu gehört Bölls Sensibilität für Themen und Stoffe aus der Alltagswelt, seine Überzeugung, das Alltägliche müsse zum Gegenstand der Literatur werden – und zum anderen die lebenslange Reflexion

darüber, dass für die Darstellung dieser Stoffe, besonders in der von der Katastrophe gezeichneten und geprägten deutschen Literatur, eine besondere Sprache nötig sei.

Ähnliche Aussagen finden wir in Bölls wohl berühmtestem Text zur Poetik, den *Frankfurter Vorlesungen*, die er 1964 hielt. In diesen Poetik-Vorlesungen formulierte er seinen Anspruch an Sprache und Dichtung. Einige Formulierungen daraus sind berühmt. Sie betreffen Bölls Vorstellung von der Sprache: Ein Autor, ein Poet ist jemand, der «die Sprache, in der er schreibt, bewohnbar machen» wolle¹¹. Sprache soll ein Medium sein, das den Menschen in Beziehung zu anderen Menschen und damit auch zu sich selbst setzt. Sprache ist das Medium, das dem Menschen erlaubt, seine eigene Individualität in Abhängigkeit zu den anderen auszubilden. Deshalb muss sie gepflegt werden als etwas, das nicht nur den Dichter betrifft, sondern auch all die anderen, mit denen er in Verbindung sein muss und will – «Freunde, Leser, Publikum, [...] Verbündete, öffentliche Verbündete, die sich nicht nur ärgern oder nicht nur triumphieren, die *erkennen*»¹². Sprache ist individuell und kollektiv zugleich. Deshalb stellt Böll die «Suche nach einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land» in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Die «bewohnbare Sprache», die der Dichter immer wieder neu schafft, ist für Böll die Bedingung für ein «bewohnbares Land» – eine der wichtigsten Formulierungen, mit denen er seine Arbeit als Autor vor dem Hintergrund der deutschen Nachkriegsliteratur markiert.

Folgt man Bernd Balzer, dann steht für Böll die Sprache im Zentrum seiner Überlegungen, weit mehr als das sogenannte Engagement, das ihm so oft zugeschrieben wird. Böll sieht die Sprache am Beginn eines literarischen Werkes, an seinem Nullpunkt; mit der Sprache werde das behandelte Material überprüft¹³. Liest man Bölls Aussagen zur Funktion der Sprache, dann meint man einen Autor der literarischen Moderne zu hören, in deren Zentrum Autonomie, Eigenmächtigkeit und Unabhängigkeit von Sprache und sprachlicher Form gegenüber jedem Stoff und Inhalt stehen. Auch Böll wandte sich gegen «zuviel Inhaltsanalyse»¹⁴ und betonte, man solle sich stattdessen mit der Form befassen: «Der Inhalt einer Prosa ist doch ihre Voraussetzung, ist geschenkt; und dem geschenkten Gaul soll man

11 Heinrich Böll, *Frankfurter Vorlesungen* (1964), in ders., *Werke. Kölner Ausgabe*, a.a.O., Bd. 14, S. 139-204: 159.

12 *Ebd.*

13 Vgl. Bernd Balzer, *Das literarische Werk Heinrich Bölls. Einführung und Kommentare*, dtv, München, 1997, S. 20.

14 Böll, *Frankfurter Vorlesungen*, a.a.O., S. 143.

nicht ins Maul schauen. Worte sammeln, Syntax studieren, analysieren, Rhythmen ergründen»¹⁵.

Bölls Überlegungen mögen überraschen – man möchte meinen, wenn es einen Autor gibt, bei dem Inhalte zählen, dann bei Böll, den man gemeinhin als einen Moralisten sah. Bölls Sprachpoetik klingt zunächst tatsächlich sehr nach der Sprachzentriertheit der modernen Lyrik. Hugo Friedrich, mit seinem 1956 erschienen Buch *Die Struktur der modernen Lyrik* in diesen Jahren so etwas wie der Impulsgeber der Debatte, sah in der Sprachzentriertheit der Moderne auch eine Relativierung des Ethischen, eine Gleichgültigkeit gegenüber der Sprache als einem Medium des Zusammenlebens von Menschen¹⁶. Bölls Position wird freilich erst im Kontrast zu Friedrichs kulturkritisch imprägniertem Moderne-Verständnis nachvollziehbar. Auch Böll betont die zentrale Position der Sprache, aber er will eine Sprache schaffen, die trotz der Kontamination durch den Nationalsozialismus wieder ethisch verbindliche Aussagen macht und Stellung bezieht.

Die Wichtigkeit eines individuellen ethischen Bezugs mag es auch sein, die damit zu tun hat, dass man in Bölls schmalen lyrischen Werk relativ häufig Widmungsgedichte findet. Sie sind ein Weg, diesen Bezug unmittelbar herzustellen. Etwa zwei Drittel der Gedichttexte, die Böll publizierte, sind solche Widmungsgedichte – u.a. an Künstler oder Schriftsteller wie HAP Grieshaber, Peter Huchel, Hans Werner Richter und dessen Frau, Helmut Heißenbüttel, Joseph Beuys, aber auch an seine eigene Frau Annemarie und seine Enkelin Samay. Einmal werden in diesen Gedichten Probleme oder Erinnerungen charakterisiert, dann wieder künstlerische Verfahrensweisen. Manchmal wird auch einfach ermutigt¹⁷. Ein Beispiel ist das Widmungsgedicht für den Lyriker Peter Huchel, der nach dem Krieg in der DDR geblieben war, sich dann aber seit den späten 1950er Jahren zunehmenden Repressionen ausgesetzt sah und während der 1960er Jahre deshalb versuchte, in den Westen ausreisen zu dürfen – was dann schließlich 1971 gelang. Im Gedicht aus dem Jahr 1968 werden die Probleme von Ost und West reflektiert: «Für Peter Huchel // wortlos / im Stacheldraht West /

15 *Ebd.*

16 Für Hugo Friedrich, *Die Struktur der modernen Lyrik. Von der Mitte des neunzehnten bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts*, hrsg. v. Jürgen von Stackelberg, Rowohlt, Reinbek b.H. 1985, sind neben der Konzentration auf Sprache deshalb Phänomene wie «Entpersönlichung» (S. 36), «leere Identität» (S. 47), «Desorientierung» (S. 60) oder «Enthumanisierung» (S. 69) zentral für das Verständnis der modernen Lyrik.

17 Vgl. Sowinski, *Die Lyrik Heinrich Bölls*, a.a.O., S. 248-250.

wird das Eindeutige zweideutig / wortlos / im Stacheldraht Ost / das Zweideutige nicht eindeutig»¹⁸.

Böll formuliert eine Reflexion der Ost-West-Thematik und ein kleines Pastiche auf die lyrische Diktion Huchels. Charakteristisch für Huchel ist die extreme sprachliche Konzentration, oft mit politisch-gesellschaftlicher Thematik. Böll imitiert so in seinen Widmungsgedichten zu einem gewissen Grad auch künstlerische Verfahrensweisen. Ähnliches findet man in dem Gedicht für den Lyriker Helmut Heißenbüttel (1981), in dem wohl auf das Anliegen der experimentell-konkreten Lyrik angespielt wird, die Sprache von Konventionen freizulegen und die Wörter als Material der Lyrik neu zu entdecken: «Für Helmut Heißenbüttel // Wortlos / den Wörtern nach / wörtlich / den Worten // Heinrich Böll»¹⁹.

Es gibt auch Widmungsgedichte, in denen, wie im Gedicht an «Hans Werner Richter (und Toni natürlich)», Literaturgeschichte erinnert wird. Es geht um die frühen Jahre der Gruppe 47, die Richter ins Leben gerufen hatte und bis zuletzt als mächtiger Impresario organisierte. Böll erzählt vom Gruppentreffen in Bad Dürkheim, wo er mit der Erzählung *Die schwarzen Schafe* den Preis der Gruppe 47 erhielt, für ihn in den finanziell schwierigen ersten Nachkriegsjahren ein wichtiger Schritt hin zur auch ökonomischen Unabhängigkeit. Das Gedicht aus dem Jahr 1979 liefert eine Reihe von Momentaufnahmen aus einer Aufbruchszeit, in der noch niemand wusste, wohin der Aufbruch führen würde – geschrieben aus der Perspektive dessen, der mit dem Wissen späterer Jahre auf diesen Aufbruch zurückblickt:

Für Hans Werner Richter (und Toni natürlich) // Denk ich an Dürkheim / denk ich an die Rückfahrkarte / der französischen Militärregierung / denk an Maiengrün / an Eich (der schon ein Auto besaß) und / Ilse und ich zur Messe fuhr / unliterarisch / unliterarisch auch / Erinnerungen an Sinzig / im Auto ausgetauscht mit Eich / über allem und jedem noch / ein Hauch von prisoner-camp / flüchtig noch / keiner dachte ans Bleibende / und blieb doch etwas / denke an Wiss-Verdier, an Wintzen / und immer wieder: an Sinzig / wo wir erfuhren / was zu erfahren war: / Eich, andere, ich / denke immer wieder an die / Rückfahrkarte von der / französischen Militärregierung / Ich kaufte als erstes Spielzeug / für die Kinder / eine Uhr für Annemarie / kaufte Zigaretten für mich / verpumpte Geld / und bekam es wieder! / stellte in späteren Jahren fest: / Autoren sind die zuver-

18 Heinrich Böll, *Für Peter Huchel*, in ders., *Werke. Kölner Ausgabe*, a.a.O., Bd. 15: 1966-1968, hrsg. v. Werner Jung, in Zus. mit Sarah Troost, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2005, S. 330.

19 Heinrich Böll, *Für Helmut Heißenbüttel*, in ders., *Werke. Kölner Ausgabe*, a.a.O., Bd. 22: 1981-1984, hrsg. v. Jochen Schubert, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2007, S. 31.

lässigsten / Schuldner – gegenüber Autoren / (und auch die zuverlässigsten Untermieter / korrekt – Eich und Janker in Müngersdorf!) / an Maiengrün in Dürkheim / denke ich / an unkorrigierbare Mythen / und die Rückfahrkarte / der Kulturpolitik / einer ausländischen Macht / Heinrich Böll²⁰.

Hier werden konkrete, gut wiedererkennbare Erinnerungen skizziert und durch die Zusammenstellung reflektiert. Zentral ist die Atmosphäre der frühen Nachkriegsjahre, in der es nicht nur eine Besonderheit ist, schon ein Auto zu haben, sondern auch ein großer Fortschritt, über Geld zu verfügen. Böll war arm und seine ersten Veröffentlichungen hatten ihn noch nicht bekannt gemacht; so war der Preis der Gruppe 47 (damals 1000 DM) finanziell und noch viel mehr für die Karriere wichtig. Das wird in den Versen reflektiert, in denen er Geschenke für die Kinder und seine Frau kauft und sich selbst Zigaretten leisten kann – und vielleicht erstmals selbst anderen Hilfsbedürftigen Geld leihen kann.

Aber es gibt auch Hinweise auf anderen Autorinnen und Autoren – das Schriftstellerpaar Günter Eich und Ilse Aichinger – und auf Antoine Wiss-Verdier und René Wintzen, beide Herausgeber einer 1945 gegründeten deutsch-französischen Zeitschrift, die die kulturelle Annäherung Deutschlands und Frankreichs befördern sollte. Interessant ist auch die Erwähnung Sinzigs, die sich auf das Kriegsgefangenenlager in der Nähe der Ortschaft Sinzig südlich von Bonn bezieht, in dem sowohl Böll als auch Eich im April 1945 interniert waren. Einige der berühmtesten Gedichte Günter Eichs – wie *Camp 16* oder auch *Sinziger Nacht* – thematisieren diese Erfahrung. Auch dass es letztlich die französische Kulturpolitik war, die ihm die Teilnahme am Treffen ermöglichte, weil sie die Reisekosten bezahlte, wird bemerkt – der Passierschein für die Reise in die französische Besatzungszone ist überliefert²¹.

Man könnte mit diesen Widmungsgedichten noch weitere Stationen der Biographie Bölls illustrieren. Das letzte und vielleicht privateste dieser Gedichte schrieb Böll 1985, kurz vor seinem Tod, seiner damals neunjährigen Enkelin Samay ins Poesiealbum – vermutlich bewusst mit der Datumsangabe 8. Mai 1985, dem Jahrestag des Kriegsendes und dem Tag, an dem Richard von Weizsäcker in seiner Rede im Bundestag den 8. Mai als «Tag der Befreiung» bezeichnete²².

20 Heinrich Böll, *Für Hans Werner Richter (und Toni natürlich)*, in ders., *Werke. Kölner Ausgabe*, a.a.O., Bd. 21: 1979-1981, hrsg. v. Jochen Schubert, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2006, S. 331 f.

21 *Ebd.*, S. 604-606 (Kommentar).

22 *Gedenkveranstaltung im Plenarsaal des Deutschen Bundestages zum 40. Jahrestag des*

Für Samay // (1985) // Wir kommen weit her / liebes Kind / und müssen weit gehen / keine Angst / alle sind bei Dir / die vor Dir waren / Deine Mutter, Dein Vater / und alle, die vor ihnen waren / weit weit zurück / alle sind bei Dir / keine Angst / wir kommen weit her / und müssen weit gehen / liebes Kind. // Dein Großvater / 8. Mai 1985²³.

2. DIE KÖLN-GEDICHTE ALS GROSSSTADTLYRIK

Die Köln-Gedichte bieten viele Facetten von Bölls Wahrnehmung der Stadt, und sind zugleich wegen der Vielfalt der Motive bis zu einem gewissen Grad repräsentativ für seine lyrischen Texte. In den vier Köln-Gedichten, die zwischen 1968 und 1984 entstanden, finden sich viele der Motive und Themen, die für Bölls Wahrnehmung der Stadt wichtig waren. In *Köln I* und *Köln II*, entstanden im Mai 1968 und im Januar 1969, spielen Aspekte der Geschichte Kölns eine Rolle – so das Nebeneinander von römischen, heidnischen und christlichen Ursprüngen im antiken Köln und das Mittelalter. *Köln III* dagegen, der 1972 entstandene und umfangreichste der Köln-Texte, ist auch formal durch die intensive Nutzung freier Kurzverse im Stil eines assoziativen Umherschweifens durch die Stadt gehalten. Der Text geht auf die Gegenwart Kölns ein, d.h. auf das Köln, das aus Nachkriegs- und Wirtschaftswunderzeit hervorgegangen ist und an dem der Sprecher Böll einiges auszusetzen hat. Das vierte der Köln-Gedichte mit dem Titel *Versunken die Stadt* stammt aus dem Jahr 1984. Noch einmal behandelt es die verschiedenen Phasen Kölns, die in Bölls Biographie eine Rolle spielten – vom Vorkriegs- über das zerstörte Köln bis zum modernen und autogerechten Köln der 1970er und 1980er Jahre – und setzt sie mit der Geschichte der Stadt in Beziehung. Im Verhältnis zur Trilogie wirkt es wie ein konzentriertes Nachspiel.

Die Köln-Gedichte sind Stadtgedichte – Gedichte, die, wenn auch in sehr individueller Weise, das Repertoire lyrischer Stadtdarstellungen in der Moderne aufgreifen und so Bölls lebenslange Auseinandersetzung mit seiner Heimatstadt umsetzen²⁴. Drei Autoren, die symptomatisch

Endes des Zweiten Weltkrieges in Europa, 1985, <http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Richard-von-Weizsaecker/Reden/1985/05/19850508_Rede.html> (letzter Zugang: 28. November 2022).

²³ Heinrich Böll, *Für Samay*, in ders., *Werke. Kölner Ausgabe*, a.a.O., Bd. 23: *1984-1985*, hrsg. v. Hans Joachim Bernhard – Klaus-Peter Bernhard, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2007, S. 289.

²⁴ Für deutlich inhaltszentrierte Ausführungen zur lyrischen Großstadtdarstellung und -reflexion vgl. Waltraud Wende, *Einleitung*, in *Großstadtlyrik*, hrsg. v. Waltraud

für die wichtige Tradition der Großstadt, vor allem der Stadt als Metropole, gerade in der modernen Lyrik stehen, seien zumindest genannt: Baudelaires *Les fleurs du mal*, erstmals 1857 erschienen, thematisieren wesentliche Aspekte des Großstadtlebens in Paris und gelten allgemein als Beginn der modernen Lyrik. Das Ich in Baudelaires Texten streift und flaniert durch die Stadt und porträtiert die Großstadt mit pessimistischem Blick. T.S. Eliots *The Waste Land* aus dem Jahr 1922 ist ein weiterer Markstein der modernen Lyrik; auch hier wird, wie bei Baudelaire mit Rückgriff auf mythologische Motive, die Vereinzelung des Menschen in der modernen Großstadt beschrieben, natürlich mit dem Referenz- und Echoraum der Metropole London. In Bertolt Brechts *Aus dem Lesebuch für Städtebewohner*, erschienen 1930, werden ebenfalls die Entfremdung und Anonymität des modernen Großstadtlebens thematisiert, allerdings in einem affirmativ-sarkastischen Ton. Man könnte die Reihe noch fortführen – aber die Hinweise mögen genügen, um hier zumindest anzudeuten, dass Böll mit seinen Köln-Gedichten eine Tradition der modernen Lyrik aufgreift, um seine Auseinandersetzung mit Köln lyrisch zu gestalten.

3. *KÖLN I* UND *KÖLN II*

In *Köln I* und *Köln II* stehen neben dem zentralen Köln-Bezug Widmungen an den Maler Joseph Faßbender und an den Grafiker HAP Grieshaber. Von den konkreten, situativ gezielten Widmungsgedichten unterscheiden sich diese Widmungen allerdings, es geht in diesen Fällen tatsächlich um funktionale Widmungen der Texte an Böll nahestehende Personen. Im Mittelpunkt steht die Stadt Köln. Sie wird behandelt in einer im weitesten Sinn historischen Perspektive.

Köln I // Für Joseph Faßbender // (1968) // Wer an Kanälen lauscht / kann sie hören / in Labyrinthen / unter der Stadt / über Geröll, Scherben, Gebein / stolpert die Madonna / hinter Venus her / sie zu bekehren / vergebens / vergebens ihr Sohn hinter Dionys / vergebens Gereon hinter Caesar / Hohnlachen / wer an Kanälen lauscht / kann es hören // Der dunklen Mutter / durch Geschichte / nicht gebessert / steht Schmutz / gut zu Gesicht / in Labyrinthen / unter der Stadt / verkuppelt sie die Madonna / an Dionys / versöhnt den Sohn mit Venus / zwingt Gereon und Caesar / zur großen Koalition / sich selbst verkuppelt sie / an alle die guter Münze sind²⁵.

Wende, Reclam, Stuttgart, 2010, S. 5-37; Karl Riha, *Deutsche Großstadtdyrik*, Artemis, München-Zürich 1983, S. 7-17.

25 Heinrich Böll, *Köln I*, in ders., *Werke. Kölner Ausgabe*, a.a.O., Bd. 15, S. 389.

Köln I, wie alle Gedichte Bölls in freien Versen, referiert auf einige der für moderne Großstadtlyrik typischen Verfahrensweisen. Damit meine ich vor allem den Verweis auf Wissens Elemente mythologischer, historischer oder religiöser Natur – in den bereits erwähnten modernen Stadtgedichten findet man immer wieder solche mythologischen Überformungen, besonders mit Bezug auf Flüsse: In T.S. Eliots *Waste Land* wird das Verschwinden der Nymphen von den Ufern der Themse beklagt, die, wie der Rhein bei Böll, immer wieder im Gedicht auftaucht²⁶. Über das Thema der ersten beiden Köln-Gedichte verrät diese Verschränkung von Mythologisch-Sagenhaftem und Historischem einiges: In *Köln I* geht es darum, wie im antiken, römischen Köln sich die Religionen ablösen oder besser synkretistisch verschränken. Elemente der antik-heidnischen Religionen bleiben auch im christlichen Köln präsent – die Madonna wird an Dionys, den Gott des Weins, verkuppelt, ebenso der Sohn der Madonna an Venus.

Nicht weniger charakteristisch ist es, dass die Stadt Köln selbst personifiziert und ebenfalls mythisch überformt wird. Die Mutter Colonia, eine im Kern volkstümliche Zuschreibung, taucht als dunkle Mutter auf. Interpreten, die sich mit dem Text befasst haben, weisen darauf hin, dass die Stadtmutter wahrscheinlich auch mit der antiken Naturgottheit Kybele verschränkt wird, die als ‘Große Mutter’ seit dem 3. Jahrhundert v.Chr. im ganzen römischen Reich verehrt wurde. Diese Große Mutter liefert das Muster für die personifizierte Stadt Köln, die im ersten Gedichtabschnitt als eine Kupplerin zwischen Heidentum und Christentum auftritt, was in immer neuen Figuretionen vorgeführt wird. Köln erscheint so als die Stadt, in der sich die Widersprüche auflösen – in der selbst der frühchristliche Märtyrer Gereon Cäsar hinterherjagt und sich ihm in einer ‘großen Koalition’ zu verbinden sucht. Die erste große Koalition der Bundesrepublik regierte, als das Gedicht verfasst wurde und wurde bekanntlich weithin kritisiert²⁷.

Böll stellt mit den Bildern des Gedichts eine Kontinuität im Verschmelzen von Widersprüchen dar, die gerade in Köln eine lange Tradition hat. Die Stadt, so insinuiert der Text, hat immer schon Gegensätzliches verbunden und vereint. Köln wird seit seiner Gründung in römischer Zeit als hochgradig integrations- und synthesefähig dargestellt – oder in anderen Worten als ein

26 Vgl. T.S. Eliot, *Gesammelte Gedichte*, hrsg. v. Eva Hesse, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1988, S. 96.

27 Sowinski, *Die Lyrik Heinrich Bölls*, a.a.O., S. 253; Conard, *Gedichte ohne ästhetische Konformität*, a.a.O., S. 17-19; Rademacher, *Bölls «Kölner Spaziergänge» und andere Gedichte*, a.a.O., S. 57; Siegroth-Nellessen, «... jener seltsamen Stadt, die Köln heißt», a.a.O., S. 187-191.

Schmelztiegel der Religionen, Kulturen und Weltanschauungen. Dass diese Verschmelzungstradition nicht unbedingt einfach positiv zu sehen ist, sondern auch in einen moralischen Relativismus mündet, macht Böll allerdings auch klar: Letztlich ist Mutter Köln diejenige, die sich selbst an jeden verkauft, der über Geld verfügt – «sich selbst verkuppelt sie / an alle die guter Münze sind».

Widersprüche und Gegensätze prägen auch das zweite Köln-Gedicht. *Köln II* thematisiert, gewissermaßen in der Fortsetzung der antiken Bildlichkeit, das mittelalterliche Köln.

Köln II // Für Grieshaber // (1969) // Sie glaubt nicht an Dauer / und dauert so lange / ewig ewig / heilig heilig / will sie nicht sein // über zerbrochenen Bischofsstäben / kocht sie ihr Süppchen / Material / aus Tränen / Asche der Heiligen / Hurenblut / Bürgertalg / zermahlenem Domherrengebein // mit Pinsel / aus Madonnenhaar / malt sie Flüche / auf die Mauerreste / tief tief // unter dem Dom // beschwört ihn / sie liebt ihn / er sie nicht / immer immer / fließt er an ihr vorbei²⁸.

Im einleitenden Absatz werden die Zuschreibungen an Köln – Ewigkeit und Heiligkeit – mit der Realität der Stadt konfrontiert: Die Stadt wurde im Mittelalter aufgrund ihrer Kirchen mit einer Heiligkeit assoziiert, die mit der Roms vergleichbar war, aber diese Heiligkeit ignorierte das schmutzige und kommerzielle Köln, das immer neben und unter dem heiligen Köln bestand. Die Zeitlosigkeit der Stadt besteht also nicht im religiösen Hintergrund Kölns, sondern in der immer wieder zu beobachtenden Anpassung an neue Gegebenheiten.

Diese Gegensätze werden im zweiten Abschnitt mit Blick auf die Bischofs- und Bürgerstadt thematisiert und, wie auch sonst in den Texten, in formal freien Versen bis zu einem gewissen Grad formal unterstrichen. Die Stadt Köln figuriert nun als Hexe, die ihr «Süppchen» kocht, in dem alle Elemente Kölns vermischt werden: «Tränen / Asche der Heiligen / Hurenblut / Bürgertalg / zermahlene[s] Domherrengebein». Der Widerspruch zwischen dem heiligen Köln der Kirchen und Reliquien und dem verrufenen Köln der Huren und Dirnen, aber auch zwischen Heiligkeit und bürgerlichem Gewinnstreben, löst sich nicht auf, sondern ist ein ewiges Nebeneinander. Vom Nebeneinander ist auch die Konstellation von Stadt und dem Fluss Rhein charakterisiert: Die Stadt liebt ihn und möchte ihn für sich vereinnahmen, aber aus Sicht des Flusses – oder Bölls, der das immer wieder betonte – fließt der Rhein an der Stadt

²⁸ Heinrich Böll, *Köln II*, in ders., *Werke. Kölner Ausgabe*, a.a.O., Bd. 16: 1969-1971, hrsg. v. James H. Reid, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2008, S. 27.

vorbei und ist in einer anderen, natur- und nicht geschichtszeitlichen, Dimension angesiedelt²⁹.

In *Köln I* und *Köln II* wird die Stadt charakterisiert – und das geschieht, indem widersprüchliche Eigenschaften aus Geschichte und Mythologie Kölns in widersprüchlichen Konstellationen aneinandergereiht werden. Diese Verse bilden gewissermaßen das Vorspiel zum nächsten und längsten Köln-Gedicht, in dem es um das Köln der Gegenwart geht – *Köln III*.

4. *KÖLN III*

Der Text von *Köln III* ist deutlich länger als die vorangehenden, er umfasst 355 Verse, in der Werkausgabe sind das 10 Seiten³⁰. Bei *Köln III* handelt es sich also um ein typisches Langgedicht – ein Begriff, der in den 1960er Jahren diskutiert wurde. Als Walter Höllerer, der vielleicht wichtigste Literaturmanager und Literaturvermittler dieser Jahre, 1965 seine *Thesen zum langen Gedicht* veröffentlichte³¹, zielte er damit in erster Linie auf eine stärker der Lebenswirklichkeit verpflichtete Alternative zur stark sprachkritisch und oft als hermetisch bezeichneten Nachkriegstradition der deutschsprachigen Lyrik, die durch Lyriker wie Peter Huchel oder Paul Celan verkörpert wurde. Celans Gedichte galten (und gelten) als schwierig – hermetisch ist ein gerne verwendeter Begriff dafür. Die Propagierung des langen Gedichts zielte darauf ab, den Wirklichkeitsbezug der Lyrik zu verändern. Es ging nicht um Länge als Quantität, sondern darum, möglichst viele Bereiche der Wirklichkeit in einer Art Öffnung der Beobachterperspektive in ein Gedicht integrieren zu können. Bölls Poetik einer bewohnbaren Sprache könnte man mit einer solchen Poetik des langen Gedichts gut verbinden. Ob gezielt oder zufällig, in den Köln-Gedichten experimentierte er mit dieser Form, und am deutlichsten geschieht das in *Köln III*.

Deutlich wird das schon im Untertitel: «Spaziergang am Nachmittag des Pfingstsonntags 30. Mai 1971». Das Gedicht versprachlicht

29 Sowinski, *Die Lyrik Heinrich Bölls*, a.a.O., S. 253 f.; Siegroth-Nellessen, «... jener seltsamen Stadt, die Köln heißt», a.a.O., S. 187-191.

30 Heinrich Böll, *Köln III*, in ders., *Werke. Kölner Ausgabe*, a.a.O., Bd. 18: 1971-1974, hrsg. v. Viktor Böll – Ralf Schnell in Zus. mit Klaus-Peter Bernhard, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003, S. 96-106.

31 Walter Höllerer, *Thesen zum langen Gedicht*, in «Akzente», 2 (1965), S. 128-130. Vgl. zur Rezeption: Hermann Korte, *Deutschsprachige Lyrik seit 1945*, 2. Aufl., Metzler, Stuttgart-Weimar 2004, S. 109.

den Duktus eines Spaziergangs, eines Schlenderns und vielleicht Flanierens durch die Stadt. Seit Baudelaires Pariser Szenen ist das Flanieren ein wesentliches Mittel der literarischen Darstellung von Großstadtszenarien. Kontingenz löst frühere Ordnungsvorstellungen ab. Ein zufällig durchschrittener Raum wird in eine textuelle Struktur übertragen – was den Anspruch beinhaltet, dass man der vielstimmigen und facettenreichen, aber eben auch chaotischen Realität einer modernen Großstadt auf diese Weise besonders gut gerecht wird. Böll nimmt dieses Modell auf und bindet es an einen konkreten historischen Moment zurück, den 30. Mai 1971. Hier der Anfang dieses Langgedichts:

Köln III // Spaziergang am Nachmittag des / Pfingstsonntags 30. Mai 1971 // (1972) // die Stadt / in freudloser Sonne / verödet // wieder mal aufgewühlt / im dreißigjährigen Krieg / der Bauplaner / maschinen / firmen / ausschüsse / bagger / krane / unzählige Abschüsse / nach dreißigjährigem Einsatz der Preßlufthammerflak / Gefallene / Gefangene / Siege // in Aufriß und Abbau / unaufhaltsamer Vormarsch // die Sappen längst / bis Wladiwostok vorgetrieben / Keinen Fußbreit hergeben / an der grauen Front des Profits / in den Goldgruben der Scherwobewaffneten / (für humanistisch Gebildete: Hopliten) / stetig steigender Mietpreis / höhnische Stille / vertriebener Ruhe / Vollzugsmeldung / Ohrenbetäubung / durchgeführt / wunderbar den verwalteten Staub vermehrt / in Abriß und Aufbau / leukämische Fassaden / der Wucherer / [...] ³².

Eine erste Wahrnehmung – «die Stadt / in freudloser Sonne / verödet» – führt zu einem Abschnitt, in dem die Verödung mit der Bautätigkeit der Nachkriegsjahre in Verbindung gebracht wird. In der Formulierung «nach dreißigjährigem Einsatz der Preßlufthammerflak» verschränkt Böll dreißigjährigen Krieg, die Angriffe des Zweiten Weltkriegs und die aus seiner Sicht für die Stadt zerstörerischen Nachkriegsjahrzehnte. Schuld an der Zerstörung der Stadt durch immer neue Bauprojekte ist die Profitgier der Bauunternehmer, die er als Wucherer bezeichnet. Sie führt zu Lärm und Staub durch die fortwährende Abrissstätigkeit, außerdem zu ständig steigenden Mietpreisen und Vertreibung der Einwohner. Die Kritik an der zerstörerischen Bautätigkeit kehrt tatsächlich im Gedicht immer wieder. All das ist in assoziativ komponierten freien Versen organisiert, die gelegentlich Satzteile, gelegentlich nur einzelne Wörter und Begriffe beinhalten.

Aber auch ein anderes Thema ist im Text wichtig. Böll, der bekanntlich ein kritischer Katholik war, begann in dieser Zeit einen

³² Böll, *Köln III*, a.a.O., S. 96 f.

mehrere Jahre andauernden Protest gegen die Kirchensteuerpraxis der Amtskirche, die aus seiner Sicht die Kirche zu einer kapitalgesteuerten Institution machte. Die im Gedicht anklingende Kritik ist auch auf diesen Streit zurückzuführen, der erst 1976 mit Bölls Austritt aus der Kirche endete. Die auch für Bölls Verhältnisse ziemlich handfesten Schmähungen des Klerus sind mit dieser Problematik verbunden, die schon in den Versen 142 bis 148 anklingt: «in meiner Tasche echt / vom Generalvikar / Alternative: zahl oder tritt aus / warum Schwester / kann ich beides nicht / erklär's denen / die dir gleichen / [...]»³³.

Auch dieses Thema durchzieht das gesamte Gedicht und kehrt im Assoziationsraum der Stadt immer wieder – so auch in den Versen 238-239: «zahl oder tritt aus / hast du immer noch nicht begriffen / [...]»³⁴. Bölls Vorstellung von einer Alternative, der Kirche als einer religiösen Gemeinschaft anzugehören, ohne ihre finanzielle Organisation zu unterstützen, wird nicht gegeben – weiter hinten im Gedicht führt das zur Anprangerung der Kleriker, die Böll als «Gründlinge» bezeichnet. Die Gründlinge – kleine Fische, die am Grund von Teichen schwimmen – stehen für die Kleriker, die in der kirchlichen Hierarchie aufgehoben und geschützt sind, aber eben in dieser Position die Kirche auch ausnutzen und missbrauchen.

Beide Themen, der Bauwucher und der auf Geld versessene Klerus, werden auch verknüpft im Gebet der Bauspekulanten, die nur an Gewinnmaximierung denken:

o heiliger Geist / erbarme dich unser / nur noch zwanzig vom Hundert / beträgt unser Profit / erst in fünf Jahren / haben wir unser Kapital verdoppelt / heiliger Geist / bewahre uns vor der Kostenexplosion / oh heiligster aller heiligen Geiste / verleihe den Verkäuferinnen Einsicht // vierhundert Mark (netto!) / oh heiliges Brutto / allerheiligstes Konto / wohin soll das noch führen / [...]»³⁵.

Hingewiesen sei noch darauf, wie die Bildsprache im Text entwickelt wird. In Vers 310 heißt es, «ihr Hohn könnte schlimmer sein / als Leukämie». Immer wieder im Text wird der Begriff Leukämie als Bild aufgegriffen. Böll bezieht sich damit ursprünglich auf seine Schwester Grete, die 1963 an Leukämie gestorben ist. Eingang findet dieses Thema in Vers 119, als Böll in einem Plakat des spätmittelalterlichen Malers Stephan Lochner, der das Kölner Dombild schuf,

33 *Ebd.*, S. 100.

34 *Ebd.*, S. 103.

35 *Ebd.*, S. 97.

das Gesicht seiner Schwester zu erkennen glaubt: «verspätet / erkenne ich auf einem Lochnerplakat / das Lochnerhaar-Gesicht / meiner Schwester Grete / gestorben an Leukämie / [...]»³⁶.

Im Gedicht allerdings wird auch die Kritik an Klerus und Kirche – wie auch am kapitalistisch-gewinnorientiertem Verhalten der Wucherer überhaupt – mit dem Begriff Leukämie assoziiert und markiert, wie auch schon in den eingangs zitierten Versen der «leukämischen Wucherer». Man kann darüber streiten, ob solche Bilder besonders gelungen sind, zumindest aber werfen sie ein Licht auf Bölls Arbeitsweise als Lyriker: Assoziationen aus dem Stadtpaziergang werden zum Ausgangspunkt für Bilder, die dann auch für andere thematische Komplexe eingesetzt werden.

Im Zentrum des Gedichts steht Bölls Kritik an den Neubauten in der Kölner Innenstadt, die er als eine Zerstörung des alten Kölns empfand – das er in den Ruinen der Nachkriegsjahre noch wiedererkannte, dann aber dem Bedürfnis nach einer modernen, autogerechten Stadt und den Bauten des Gerling-Konzerns und des WDR zusehends geopfert sah. Die Bautätigkeit wird wiederum von profitorientierten Baukonzernen vorangetrieben und ist insofern von der Kapitalorientierung der Kirche nicht allzu weit entfernt. Aus diesem Grund werden im Gedicht auch verschiedene kirchliche Bauten thematisiert. Bei dieser Gelegenheit wird auch über den Dom nachgedacht, den Böll gegenüber den romanischen Kirchen als nicht charakteristisch für Köln empfand, außerdem über Brauereien und Gaststätten der Altstadt.

Diese thematischen Schwerpunkte kehren im Gedicht, abhängig von den räumlichen Anregungen und Assoziationen, immer wieder. Festhalten lässt sich, dass der auf den ersten Blick etwas unübersichtliche Text einer mit Assoziationen angereicherten Raumlogik folgt³⁷.

5. *VERSUNKEN DIE STADT*

Das letzte der Köln-Gedichte ist das 1984 entstandene Nachspiel zur Trilogie³⁸. *Versunken die Stadt* ist als Text transparenter als *Köln III*. Die

³⁶ *Ebd.*, S. 99.

³⁷ Aufgeschlüsselt werden diese historischen und lokalen Bezüge im vorzüglichen Kommentar der Kölner Ausgabe der Werke von Böll; vgl. Böll, *Köln III*, a.a.O., S. 510-518. Vgl. auch Sowinski, *Die Lyrik Heinrich Bölls*, a.a.O., S. 254-259; Siegroth-Nellessen, «... jener seltsamen Stadt, die Köln heißt», a.a.O., S. 192-199.

³⁸ Heinrich Böll, *Versunken die Stadt*, in ders., *Werke. Kölner Ausgabe*, a.a.O., Bd. 23, S. 198-202; vgl. besonders dafür Siegroth-Nellessen, «... jener seltsamen Stadt, die

Motive sind klarer erkennbar und weniger assoziativ verknüpft, wobei aber die freirhythmische, für Betonungen und Reflexionen flexible Strukturierung des Textes beibehalten wird. Die drei Teile des Textes entsprechen relativ deutlich Phasen der Entwicklung Kölns seit dem Krieg – das zerstörte Köln der unmittelbaren Nachkriegsjahre, das Köln der Trümmer und des Staubs, und schließlich das Köln des Wiederaufbaus, den Böll, wie in *Köln III* thematisiert, in anderer Weise als Zerstörung empfindet. Programmatisch wird das in den Eingangsversen des ersten Teils erkennbar: «Versunken die Stadt / unter verstümmelten Türmen / zerstäubten Gewölben / zerbrochen ihre / romanischen Herzkammern / die ernste und frühe / Vielfalt des Grau / entvölkert ihre Gemeinden / [...]»³⁹.

In diesen ersten Versen ist das gesamte Gedicht zusammengefasst. Thematisiert wird nicht die Zerstörung der Stadt im Zweiten Weltkrieg, sondern bereits auf ihr Versinken in den Folgejahren hingewiesen. Sie erscheint als «[v]ersunken [...] / unter verstümmelten Trümmern», ihre Gewölbe sind «zerstäubt», und die Kirchen Kölns, ihre «romanischen Herzkammern», sind zerbrochen und entvölkert. Gerade an den romanischen Herzkammern zeigt sich, dass es Böll nicht nur um die physische, sondern auch um eine kulturell-moralische Zerstörung geht. Für Böll waren die romanischen Kirchen der Kern von Kölns Identität – eben die Herzkammern; sind diese zerstört, dann ist damit auch die jahrtausendealte Identität der Stadt in Zweifel gezogen. An zwei Bildern wird Bölls Klage über dieses zerstörte Köln besonders deutlich: am freischwebenden Lettnerkreuz der Kirche St. Georg und am Dom, den Böll eben nicht als Teil der romanischen Herzkammern sieht, sondern als wilhelminisch-preußischen Zwangsbau, eine Täuschung, die mit dem alten Köln gar nichts zu tun hat; tatsächlich wurde der Dom erst unter preußischer Herrschaft im 19. Jahrhundert beendet und stellt somit keinen Teil der historischen, romanischen Kirchenlandschaft Kölns dar. «Ungeschützt / in Wind und Wetter / hing unter freiem Himmel / der Gekreuzigte / in St. Georgs Ruinen // einzig überständig / der riesige Doppelfinger / wilhelminischer Täuschung / vergeblicher Wacht am Rhein / wies er immer noch hinweg / über die romanischen Herzkammern / [...]»⁴⁰.

Die «Wacht am Rhein» – das Zitat verweist auf das Lied aus dem Jahr 1870, das aufgrund seiner nationalen Aufladung in den folgenden Jahrzehnten fast den Status einer Nationalhymne erlangte – ist nun

Köln heißt, a.a.O., S. 199-207.

³⁹ Böll, *Versunken die Stadt*, a.a.O., S. 198.

⁴⁰ *Ebd.*

und war damals eine Illusion. Ebenso haben sich «die Verkünder / tausendjährigen Heils» «im Speck ihrer Feigheit» diskreditiert und stehen, wie durch den Hinweis auf das Zahngold der ermordeten Juden verdeutlicht wird, mit der Nachkriegsgesellschaft in einer Kontinuität der Gewinnerorientierung auf alle Kosten. Insofern ist es folgerichtig, dass die Türme des Doms statt des romanisch-religiösen Erbes bestehen bleiben.

Im zweiten Teil des Gedichts geht es um «Staub und Stille», um die Situation in der zerstörten Stadt nach dem Krieg. Hier wird die besondere Atmosphäre der zerstörten, aber stillen Stadt der Nachkriegsjahre evoziert. Die Passagen über Staub und Stille evozieren das stille Fortschreiten der zuvor gewaltsamen Zerstörung, den Verfall der Stadt, die in den Jahren nach dem Krieg noch erkennbar war, aber immer mehr unter Staub und Trümmern verschwindet – bis dann im dritten Abschnitt thematisiert wird, wie sie abgetragen wird.

Staub / Puder der Zerstörung / drang durch alle Ritzen / aufs Brot und in die Suppe / auf Bücher Manuskripte und Windeln / Staub / er war vermählt mit der Luft / ein Leib und eine Seele waren sie // [...] // Das andere: die Stille / unermesslich wie der Staub / erträglich nur weil gebrochen / irgendwo bröckelten / in den Nächten Steine ab / stürzte ein Giebel ein / vollzog sich Zerstörung / nach den Gesetzen umgekehrter Statik / mit der Dynamik / im Kern getroffener Strukturen / [...] ⁴¹.

Der Höhepunkt des zweiten Abschnitts ist die Verbildlichung der langsam voranschreitenden Paralyse der zerstörten Stadt: Das tägliche Bröckeln und Zusammenbrechen geht meist unbemerkt vor sich, wird aber manchmal sichtbar, wie im «Einsturz der Giebelmauer», der allerdings «nicht berechenbar» ist. Die Trümmerstadt verfällt langsam weiter – in diesem zweiten Abschnitt der «Versunkenen Stadt» erinnert sich Böll noch einmal an die frühen Jahre seiner schriftstellerischen Karriere, in denen er in seinem *Bekenntnis zur Trümmerliteratur* (1952) darauf hinwies, dass es Aufgabe der Autoren sei, diese Nachkriegsrealität zu beschreiben: «Wir schrieben also vom Krieg, von der Heimkehr und dem, was wir im Krieg gesehen hatten und bei der Heimkehr vorfanden: von Trümmern; das ergab drei Schlagwörter, die der jungen Literatur angehängt wurden: Kriegs-, Heimkehrer- und Trümmerliteratur» ⁴².

41 *Ebd.*, S. 199-200.

42 Heinrich Böll, *Bekenntnis zur Trümmerliteratur*, in ders., *Werke. Kölner Ausgabe*, a.a.O., Bd. 6: 1952-1953, hrsg. v. Árpád Bernáth in Zus. mit Annmária Gyurácz, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2007, S. 58-62: 58.

Der dritte Abschnitt von *Versunken die Stadt* behandelt den Übergang zu dem Köln, das wir bereits aus den anderen Gedichten kennen – das Köln der Nachkriegsjahre, in dem die Ruinen beseitigt werden und mit dem auch das alte Köln radikal zerstört wird. Die Ruinen sind für die Kinder zu einer Art Heimat geworden – eine Facette der Heimat-Diskussion, die schon in den 1980er Jahren nicht gesehen wurde.

Aus Trümmern wurden Ruinen / Heideröschchen wildwachsend Baumspößlinge / Efeu und Knöterich / Unsere zerstörte Heimat / wurde unseren Kindern / als Zerstörung Heimat / ihre erste / keine neue / Abenteuerspielplatz / Ungeplant / von der Geschichte / ihnen beschert / Labyrinth der Träume und Gefahren / was rief einer unserer Söhne / heimkehrend aus dem lieblichen Surrey: / Endlich, endlich wieder Trümmer / [...]⁴³.

Dass einer von Bölls Söhnen nach einer Reise nach Surrey mit Annemarie Böll diesen Satz ausrief, ist übrigens authentisch⁴⁴. Die Ruinen-Heimat des im Krieg zerstörten, aber alten Köln wird nun in der Bautätigkeit seit den 1950er Jahren weiter ruiniert und entvölkert. Böll, der wegen des Umbaus der Stadt seit den 1970er Jahren immer seltener in Köln war und überwiegend in seinem Haus in der Eifel wohnte, kommentiert mit diesem Text nicht nur den Umbau Kölns, sondern generell der deutschen Städte nach dem Krieg. Der Bau großer Verwaltungs- und Geschäftsbauten sowie von Durchfahrtsstraßen veränderte viele Städte nachhaltiger, als dass der Krieg vermocht hätte. Diese Veränderungen werden mit der Formulierung «Ruiniert die Ruinen» charakterisiert:

Ruiniert die Ruinen / Banken Büros Behörden / Kaufhäuser Parkplätze / Auto-Auto-Autostraßen / nie mehr begann / das entvölkerte Herz zu schlagen / weggeräumt / wo es noch zaghaft pochte / im Baggerland / wurde Boden zu Grundstücken / wurden Madonnen Peep für Vorübergehende / rasche Rache für die Raschen / [...]⁴⁵.

Die Folge des Umbaus ist, wie eingangs angesprochen, die Zerstörung der alten romanischen Herzkammern. Was nach all den Zerstörungen und Veränderungen bleibt, ist der Rhein, der nach wie vor an der Stadt vorbeifließt und der die Stadt auch überleben wird. Bei Böll ist dieses Szenario ironisch gehalten: Der Rhein, dem die Stadt eigentlich gleichgültig ist, ärgert sie manchmal mit seinem Humor – wobei

43 Böll, *Versunken die Stadt*, a.a.O., S. 201.

44 *Ebd.*, S. 628 (Kommentar).

45 *Ebd.*, S. 201 f.

Humor für Böll ein wichtiges Element der Literatur ist, zugleich ihm aber bewusst ist, dass das Wort im Lateinischen Feuchtigkeit bedeutet. Der distanziert an Köln vorbeifließende Rhein ist also, versinnbildlicht im Humor, ein für das Bestehen Kölns notwendiges Element:

bleibt der bleibende: der Rhein / kühl immer floß er vorbei / abweisend / war immer sich selbst genug / schluckte ungerührt / Trümmer Staub Wracks Bomben / gestürzte Brücken / den gesamten Kitsch / tausendjährigen Schwindels / hielt nie zur Besichtigung an / manchmal im Zorn / wenn er anschwillt / dringt er grimmig in sie ein / stellt der Stadt seinen Humor vor⁴⁶.

Bölls Köln-Gedichte enden mit einer Hommage an den Rhein als das bleibende Element, das die Geschichtlichkeit der Stadt überdauert. Man kann festhalten, dass Böll in diesen Texten eine spezifische Variante von Großstadtlyrik als Teil der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur entwirft. Bölls Reflexionen über Köln haben den Anspruch, Geschichtsreflexion und Gegenwart, antike und mittelalterliche Geschichte Kölns mit der Kriegs- und Nachkriegsgeschichte zu verbinden. Schichtenweise werden diese historischen Dimensionen in den ersten beiden Köln-Gedichten freigelegt und dann in *Köln III* und in *Versunken die Stadt* mit der Nachkriegsgeschichte konfrontiert. Kontinuitäten über die Veränderungen hinweg – die heidnisch-christliche Tradition Kölns – werden aufgedeckt und in Beziehung gesetzt – assoziativ und mit den Mitteln formaler Herstellung von Relationen und Äquivalenzen, also mit genuin lyrischen Verfahrensweisen. Was auf diese Weise entsteht, ist Lyrik über eine deutsche Stadt vor und nach 1945. In den Blick geraten die materiellen Zerstörungen des Kriegs und der Nachkriegszeit, aber auch ihre menschlichen und moralischen Folgen, das Gewinnstreben der Baufirmen und der Verlust religiöser Sicherheiten und historischer Kontinuitäten, die diese verbürgt haben. Insofern hat Böll mit seinen Köln-Gedichten bei aller Erwartbarkeit der Mittel und Aussagen vielleicht doch etwas Besonderes geschaffen: Großstadtnachkriegslyrik; eine Lyrik, die eine Sprache für die Geschichte einer deutschen Stadt über den Epochen- und Zivilisationsbruch von Nationalsozialismus, Zweitem Weltkrieg und Nachkriegszeit hinweg zu entwerfen versucht.

⁴⁶ *Ebd.*, S. 202.

***Die Stimme hinter dem Vorhang* di Gottfried Benn e *Die Box* di Günter Grass. Lo stile tardo e il gap tra generazioni**

Elena Agazzi

1. A PROPOSITO DELLO ‘STILE TARDO’

Qualche anno fa Karen Leeder ha dedicato la propria attenzione al Grass ‘maturo’ nel saggio *Günter Grass’s Lateness: Reading Grass with Adorno and Said*¹, offrendo, tra l’altro, alcuni spunti di riflessione a Stuart Taberner per scrivere il capitolo dedicato all’autore di Danzica nella monografia *Aging and Old-Age Style in Günter Grass, Ruth Klüger, Christa Wolf, and Martin Walser. The Mannerism of a Late Period*². Tuttavia, dall’anno in cui Leeder pubblicava il proprio articolo, cioè il 2008, sarebbero passati ancora sette anni fino alla scomparsa dello scrittore, che avrebbe avuto tempo di dare alle stampe, in quello stesso anno, *Die Box. Dunkelkammergeschichten*³ e, successivamente, *Grimms Wörter. Eine*

1 Karen Leeder, *Günter Grass’s Lateness: Reading Grass with Adorno and Said*, in *Changing the Nation: Günter Grass in International Perspective*, ed. by Rebecca Braun – Frank Brunssen, Königshausen & Neumann, Würzburg 2008, pp. 49-66.

2 Stuart Taberner, *Old-Age Style and Self-Monumentalization in Günter Grass*, in Id., *Aging and Old-Age Style in Günter Grass, Ruth Klüger, Christa Wolf, and Martin Walser*, Camden House, Rochester (NY) 2013, pp. 40-91.

3 Günter Grass, *Die Box. Dunkelkammergeschichten*, Steidl, Göttingen 2008. Si osserva che su quest’opera le considerazioni più interessanti che concernono il rapporto tra autobiografia, memoria e confronto tra le generazioni emergono da alcuni articoli pubblicati tra il 2009 e il 2012, in un breve giro di anni dopo l’uscita del libro di Grass: Stuart Taberner, «*Kann schon sein, daß in jedem Buch von ihm etwas Egomäßiges rauszufinden ist*»: *‘Political’ Private Biography and ‘Private’ Private Biography in Günter Grass’s ‘Die Box’ (2008)*, in «The German Quarterly», 82 (2009), 4, pp. 504-521 (questo articolo è stato adattato da Taberner in forma di capitolo per la monografia *Aging and Old-Age Style...*, cit.); Richard E. Schade, *Photos, Family, Fiction: Günter Grass’s ‘Die Box’*, in «Colloquia Germanica», 42 (2009), 2, pp. 169-181; Hamid Tafazoli, *Formen von Gedächtnis und Erinnerung in ‘Beim Häuten der Zwiebel’ und ‘Die Box’*, in «The German Quarterly», 85 (2012), 3, pp. 328-349. Come ulteriore commento all’opera, cfr. anche Anne Feuchter-Feler, *Grass’ Zeichnungen (‘Beim Häuten der Zwiebel’, ‘Dummer August’, ‘Die Box’) als poetologische Etappen der literarischen Ich-Realisierung*, in *Image, Reproduction,*

Liebeserklärung (2010)⁴ e *Vonne Endlichkeit* (2015)⁵, smentendo ampiamente l'impressione di essere giunto al capolinea della sua carriera letteraria.

Il senso della *lateness*, posta in primo piano nel saggio di Leeder, mostra senz'altro l'attenzione per il particolare registro stilistico-formale e per l'intenzione poetica di un Grass approdato ormai ampiamente nell'area della sua 'terza età', così come per la sua percezione di vivere nel presente in modo anacronistico. Si considera, infatti, come parte preminente della sua biografia, la lunga stagione del dopoguerra, che ha visto fiorire le opere più importanti: prima tra tutte, la *Danziger Trilogie*, fortemente correlata al non molto lontano passato nazista tedesco. Leeder osserva perciò, complici le prospettive critiche di Adorno e di Said, che la *lateness* non ha nulla a che vedere con la tappa finale della traiettoria psicologica e biologica dell'artista, ma esprime piuttosto una peculiarità stilistica in cui si rendono manifeste alcune posture comportamentali definibili come «intransigenza, difficoltà e contraddizioni irrisolte»⁶. Queste posture assorbono in se stesse anche la dimensione epocale, ed esprimono il ripudio culturale verso il semplice invecchiamento borghese, evidenziando specificamente «separazione, esilio e anacronismo»⁷. Scrive Leeder:

The twentieth century has often seemed simply too ironic to acknowledge the transformative possibilities of lateness or to mourn such endings. However, the 1960s saw a reprise of a serious interests in lateness, and again predominantly in German scholarship. [...] A generation that had experienced a certain political and economic continuity before 1933 was, after 1945, forced to face its own passing. [...] One especially important thinker was Adorno. As early as the 1930s he took up the concept of 'Late Style', approaching it from an aesthetics grounded in Marxist thought rather than individual biography. [...] In his influential writings on Ludwig van Beethoven, he suggested that the key to late works lay not in any psychological

Texte / Bild, Abbild, Text, hrsg. v. Françoise Lartillot – Alfred Pfabigan, Peter Lang, Bern et al. 2012, pp. 13-43 e Rüdiger Görner, *Gottfried Benns «Die Stimme hinter dem Vorhang» und Paul Celans «Stimmen»: zur Praxis poetischer Theorie*, in Id., *Stimmenzauber. Über eine literaturästhetische Vokalistik. Salzburger Vorlesungen II*, Rombach, Freiburg i.B. 2014, pp. 165-178. Per una panoramica sulle opere del tardo Grass, cfr. anche il cap. 10 della monografia di Giulio Schiavoni, *L'ultimo decennio. Dalle vicende rimosse alla lingua tedesca ritrovata: «Il passo del gambero», «Sbucciando la cipolla», «Camera oscura» e «Le parole dei Grimm»*, in Id., *Günter Grass. Un tedesco contro l'oblio*, Carocci, Roma 2011, pp. 169-191.

4 Günter Grass, *Grimms Wörter. Eine Liebeserklärung*, Steidl, Göttingen 2010.

5 Günter Grass, *Vonne Endlichkeit*, Steidl, Göttingen 2015.

6 Leeder, *Günter Grass's Lateness*, cit., p. 51. Per l'opera di riferimento, cfr. Edward Said, *On Late Style. The Evolution of the Creative Life* (2006), trad. it. di Ada Arduini, *Sullo stile tardo*, con un'introduzione di Michael Wood, Il Saggiatore, Milano 2009, p. 22.

7 Said, *Sullo stile tardo*, trad. it. cit., p. 30.

or organic life trajectory of the artist or composer but in the relation of art to the age itself. [...] Late style is thus no longer interpreted merely as the discordance of the artist with his era; it has become instead the product of the era's own inner contradictions⁸.

Michael Wood, che ha introdotto *On Late Style* (2006) di Edward Said, ha ricordato in sintesi, e usando parole dell'autore, il senso dell'opera che il grande studioso ha composto sull'argomento al termine della sua esistenza, senza riuscire a completarla: «per Said la tardività è 'una specie di esilio' [...], ma anche gli esiliati vivono da qualche parte e 'lo stile tardo è dentro il presente, ma ne è separato in un modo strano'»⁹. Si potrebbe, allora, interpretare la decisione di Grass di confessare l'adesione volontaria al corpo delle Waffen-SS in *Beim Häuten der Zwiebel* (2006) come una forma di feroce militanza contro il proprio tempo biologico e storico? Oppure come una forma di *cupio dissolvi*, che viene continuamente contrastata dall'ironia, proprio perché lo stile tardo non ammette le cadenze definitive della morte?

La maggior parte dei critici ha concepito in un primo momento il *coming out* di Grass scaturito dall'autobiografia – e situato strategicamente nel quarto capitolo, intitolato *Wie ich das Fürchten lernte*¹⁰ – come una forma di intollerabile contraddizione tra il ruolo di 'istanza morale' assunto dall'autore nel panorama politico della *Bundesrepublik* a partire dagli anni Sessanta e lo sconsiderato gesto ideologico di un diciassettenne che sceglie deliberatamente di arruolarsi in un reparto delle *Waffen-SS* negli ultimi mesi della guerra. Col tempo, tuttavia, alcuni critici hanno pensato di sostituire la chiave di lettura dell'opera improntata alla *Schande* ('colpa') con una definita dalla *Scham* ('vergogna'). Alla vergogna sono state dedicate anche ricognizioni sull'intera opera di Grass nel segno del *mea culpa* dell'autore¹¹. La speciale collocazione del *coming out* nel citato capitolo può essere, dunque, intesa come una *captatio benevolentiae*, che accompagna il gesto di ammenda di Grass.

Oggetto del nostro interesse, in ogni caso, non è qui la sua autobiografia più famosa, ma *Die Box*. Quest'opera ha goduto certamente di alcune interpretazioni interessanti, ma si presta in questo caso a essere svelata per la prima volta come un implicito omaggio a un autore am-

8 Leeder, *Günter Grass's Lateness*, cit., pp. 50-51.

9 Michael Wood, *Introduzione* a Said, *Sullo stile tardo*, trad. it. cit., pp. 11-18: 13.

10 Günter Grass, *Wie ich das Fürchten lernte*, in Id., *Beim Häuten der Zwiebel*, Steidl, Göttingen 2006, pp. 121-179.

11 Si veda ad esempio, a questo proposito, lo studio di Jennifer Zimmermann, *Unbarmherzige Augen. Eine Analyse der Scham im Erzählwerk von Günter Grass*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2015.

mirato da Grass: Gottfried Benn. È infatti possibile mettere a confronto l'impianto progettuale di uno dei testi dialogici meno studiati di Benn, *Die Stimme hinter dem Vorhang* (1951, pubbl. 1952)¹², che egli considerò del tutto adatto a essere inteso come *Hörspiel*¹³, e *Die Box* di Grass, cogliendo alcune affinità tra i due testi. Si deve prendere coscienza, tuttavia, della diversa prospettiva storica che separa le due opere e della differente funzione letteraria che esse assumono nella fase tarda della carriera dei due scrittori. L'affinità più rimarchevole è senz'altro la presenza, in entrambi i testi, di un 'padre' (la «Stimme des großen Vaters» per Benn, «der altgewordene Vater» per Grass) che modera gli interventi dei figli chiamati a raccolta; se ne sta ben discosto dall'azione, ma vigila sulle testimonianze di ciascuno, prima di uscire 'definitivamente' di scena con tono sprezzante. Questo è certo, almeno, per quanto riguarda la chiusa dell'opera di Benn, che pubblica questo lavoro a pochi anni dalla sua morte. Grass termina, invece, *Die Box* con ben altro tono, alludendo a un atteggiamento ancora vitale, sebbene sia conscio dell'ostilità dei figli, che si sono sentiti strumentalizzati dall'iniziativa del padre e vorrebbero ora ridurlo al silenzio:

Schnelle Blicke wechseln. Halbsätze zerkaut, verschluckt: beteuerte Liebe, aber auch Vorwürfe, die schon seit längerer Zeit vorrätig lagern. [...] Schon heißen die Kinder, wie sie richtig heißen. Schon schrumpft der Vater, will sich verflüchtigen. Schon regt sich flüsternd Verdacht, er, nur er habe Mariechen beerbt und die Box – wie anderes auch – bei sich versteckt: für später, weil immer noch was in ihm tickt, das abgearbeitet werden muß, solange er noch da ist...¹⁴.

12 Gottfried Benn, *Die Stimme hinter dem Vorhang*, in Id., *Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe*, hrsg. v. Holger Hof, Bd. 7.1: *Szenen. Dialoge. Das Unaufhörliche. Gespräche und Interviews. Nachträge. Medizinische Schriften*, Klett-Cotta, Stuttgart 2003, pp. 130-159.

13 Friederike Ramm, autrice dell'unica monografia che si soffermi finora in modo dettagliato su *Die Stimme hinter dem Vorhang*, oltre che su *Drei alte Männer* (1948), si tormenta molto sulla definizione del genere di questi testi nella parte introduttiva della sua monografia, intitolata *Essay. Dialog. Drama? Zur Gattungsproblematik*, in Friederike Ramm, «*Sie müssen alle selber wieder aufheben...*». *Gottfried Benns späte Szenen*, Peter Lang, Frankfurt a.M. et al. 2004, pp. 15-21. La conclusione è che *Drei alte Männer* e *Die Stimme hinter dem Vorhang* dovrebbero essere considerati come *Dramendialoge*, dato il loro carattere misto di testi riflessivi e drammaturgici, fondati sul dialogo a prescindere dal numero delle persone coinvolte nella conversazione. Useremo questa connotazione del testo benniano nel corso della presente analisi.

14 Grass, *Die Box*, cit., p. 211. Mariechen (Maria Rama) è la figura che in *Die Box* funge da collettore dei ricordi passati e presenti del padre e dei suoi figli. La Agfa-Box, con cui ha sempre fotografato i momenti salienti della vita privata e, in parte, pubblica della famiglia Grass, è un magico strumento che permette di focalizzare nell'oggetto dello scatto non solo l'istante attuale, ma anche il passato e il futuro a esso correlati. Maria Rama è la destinataria di uno dei primi lavori di Grass,

Il divario generazionale tra il padre e i suoi figli – ai quali Grass ha dato un nome diverso da quello reale non tanto, evidentemente, per tutelarne l'identità, quanto per fare ancora una volta della loro storia, registrata con l'uso di un microfono, la 'sua' storia, presto trasformata in un nuovo prodotto editoriale – viene esibito dallo scrittore con un accento in cui confluiscono un po' di malinconia e, specialmente, il proverbiale atteggiamento narcisistico. Del resto, *Die Box* si propone di nuovo, successivamente a *Beim Häuten der Zwiebel*, come un'opportunità per Grass di ripercorrere alcune tappe della sua carriera e delle sue esperienze personali (tra le quali quelle erotico-sentimentali hanno sempre un ruolo di rilievo) attraverso le riflessioni e i ricordi dei suoi figli, spudoratamente reinventati o fatti nascere una seconda volta grazie alla regia del padre¹⁵.

Benn lavora, al contrario, con soggetti di pura invenzione, dichiarati come 'figli' (dieci in tutto, contro gli otto di Grass), che prendono la parola in successione, seguendo la lettera dell'alfabeto che definisce il loro nome: dalla A di Alfred alla K di Katja. Non sono, però, i soli a intervenire; cinque diverse figure, definite *Beispiele* e contraddistinte con numeri romani, rappresentano prototipi di borghesi davvero piccoli: dall'uomo di sessant'anni (I), al pensionato (II), dalla tenutaria di un

Mariazuehren (1973), che documenta la stretta collaborazione dell'amica fotografa con Grass nell'intreccio dei suoi scatti con i disegni e i pensieri dello scrittore contenuti nel libro. Cfr. Günter Grass, *Mariazuehren Hommage à Marie. Inmarypraise*, Fotos Maria Rama, Layout P.J. Wilhelm, Bruckmann, München 1973.

15 Come è stato notato da Stuart Taberner, i figli compaiono anche in *Aus dem Tagebuch einer Schnecke* (1972), ma il rapporto tra l'«Io privato» e l'«Io pubblico» di Grass segue là una dinamica molto diversa, come si evince anche dalla gestione di alcuni esibiti «vuoti di memoria», che all'epoca dell'uscita di *Aus dem Tagebuch einer Schnecke* non possono certo essere attribuiti a un'età avanzata; essi sono riempiti di significato dall'«Io narrante», e non dai figli, e da lui completamente gestiti secondo la necessità. È opportuno riportare qui un ampio passo della riflessione di Taberner: «This distinction emerges from a subtle difference between the way Grass responds to his children's demands in *Aus dem Tagebuch einer Schnecke* that he tell who he is, and the way he responds to similar requests in his most recent work, *Die Box* (2008) [...]. In *Schnecke*, Grass at first replies: 'Manches verschweige ich: meine Löcher' – a hint perhaps of a concealed 'private' private self – only then to offer up a pre-fashioned 'political' private biography, including his time in the Hitler Youth, military service (without mention of the SS), and postwar attempts to redeem his 'exemplary' German past in art, poetry, and fiction. [...] In *The Box*, the emphasis is quite different. Here, it is insinuated that the gaps – the 'Löcher' – within which an 'authentic' self might be exposed will remain as ellipses demanding further enquiry [...]. Grass' 'political' private biography, it is implied in *Schnecke*, is shaped by the author. His 'private' private biography – a 'real' *ich / mich*, it is implied in *Die Box* – must be found within the torrent of words» (Taberner, «*Kann schon sein, daß in jedem Buch von ihm etwas Egomäßiges rauszufinden ist*», cit., pp. 506-507).

bordello (III) al proprietario di immobili (IV), fino alla figura – che esprime completamente l'umore personale e artistico del poeta alla fine degli anni Quaranta – del *Radardenker* (V)¹⁶.

Se Benn non sembra far emergere in questo dramma dialogico un chiaro rapporto tra vecchiaia e attività artistica, affiderà invece tre anni più tardi al saggio *Altern als Problem für Künstler* (1954) un'intensa riflessione sulle costanti che hanno caratterizzato il suo percorso poetico, a partire dalla prima fase dell'espressionismo degli anni Dieci e Venti¹⁷.

2. BENN NELL'ORIZZONTE LETTERARIO DI GRASS

Nel 1999 Grass pubblica *Mein Jahrhundert*¹⁸, una delle sue opere più suggestive, perché mette in primo piano, per ogni anno del Novecento, l'avvenimento che l'autore ha considerato più rilevante per fissare in modo simbolico il clima socioculturale e politico del momento. Vitale, per l'architettura di *Mein Jahrhundert*, è che lo sguardo dal basso e l'evento che si sviluppa nell'anno specifico si inanellano con avvenimenti più noti che hanno segnato, sul piano nazionale e internazionale, lo scorrere di cent'anni di storia¹⁹.

Il 1956 è dedicato alla scomparsa dei due dioscuro della letteratura del Novecento, l'uno della cultura tedesco-orientale e l'altro di

16 Gottfried Benn, *Der Radardenker* (1949), in Id., *Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe*, cit., Bd. 5: *Prosa 3 1946-1950* (1991), pp. 65-79.

17 Cfr. il saggio di Paola Quadrelli, *Malinconia e 'stile del futuro' in «Invecchiare: problema per artisti» di Gottfried Benn*, in «Strumenti critici», 33 (2018), 3, pp. 477-496. Quadrelli evidenzia come, anche nella saggistica, Benn proceda «per associazioni, mescolando proposizioni teoriche ad aneddoti, affiancando a una cascata di dati statistici suggestivi passi narrativi (la descrizione della vecchiaia di Leonardo e di Flaubert), intercalando asserzioni sobrie e oggettive con audaci metafore [...], intrecciando un *ductus* ironico e garbatamente salottiero a solenni citazioni bibliche e montando con grande abilità citazioni da scritti propri e altrui» (pp. 484-485). Cfr. Gottfried Benn, *Altern als Problem für Künstler*, in Id., *Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe*, cit., Bd. 6: *Prosa 4 1951-1956* (2001), pp. 123-150.

18 Günter Grass, *Mein Jahrhundert*, Steidl, Göttingen 1999. Per un'analisi ravvicinata di quest'opera cfr. Cesare Giacobazzi, *Voci e silenzi della storia. Percorsi di lettura in «Il mio secolo» di Günter Grass*, Medusa Edizioni, Milano 2006.

19 Si è osservato giustamente che «l'organizzazione di cent'anni di memoria esige un ordine cronologico che, se da un lato riproduce il tempo vettoriale scandito dalle pagine di un calendario, dall'altro non vuole significare alcun progresso, ma è anzi in evidente contrasto, nell'esibire la sua linearità, con l'irrazionalità degli eventi narrati» (Stefania Sbarra, «*Mein Jahrhundert*». *Cento voci raccontano un secolo lungo*, in *Ex Oriente Picaro. L'opera di Günter Grass*, a cura di Maurizio Pirro, Edizioni B.A. Graphis, Bari 2006, pp. 170-182: 171).

quella tedesco-occidentale: Bertolt Brecht e Gottfried Benn. Grass immagina un loro incontro sulla tomba di Heinrich von Kleist, nelle vicinanze del Wannsee a Berlino, dove Kleist si tolse la vita insieme con l'amica Henriette Vogel.

L'atmosfera che circonda questo evento è due volte 'inaudita', perché si accompagna allo shock provato da Grass alla notizia della scomparsa, in un breve torno di giorni, di due giganti della letteratura tedesca e, allo stesso tempo, perché mette in scena l'improbabile dialogo dei due scrittori nel corso del quale, con tono semiserio, ognuno commenta l'opera dell'altro. L'anno 1956 è introdotto con queste parole:

IM MÄRZ JENES TRAUERTRÜBEN JAHRES, in dem der eine im Juli und bald nach seinem siebzigsten Geburtstag, der andere, keine sechzig alt, im August starb, worauf mir die Welt öde, die Bühne leergefegt vorkam, begegnete ich, ein Student der Germanistik, der im Schatten zweier Giganten fleißig Gedichte fertigte, den beiden am Kleistgrab [...]. Ich nehme an, sie hatten Ort und Stunde insgeheim, womöglich mit Hilfe vermittelnder Frauen vereinbart. Zufällig war nur ich dabei, das Studentlein im Hintergrund, der den einen kahlköpfig buddhahaft, den anderen gebrechlich und schon von Krankheit gezeichnet auf zweiten Blick erkannte²⁰.

Leggendo il capitolo dedicato a questo fatidico anno, risulta evidente che Grass ha voluto accorciare la distanza tra due tendenze artistiche molto distanti, cioè il nichilismo espressionista di Benn, che ha aderito per un breve periodo al manifesto culturale del nazionalsocialismo²¹, e il socialismo scientifico di Brecht, che trova, però, le sue radici nell'espressionismo. Grass omaggia in entrambi i casi le scelte di campo dei due autori e condivide anche il loro disagio, ricordando come, durante la Guerra Fredda, essi siano stati oggetto di un'indubbia strumentalizzazione:

Galt der eine dem Westen der Stadt als literarischer, deshalb ungekrönter König, war der andere die nach Belieben zitierbare Instanz der östlichen Stadthälfte. Da in jenen Jahren zwischen Ost und West Krieg, wenn auch nur kalter, herrschte, hatte man beide gegeneinander zugespitzt²².

Nella cornice di un luogo che onora la grandezza e celebra il lutto per una delle figure artistiche più significative della Germania

20 Grass, *Mein Jahrhundert*, cit., pp. 200-203: 200.

21 Si potrebbe supporre che Grass abbia individuato in questa deplorabile decisione di Benn una forma di cecità simile a quella che aveva condotto lui stesso alla scelta di arruolarsi nelle Waffen-SS, per quanto egli fosse, a quel tempo, assai giovane.

22 Grass, *Mein Jahrhundert*, cit., pp. 200-201.

romantica, Heinrich von Kleist, ribelle verso ogni forma di indottrinamento militare e di condizionamento della fantasia, Benn recita a memoria la seconda strofa di *Der Nachgeborene* di Brecht: «Wenn die Irrtümer verbraucht sind / Sitzt als letzter Gesellschafter / Uns das Nichts gegenüber»²³. Brecht si muove invece, in modo più circospetto, tra i versi di una poesia tratta dalla raccolta *Morgue* di Benn, *Mann und Frau gehen durch die Krebsbaracke*: «Hier schwillt der Acker schon um jedes Bett. / Fleisch ebnet sich zu Land. Glut gibt sich fort. / Saft schickt sich an zu rinnen. / Erde ruft»²⁴. Questa chiusa, che lascia presagire la fine terrena dei due scrittori, viene ancora accompagnata da un ultimo guizzo di orgoglio politico. In una breve schermaglia, infatti, Benn rinfaccia a Brecht la sua passione per Stalin e Brecht, a Benn, quella per Hitler, finché non risuonano per bocca di Benn i primi versi della terza parte della poesia di Brecht, *An die Nachgeborenen*, scritta nel periodo dell'esilio a Svedenborg e pubblicata nel 1939: «Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut / In der wir untergegangen sind / Gedenkt / Wenn ihr von unseren Schwächen sprecht / Auch der finsternen Zeit / Der ihr entronnen seid»²⁵.

Non è casuale il fatto che entrambe le poesie scelte per questo capitolo di *Mein Jahrhundert* siano dedicate ai *Nachgeborene*, perché uno dei messaggi più chiari del *Mio secolo* è che nelle generazioni che verranno è riposta la speranza di conservare la memoria degli eventi passati, con l'auspicio che esse siano in grado di storicizzarli²⁶; i giovani dovranno raccontarli sempre di nuovo, anche con parole proprie, come fa del resto Grass, che smaschera l'enfatica oratoria

23 Ivi, p. 201. Per la poesia di Brecht, cfr. Bertolt Brecht, *Der Nachgeborene*, in *Die Gedichte von Bertolt Brecht in einem Band*, hrsg. v. Suhrkamp Verlag, für die Gedichte 1 bis 3 in Zus. mit Elisabeth Hauptmann, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2004¹², p. 99.

24 Benn, *Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe*, cit., Bd. 1: *Gedichte 1* (1986), p. 16; Grass, *Mein Jahrhundert*, cit., p. 201.

25 Bertolt Brecht, *An die Nachgeborenen*, in *Die Gedichte von Bertolt Brecht in einem Band*, cit., pp. 722-725.

26 Tom Kuhn commenta così, in breve, il senso della poesia *An die Nachgeborenen* nella *Einführung* al secondo volume del *Brecht-Handbuch*, dedicato alla poesia di Brecht: «In *An die Nachgeborenen* stellte B. die Bemühungen seiner Generation als vorläufig oder gar flüchtig dar und bat die Nachgeborenen, wenn sie deren Werke betrachten, 'mit Nachsicht' an die finstere Zeit zu denken, in der sie lebten. In diesen vielfachen Hinsichten ist B.s Werk unzweifelhaft ein Monument der Literatur- und Geistesgeschichte und ein Dokument dunkler vergangener Tage (die er als eine Übergangszeit auffasste)» (Tom Kuhn, *Einführung*, in *Brecht-Handbuch*, Bd. 2, hrsg. v. Jan Knopf, Metzler, Stuttgart-Weimar 2001, pp. 1-21: 19). Un intero commento alla poesia, a opera di Karl-Heinz Schoeps, è in questo stesso volume alle pp. 274-281. Questa poesia è stata concepita da Brecht tra il 1934 e il 1938 durante l'esilio danese e poi pubblicata a Parigi il 15 giugno 1939 in «Die neue Weltbühne».

politica e militare dei potenti di tutti i tempi come un inganno e, in *Mein Jahrhundert*, restituisce la voce alla gente comune.

Da notare è che l'attenzione puntata da Grass su quest'anno per lui 'speciale' del lungo dopoguerra tedesco è riconducibile alla precedente ricostruzione di una fase molto critica per l'espressione artistica dei tedeschi, presentata dall'autore nella *Poetik-Vorlesung 'Schreiben nach Auschwitz'* (1990)²⁷. Anche qui Benn viene citato accanto a Brecht e agli interpreti del primo espressionismo in qualità di potenziale punto di riferimento per una generazione di scrittori in cerca di una forma poetico-letteraria con cui potersi esprimere dopo la frase lapidaria pronunciata da Adorno e riferita alla *Shoah*. Il filosofo aveva dichiarato nel 1949, salvo poi chiarire il proprio concetto, che «scrivere poesia dopo Auschwitz è un atto di barbarie». L'articolata argomentazione di Grass approdava allora a questa considerazione, su cui ritorneremo in conclusione:

Sobald ich mich als lyrisches Jungtalent neben den Jungtalenten Enzensberger und Rühmkorf sehe, fällt mir auf, daß unsere Vorgaben – und Talent ist nichts als Vorgabe – spielerisch, artistisch, kunstverliebt bis ins Künstliche waren und sich wahrscheinlich kaum der Rede wert ausgelebt hätten, wären ihnen nicht rechtzeitig Bleigewichte verordnet worden. Eines dieser Gewichte, das auch dann noch lastete, wenn man es als Gepäck aus-schlug, war Theodor W. Adornos Gebot. Seiner Gesetzestafel entlehnte ich meine Vorschrift²⁸.

3. DIE STIMME HINTER DEM VORHANG

Il dramma dialogico, lungo una trentina di pagine, che Benn finì di comporre all'inizio degli anni Cinquanta, fu pubblicato nel marzo 1952 dall'editore Limes. Il testo si presenta con una dedica, posta in calce al titolo, dalla quale si evince l'età anagrafica molto più giovane di quella che Benn indica come «meine Frau»²⁹. Il forte legame con la moglie, Ilse Kaul (1913-1995), sposata nel 1946 e anch'essa medico, non fu d'ostacolo al fatto che nel 1952 sbocciasse un rapporto di profonda amicizia con Gerda Pfau, una giornalista di trent'anni più giovane, che poi rimase al suo fianco fino alla morte; appena dopo, nel 1954, Benn sviluppò un'intesa amorosa con Ursula Ziebarth (1921-2018), che durò

²⁷ Günter Grass, *Schreiben nach Auschwitz*, in Id., *Werke. Göttinger Ausgabe*, Bd. 12: *Essays und Reden 1980-2007*, Steidl, Göttingen 2007, pp. 239-261.

²⁸ *Ivi*, p. 246.

²⁹ Benn, *Die Stimme hinter dem Vorhang*, cit., p. 130.

fino alla fine dei suoi giorni. L'evidente divario di età tra il poeta e le sue donne è stato quasi una condizione necessaria per amarle e la dedica di *Die Stimme hinter dem Vorhang* conferma che la più giovane età della moglie si rivela ai suoi occhi come una probabile garanzia di maggiore sicurezza per la vecchiaia: «Gewidmet meiner Frau, / eine Generation jünger als ich, / die mit zarter und kluger Hand / die Stunden und die Schritte / und in den Vasen die Astern ordnet»³⁰. Il fatto che il tema dell'amore sia da considerarsi come il nucleo dell'intero *Stück* è confermato dalla frase con cui Benn commentò per la figlia Nele, in una lettera del 18 marzo 1952, il senso dell'opera: «...Ich habe etwas neues *schreckliches* veröffentlicht über – Liebe. Ich wage es Dir gar nicht zu schicken – kalt u. zynisch, aber gut. *Die Stimme hinter dem Vorhang*. Soll ich es Dir schicken!»³¹. L'accento cade, dunque, sulla 'terribile' prospettiva con la quale viene indagato il tema dell'amore. Le ragioni di questa definizione possono essere colte in modo frammentario, dato che i confini del discorso si spostano poi nella direzione di una diagnosi su come si gestisce il peso della quotidianità nel dopoguerra: una diagnosi gravata da un acuto pessimismo, ma pur sempre sostenuta da un certo sguardo cinico sulla realtà.

Il *Dramendialog* si divide in tre parti: la prima favorisce l'ingresso in scena – accanto ai figli – dei *Beispiele*, i quali declinano la propria concezione di cosa sia l'amore in diversi modi, tutti decisamente deludenti; il punto di vista dei figli crea una sorta di contrappunto rispetto a queste testimonianze, senza che si approdi a delle conclusioni vere e proprie sull'argomento. Altrettanto deludente si mostra il fatto che proprio colui il quale dovrebbe suggellare l'occasione di incontro con una manifestazione d'affetto, cioè il padre, si sottragga al proprio compito e preferisca ascoltare di nascosto le voci altrui, evitando di entrare in un rapporto empatico con gli astanti. Sembra proprio che l'aspettativa 'tradita' di discutere con il padre su ciò che vi è di più sacro, l'amore, incluso quello di un genitore per i propri figli, rappresenti l'innescò di un'ampia riflessione sull'infedeltà³².

Il primo figlio a parlare nel testo benniano è il primogenito Alfred, che si rivolge al padre tratteggiandone per sommi capi le abitudini

³⁰ *Ibidem*.

³¹ Nele Poul Soerensen, *Mein Vater Gottfried Benn*, Limes Verlag, Wiesbaden-München 1984², p. 119.

³² Il tema del tradimento è, di fatto, una costante anche in *Die Box* di Grass; qui si fa ampia allusione, grazie alla ricostruzione del passato familiare per bocca dei figli, alla tendenza del padre a coltivare contemporaneamente più storie erotico-sentimentali, lasciando supporre così anche la sua assoluta inaffidabilità come padre amorosamente dedito alla propria prole.

(il fumare la pipa, il lisciarsi la barba, il frequente appisolarsi), senza dargli un volto ben definito; lo definisce però «großer Vater», proiettandolo in una dimensione superiore, metafisica, tanto che la funzione che costui assume è solo di moderare il discorso usando una campanella dal suono più chiaro, perché si giunga al dunque senza scendere troppo nei dettagli, e una dal suono più scuro, affinché si sostì più a lungo su un singolo pensiero, approfondendone i contenuti. Se l'impegno richiesto a tutti i convenuti è di individuare l'elemento 'sacro' nelle cose del mondo, ciò lascia supporre che il «großer Vater» non sia soltanto il patriarca, ma Dio, che sovrasta con la sua presenza l'assemblea dei suoi figli, uomini e donne, e i tipi umani coincidenti con i *Beispiele*³³.

La seconda parte del *Dramendialog*, intitolato *Die Sonntagszeitung*, collega la necessità dell'uomo moderno di essere informato su quanto accade nel mondo all'idea che l'incessante profluvio di informazioni di cui si fruisce ogni giorno annienti lo spirito critico degli uomini, resi incapaci di formulare opinioni indipendenti da quelle fornite dai giornali. Non a caso, se la *Stimme* non riesce a esimersi dall'intervenire qua e là con qualche breve commento sulle notizie di giornale riferite dai figli, ancor prima di prendere commiato da tutti osserva con un accento colmo di amarezza e di ironia:

Die Masse hat immer recht, die Presse hat immer recht, wie sollen denn die Annoncen unter die Leute kommen, wenn nicht vorher so was steht? Außerdem hat der heutige Mensch ein genauso echtes Bedürfnis nach Meinungen und Stellungnahme wie der frühere nach Riten, der Nachrichtenaustausch ist der heutige Kosmos der weißen Erde³⁴.

Si può percepire come nelle sue parole tuoni il giudizio 'divino' sulle miserie umane, incluse le rivendicazioni dei figli nei confronti dei padri:

Ihr intellektuellen Schimpansen, betreibt nur weiter euren Ausverkauf – Rentner, Huren, Hausbesitzer, alles Freiplatzschnorrer, wiehern auf der Galerie, wenn in der Szene die Herzen sterben [...]. Was ereifere ich mich überhaupt? Ihr sagt, ich hätte euch gezeugt? Das ist wohl zu persönlich gesehen und zu mechanisch, an euch habe ich bestimmt nicht gedacht, als ich mit eurer Mutter ging, ich habe an ganz anderes gedacht, ihr Gesicht wurde immer so schön bei der Liebe³⁵.

33 Cfr. Ramm, «*Sie müssen alle selber wieder aufheben...*», cit., p. 107, per la doppia natura umana e divina della *Stimme*.

34 Benn, *Die Stimme hinter dem Vorhang*, cit., p. 144.

35 *Ivi*, pp. 154-155.

Considerando che nessun preambolo apre la scena e che i figli devono, all'inizio, prendere la parola in ordine alfabetico, è indubbio che Alfred senta gravare su di sé la responsabilità del coordinamento effettivo del dialogo tra i fratelli; percepisce, però, l'artificialità della situazione e dice:

Das Programm lautet, was sagt der Erzeuger zu seinen Söhnen und Töchtern – heutzutage. Erzeugungsjahre liegen zwischen dreißig und vierzig Jahre zurück. Etwas frisirt wird ja die Sache werden, aber man soll ja kein Kauderwelsch reden. Ich persönlich befinde mich in der besonderen Lage, daß ich das, was ich aussprechen möchte und aussprechen könnte, nicht mehr aussprechen mag. Also von vornherein ein Kompromiß. *Entweder nämlich wälzt sich die Sache von selber weiter, dann braucht man nicht zu reden, oder sie muß gestoßen werden, und dann möchte ich nicht es sein, der es täte*³⁶.

Questo gesto di astensione *a priori* rispetto all'eventualità di animare il dibattito trova una premessa nella prospettiva con la quale Benn ha definito il suo nuovo prototipo umano nello scritto del 1949 *Der Radardenker*. Costui solleva molti dubbi sui nessi causali che collegano gli accadimenti esterni, ma viene guidato da una voce interiore che lo interpella su varie questioni e innesca una serie di domande concernenti un problema principale: come un individuo possa immaginarsi di intervenire sugli avvenimenti sociopolitici e naturali circostanti, interiorizzandone i processi, e così dando loro una forma e un significato. Solo associazioni mentali o costruzioni analogiche possono perciò – questa la sua diagnosi – generare la fugace sensazione di appropriarsi dei fatti e delle cose che animano il mondo. Avviene così anche nelle relazioni amorose:

Ich denke mir einen Dialog. Wie hieß deine Freundin damals, vor zwanzig Jahren? Ellen Lohmeyer. Wie sah sie aus? Wie Frauen aussehen, mittelgroß, Haarschopf oben. Was triebt ihr zusammen? Was man treibt, halb Lust, halb Langeweile. Wie war der Abschied? Wir gingen auseinander. – *Beachten Sie*: So verlaufen die Dinge, auch die mit Wirklichkeit beladenen, auch die echten. Mehr ist natürlich auch der Radardenker nicht – Ellen Lohmeyer – etwas allgemeine Gültigkeit mit Zeichen von Situationärem³⁷.

³⁶ *Ivi*, p. 131. Ritornerebmo brevemente più avanti sul valore simbolico che il mito di Sisifo – cui alludono le parole di Alfred – assume nell'opera di Grass; a esso l'autore di Danzica dedica il titolo di una raccolta di saggi: *Steine wälzen. Essays und Reden 1997-2007*, mit einem Nachwort v. Oskar Negt, Steidl, Göttingen 2007. Il corsivo è mio.

³⁷ Benn, *Der Radardenker*, cit., p. 78.

Cilly, una delle figlie, chiamata a intervenire in assenza del fratello Berthold, viene provocata da Alfred, che dichiara senza mezzi termini di essere attualmente interessato a «Fehlritte in glücklichen Ehen» e afferma spudoratamente: «gute Regie ist besser als Treue»³⁸. Se Cilly parrebbe assecondare «die sämtlichen Klischees der dem Mann intellektuell nicht gewachsenen Frau»³⁹ e rappresentare la «Ausgeburten einer frauenfeindlichen Einstellung»⁴⁰, si può riconoscere in lei anche l'occasione che Benn sfrutta per mettere in luce come il mondo femminile non sia, a sua volta, scevro da tradimenti e da compromessi.

Nella prima parte del *Dramendialog*, ognuno dei personaggi avanza una serie di motivazioni a giustificazione delle proprie scelte personali, ma lo specchio nel quale ciascuno deve regolarmente riflettersi è il senso generale della vita. Per Benn, infatti, non è centrale far emergere dalle testimonianze dei personaggi vizi o virtù, classificarli come più morali o meno morali, bensì testarne la reazione di fronte ai condizionamenti sociali, economici e sessuali e descrivere come essi, quasi fossero cavie da esperimento, riescano a trovare la via d'uscita dal labirinto o, almeno, si illudano di farlo.

È Berthold, che ora ha raggiunto il gruppo, a voler affrontare il tema della sacralità cui si è accennato al principio, ma la questione viene rimandata a un momento successivo, quando prende la parola Isaak con tono profetico; ora altri misteri della vita, meno universali, si concretizzano nello scambio di impressioni dei figli. Costoro stentano a instaurare un vero e proprio dialogo, ma intrecciano piuttosto vari punti di vista, cercando di orientarsi tra i molti dubbi che sorgono via via sul mondo e sugli uomini. Prevale a tratti l'attenzione per l'istante, per l'immagine di cose colte in un momento di cui si percepisce già la fuggevolezza: questo è quanto si evince dalle parole di Berthold, che osserva come le percezioni fugaci del mondo esterno

38 Benn, *Die Stimme hinter dem Vorhang*, cit., p. 132.

39 Friederike Ramm evidenzia la presenza di ruoli femminili in *Die Stimme hinter dem Vorhang* rispetto a *Drei alte Männer*. Per un'analisi di *Drei alte Männer* mi permetto di rinviare a Elena Agazzi, *Disiecta membra di Gottfried Benn: Presente e rimemorazione in «Drei alte Männer»*, in *Avantgarde, Modernität, Katastrophe*, hrsg. v. Eberhard Lämmert – Giorgio Cusatelli, Olschki, Firenze 1995, pp. 201-208 e Ead., *Zukunftsvisionen und Todesbilder in Bennis Prosa und Lyrik der 50er Jahre*, in *Poesie und Kritik in den 50er Jahren*, hrsg. v. Elena Agazzi – Amelia Valtolina, Winter, Heidelberg 2012, pp. 117-130. Cfr. anche la scheda di commento dedicata da Thomas Wegmann a *Die Stimme hinter dem Vorhang*, in *Benn-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. v. Christian M. Hanna – Friederike Reents, Metzler, Stuttgart-Weimar 2016, pp. 245-246.

40 Ramm, «*Sie müssen alle selber wieder aufheben...*», cit., p. 101.

sono quell'«unwiederbringlich Verlorenes»⁴¹ che non si dovrebbe mai sperimentare sul proprio cammino.

Proprio questo senso di disorientamento, che possiamo rilevare nei figli, contrasta con la natura dei *Beispiele*, che hanno invece la funzione, seppur limitata, di sottoporre all'attenzione della *Stimme* i propri problemi quotidiani, riferiti al ruolo che svolgono, per quanto ciò possa essere di scarsa utilità per la collettività. Di queste figure è possibile cogliere un vero carattere, ovvero l'ipocrisia del *Beispiel I* (l'uomo di sessant'anni), l'accidia del *Beispiel II* (il pensionato), lo spirito pratico e disponibile del *Beispiel III* (la tenutaria del bordello), la scontrosità e lo spirito speculativo del *Beispiel IV* (il proprietario di immobili). Il *Radardenker*, che compare solo nella seconda parte del dramma e, come si è detto, non crede in nessuna forma di causalità, rifiuta l'idea che si possa ricostruire in alcun modo la genesi dei problemi; affronta le questioni esclusivamente come 'accadimenti', perché la mente rimanga sgombra da vincoli o condizionamenti. In un primo momento viene liquidato da Herwarth come «antiquierter Autobrodler»⁴², ma si comprende poi, procedendo nella lettura, che la sua posizione è molto più gradita alla *Stimme* di qualsiasi altra, perché non reca alcuna traccia di presunzione.

Da questa considerazione è possibile riallacciare il rapporto tra il testo del 'tardo' Benn⁴³ e quello di Grass. Infatti, la lettura collettiva dei fatti riportati dalla *Sonntagszeitung* che occupa la seconda parte di *Die Stimme hinter dem Vorhang*, permette a Emil di evidenziare l'utilità per la vita di tale pratica; con ciò, egli tocca il tasto sensibile della riflessione sull'identità umana in relazione all'economia generale della realtà dell'epoca, della storia passata e presente e dei progetti per il futuro. Emil difende l'idea che «wir bedürfen Inhalte, wenn wir weiterwollen, nur aus Produktivität regeneriert sich das Formwollende nicht, es bedarf der Stoffe»⁴⁴. La sua dichiarazione, perciò, va proprio nella direzione contraria di ciò che per Benn dovrebbe essere l'«Io moderno», che se da un lato non può aspirare a risolvere i suoi problemi alla luce di verità metafisiche, dall'altro deve rassegnarsi a considerare se stesso tutt'al più come un insieme di

41 Benn, *Die Stimme hinter dem Vorhang*, cit., p. 139.

42 *Ivi*, p. 151.

43 Benn non accetta, di fatto, questa definizione, come emerge in *Altern als Problem für Künstler*, perché «la irriducibilità della biografia artistica e personale a un'interpretazione teleologica è connessa in Benn con la frammentarietà dell'«Io moderno, dissociato in ruoli e funzioni diverse e ormai privo di contenuti metafisici» (Quadrelli, *Malinconia e 'stile del futuro'*, cit., p. 486).

44 Benn, *Die Stimme hinter dem Vorhang*, cit., p. 143.

‘sintomi’, avendo perso, ormai, qualsiasi identità sostanziale. Questo è quanto emerge dal saggio del 1950, che Benn dedica a Nietzsche con il titolo *Nietzsche – Nach 50 Jahren*, in cui scrive:

Nietzsche, sehen wir heute, inaugurierte den ‘vierten Menschen’, von dem man jetzt so viel spricht, den Menschen mit dem ‘Verlust der Mitte’, die man romantisch wieder zu erwecken sucht. Der Mensch ohne moralischen und philosophischen Inhalt, der den Form- und Ausdrucksprinzipien lebt. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, der Mensch habe noch einen Inhalt oder müsse einen haben. Der Mensch hat Nahrungssorgen, Familiensorgen, Fortkommensorgen, Ehrgeiz, Neurosen, aber das ist kein Inhalt im metaphysischen Sinne mehr [...]. Dieser beschwörende Mensch ist nicht mehr da. Es ist überhaupt kein Mensch mehr da, nur noch Symptome⁴⁵.

Esattamente sull’interrogativo su come ‘svolgere una funzione’ giovando soprattutto a se stessi si concentra il significato dei *Beispiele*, che, pur profilandosi secondo uno specifico carattere, riescono solo a dar conto del loro umore e delle loro nevrosi. La loro vita consiste in un insieme di microcronache quotidiane senza rilevanza: sono dei ‘tipi’ che la società esprime continuamente, presto fagocitati di nuovo dal sistema e dimenticati.

Senza ricorrere a interpretazioni gnostiche, come fa Friederike Ramm nel suo studio su *Die Stimme hinter dem Vorhang*, si ha la chiara impressione che la *Stimme* voglia definire una netta separazione tra le banalità delle aspirazioni conoscitive e culturali dei figli e la vastità cosmica delle prospettive del creato; questo si può forse evincere anche dal fatto che alla fine della seconda parte, quando la *Stimme* ‘*Vater-Gott*’ ha lasciato la scena per concedersi un ultimo periodo a puro contatto con la natura, i figli cantano in coro, traendo ispirazione dai contenuti della *Sonntagszeitung*. Essa si sviluppa, pagina dopo pagina, in una sorta di *Genesi* in ottavo, perché contiene riferimenti alle cose umane, animali e vegetali, anche se Donath la considera come uno ‘schedario’ (*Kartei*), che raccoglie lo scibile umano. A questo punto si manifesta una crisi generale, tutto appare relativo e diventa ‘Tohuwabohu’, secondo Alfred⁴⁶, cioè caos.

Al posto della *Stimme*, nella terza ed ultima parte di *Die Stimme hinter dem Vorhang* intitolata *Melancholie und Neonbeleuchtung*, si renderà percepibile un coro; al posto del padre sarà invece un *Chorführer*, molto più loquace del padre, ma occupato, in sostanza, da un pensiero ni-

45 Gottfried Benn, *Nietzsche – Nach 50 Jahren*, in Id., *Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe*, cit., Bd. 5: *Prosa 3*, pp. 198-208: 207.

46 Benn, *Die Stimme hinter dem Vorhang*, cit., p. 147.

chilista che culmina nelle parole finali: «Ihr, Beispiele und Sprecher, wovor könnten wir noch knien? Höchstens doch vor seinem seltsamen Wort: 'Im Dunkel leben, im Dunkel tun, was wir können' – aber wie ist das wohl zu deuten?»⁴⁷.

4. IL GIORNALE DI BENN, LA MACCHINA FOTOGRAFICA DI GRASS

La *Sonntagszeitung* di Benn e la camera oscura di Grass sono due oggetti funzionali a fissare la storia del presente con le sue luci e ombre, ma che consentono di spaziare senza limiti verso orizzonti geografici lontani e attraverso il tempo. È difficile dire cos'abbiano in comune il *Tohuwabohu* benniano, nel quale nessuno dei figli che si alternano in *Die Stimme hinter dem Vorhang* è più in grado di trovare un punto di riferimento per esprimere un giudizio sui fatti che accadono nel mondo o per misurare il proprio grado di moralità, e il *Kuddelmuddel* (la baraonda), che è l'espressione con cui la fotografa dei desideri inespressi e delle inattese rivelazioni sul passato e sul futuro, Maria Rama, definisce il momento in cui qualcosa di brutto si affaccia all'orizzonte della collettività dei figli che occupa la scena in *Die Box*. Una delle cause dello stress familiare, di cui sia Maria Rama, sia i figli sono consci, ha a che fare con la tendenza di Grass a imbracciare una causa politica senza valutare le conseguenze delle sue scelte. Il 'padre' che compare in *Die Box* (*alter ego* di Grass) intrattiene da sempre un rapporto conflittuale con i giornalisti e i critici letterari che, come rilevano i ragazzi, non sopportano che lo scrittore s'immischi nella politica del momento, come fa effettivamente con la pubblicazione di *örtlich betäubt* nel 1969: in quest'opera Grass affronta argomenti scabrosi come il perdurare di sentimenti nazionalsocialisti o di inclinazioni revisioniste nella *Bundesrepublik* degli anni Sessanta. Ma a questo caos si aggiunge anche quello prodotto dalle turbolenze affettive che caratterizzano la vita privata del 'padre'. Già dal 1972 lo scrittore e la prima moglie Anna Schwarz si dividono, dopo che da questa prima unione sono nati i gemelli Raoul e Franz, e poi Laura e Bruno. Dopo questa crisi, che si coglie in modo frammentario dalle testimonianze dei figli, nasce da un nuovo legame con Veronika Schröter la figlia Helene, ma nel 1979 si aggiunge alla già nutrita schiera di eredi anche la piccola Nele Krüger, frutto della relazione con la lettrice Ingrid Krüger. In questo stesso anno, Grass sposa l'organista Ute Grunert, avendo da lei i figli Jasper e Paul. Che Grass abbia potuto rispecchiarsi, quindi, nell'incostanza sentimentale

⁴⁷ *Ivi*, p. 159.

di Benn è facile intuirlo, senza però caratterizzare impietosamente le nascite dei figli come ‘incidenti di percorso’ sul cammino dell’amore⁴⁸, come fa la *Stimme* di Benn.

Che Grass abbia studiato scientemente, dopo il 2006, una via di fuga dalle critiche piovutegli addosso per la confessione sul proprio passato in *Beim Häuten der Zwiebel* è altamente probabile, ma, dal punto di vista della relazione con l’incipiente senescenza, questo stratagemma letterario ha trovato un accettabile punto di equilibrio nel confronto con i figli che, comunicando tra loro davanti al microfono acceso, non risparmiano strali nei confronti della frequente latitanza, dei vari peccati veniali e dell’incrollabile narcisismo del genitore:

Grass’ self-stylization as a victim, whether of his media critics or political enemies, or, meant less seriously, his children’s indifference to his protests, depends upon our readiness to believe in his *vulnerability*. We are encouraged to picture him as a marginalized, exposed, and, above all, as an old man who has become disengaged and is no longer capable of telling his own story and of defining his own image. His children now narrate who he *is*, or so it appears, allowing only rare corrections and seeming scarcely more sympathetic to his cause than those professional critics in the public sphere that the more vigorous, if forgetful, Grass successfully rebutted in *Beim Häuten der Zwiebel*⁴⁹.

In conclusione, per quanto si sia tentati di andare alla ricerca di altri aspetti che segnalano come Grass potrebbe essersi lasciato ispirare dal testo di Benn, mettendo in scena un dialogo tra i figli con la partecipazione monologante del padre, certamente comune ai due autori sono il ‘dubbio’ e il rifiuto dell’ipocrisia; queste posture si manifestano nella loro opera in varia forma. Esse esprimono uno scetticismo nei confronti della possibilità di pervenire alla scoperta della verità ultima delle cose e mostrano la propensione dei due scrittori per una dimensione ‘disincantata’ dell’esistere.

La vera opera-testamento di Grass arriva più tardi, nel 2015, con *Vonne Endlichkeit*, quando ormai il corpo è in rovina e la nostalgia per le esperienze del passato ha completamente preso il posto delle ambizioni pubbliche e private. Il «far rotolare pietre fino in cima al

48 Relativamente al comportamento del vecchio padre in *Die Box*, si trova un’osservazione sul suo malcelato imbarazzo alla fine del capitolo: «Jetzt weiß der Vater nicht, was tun: tilgen, was geschrieben steht? Ersatzweise Harmloses finden, dem keine Empfindlichkeiten abzuleiten sind? Oder den Streit verlängern? [...] Einige Kinder haben ihm schon zuvor, als es um ‘Vattis Neue’ und ‘Mamas Liebhaber’ ging, Unwillen signalisiert. Sie wollen nicht mehr nach seinen Worten» (Grass, *Die Box*, cit., p. 94).

49 Taberner, *Old-Age Style and Self-Monumentalization in Günter Grass*, cit., p. 69.

monte» (*Steine wälzen*) di cui si è fatto carico Grass, riconoscendo in Sisifo l'emblema del proprio stesso spirito combattivo, è chiaramente contrapposto al rifiuto dello Alfred in *Die Stimme hinter dem Vorhang* di promuovere uno sforzo per superare l'ignavia di un mondo borghese in declino e oramai disorientato⁵⁰; purtroppo, però, il vecchio Grass non può più prostrarre questa fatica. Così recita l'ultima parte del suo scritto *Angst vor Verlust* in *Vonne Endlichkeit*, in cui la ricerca di un'umile gomma da cancellare – preziosa per il suo lavoro di artista e di scrittore – diventa motivo di paura della fine, percepita come imminente, ma ancora compensata dalla presenza amorevole dell'ultima compagna:

Neulich suchte ich, wie schon so oft, meinen Radiergummi. Vergeblich. Angst, dieser Köter, fiel mich an: Nach letztem Zahn könnte ich dies noch und das verlieren, den Stein, den ich wälzte, und auch Dich, die jüngste Verluste beglichen hat⁵¹.

Grass non è mai stato un fautore dello scandaglio interiore, ha aborrito ogni forma di psicologismo, perché la sua vita è stata quella di un 'combattente' finché le forze lo hanno sostenuto. Si è mantenuto fedele alla sua passione per la letteratura espressionista optando apertamente per Döblin⁵², come mentore del suo percorso di artista, piuttosto che per Benn. Il *Radardenker* di Benn conserva, infatti, i tratti di quell'ascetismo che Grass critica apertamente nel suo scritto del 1990, pur ammettendo che l'ascesi comporta in ogni caso, coraggiosamente, «seinen Standort zu bestimmen»⁵³.

50 «Entweder nämlich wälzt sich die Sache von selber weiter, dann braucht man nicht zu reden, oder sie muß gestoßen werden, und dann möchte ich nicht es sein, der es täte» (Benn, *Die Stimme hinter dem Vorhang*, cit., p. 131).

51 Günter Grass, *Angst vor Verlust*, in Id., *Vonne Endlichkeit*, cit., p. 123.

52 Cfr. ad esempio la *Rede zur Verleihung des Alfred-Döblin Preises 2001*, in cui Grass ricorda anche il discorso tenuto nel 1967 in occasione del decimo anniversario della morte di Döblin con il titolo *Über meinen Lehrer Döblin* (Günter Grass, *Rede zur Verleihung des Alfred-Döblin Preises 2001*, in Id., *Werke. Göttinger Ausgabe*, Bd. 12, cit., pp. 613-614).

53 Günter Grass, *Schreiben nach Auschwitz*, cit., p. 247.

Die Altersfrucht des Frühreifen. Albert von Schirndings *Jugend, gestern*

Vittorio Höfle

Für meinen zeitlich versetzten Nachbarn
aus der Regensburger Kumpfmühlerstraße,
in später Freundschaft.

Albert von Schirnding gehört nicht zu den international bekannten Figuren der deutschen Gegenwartsliteratur. Keines seiner Bücher ist bisher in eine Fremdsprache übersetzt worden, und wer im Worldcat die Verbreitung seiner Werke in den wichtigsten Bibliotheken nachschlägt, findet, dass seine Editionen – von Lessing und Thomas Mann –, seine Übersetzungen aus dem Griechischen – von Hesiod, Sappho, Platon und Lukian – und seine literaturkritischen Essays seine eigenen literarischen Schriften deutlich schlagen. Gewiss, Ehrungen blieben nicht aus: Er erhielt mehrere Literaturpreise, wurde Ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste ebenso wie der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur, und einige seiner Gedichte wurden vertont. Aber außerhalb Bayerns, wo er fast sein ganzes Leben verbrachte, ist er vermutlich nur Kennern geläufig.

Das ist deswegen überraschend, weil der junge Schirnding, der 1935 in Regensburg geboren wurde, sehr früh literarisch hervortrat – schon 1951 begann er Gedichte zu publizieren, und 1956 erschien, auf Empfehlung Georg Brittings, der ebenfalls Regensburger war, bei Hanser seine erste Gedichtsammlung *Falterzug*, die durchweg auf positive Resonanz stieß. Schon 1958 folgte im selben Verlag ein zweiter Band. Er hatte nicht den gleichen Erfolg wie der erste, und wenn auch bei kleineren Verlagen noch weitere Lyrikbände folgten, begriff Schirnding bald, dass er besser daran täte, große Lyrik der Vergangenheit herauszugeben – so edierte er 2005 Ludwig Reiners' klassische Gedichtsammlung *Der ewige Brunnen* neu und tauschte dabei etwa ein Viertel der Gedichte aus. Dies alles geschah neben seiner

Arbeit als Gymnasiallehrer, zuerst in Weiden und Ingolstadt, dann von 1965 bis 1998 am Ludwigsgymnasium in München. Studiert hatte er Klassische Philologie und Germanistik in Tübingen und München. In den Semesterferien arbeitete er mehrmals als Sekretär Ernst Jüngers in seinem Haus in Wilflingen. Sicher nicht nur wegen seiner Frühreife, sondern auch aufgrund seiner Herkunft – beide Eltern entstammten altem Adel, ja, der Vater war der Chef der Thurn-und Taxis'schen Gesamtverwaltung – hatte er schon in seinen frühen Zwanzigern persönliche Kontakte zu einer Fülle bedeutender Intellektueller, zumal Dichter und Musiker. Allein schon deswegen sind die autobiographischen Prosatexte, die er seit 1987 zu veröffentlichen begann, sehr informativ – sie sind eine wichtige Quelle zum Kulturleben der frühen Bundesrepublik. Eines dieser Bücher, *Alphabet meines Lebens* (2000), behandelt das eigene Leben nach alphabetisch geordneten Stichworten von «Abstammung» bis «Zuletzt».

Aber diese Bücher sind oft mehr als geisteshistorisch nützliche Memoiren. Das gilt zumal für das, was ich als sein Hauptwerk ansehe, *Jugend, gestern. Jahre – Tage – Stunden*, das 2015 bei C.H. Beck in München erschien, und zwar mit einem vorzüglichen Nachwort von Rainald Goetz, der als Gymnasiast Schirndings Schüler gewesen war. Dieses Werk des Achtzigjährigen, scheint mir, ist das, was von ihm literarisch übrigbleiben wird, und ich wünsche mir, dass es breiter und tiefer rezipiert wird, möglichst auch außerhalb Deutschlands. Denn es ist nicht nur ein Zeitdokument, in dem man u.a. Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann, Werner Bergengruen, Günter Eich, Hans Egon Holthusen, den beiden Brüdern Jünger, Carl Orff, Walter Friedrich Otto, José Ortega y Gasset, Bernhard Paumgartner, Ina Seidel, Friedrich Sieburg begegnet, manchmal mit eindrucksvoller Charakterisierung der Person. Es ist auch keineswegs nur die autobiographische Darstellung der Jugend einer ungewöhnlich begabten und menschlich außerordentlich liebenswerten Person. Das Buch ist auch literarisch kunstvoll aufgebaut, wie noch kaum anerkannt worden ist. Im Folgenden will ich versuchen zu erklären, warum dieses Werk sorgfältige Leser verdient.

Das Werk nimmt einerseits einen schwebenden Zwischenzustand zwischen dokumentarischer und fiktionaler Autobiographie ein. Von den zehn Kapiteln sind die ersten acht, bei aller literarischen Überformung, eher dokumentarischer Natur, doch das neunte *Rückkehr. Eine biographische Phantasie* kündigt sich ausdrücklich als «Phantasie» an, und man bräuchte den Untertitel gar nicht, um schon bald zu merken, dass es sich um pure Fiktion handelt – um eine fiktive Geschichte freilich, die Wahres aussagt über die Natur der Fiktionalität. Der letzte Text, *Der Schatz*, wird zwar nicht als Fiktion ausgegeben, aber

spätestens im letzten Absatz, wenn der Erzähler von «japanischen oder kalifornischen Hotelbetten» spricht, in denen er schläft (166)¹, weiß der Leser, daß auch diese Geschichte nicht wörtlich zu nehmen ist – auch wenn der Autor vielleicht anderswo wirklich einen Schatz besitzt. Die beiden letzten Geschichten sind die einzigen, in denen der Ich-Erzähler von einem Kind spricht (Dominik heißt er in der «Phantasie», im letzten Stück bleibt das Kind ungenannt). Er ist also inzwischen erwachsen, ja, Vater geworden – ganz wie der Autor, der fast sechzigjährig war, als sein einziges Kind, Askan, geboren wurde.

Andererseits ist das Buch als autobiographischer Text deswegen ungewöhnlich, weil der mit Abstand längste, fast die Hälfte des Buches einnehmende Text, der sechste, *Stundenbuch der Jugend* (71-138), nicht eine späte Reflexion darstellt, sondern Tagebuchaufzeichnungen des jungen Studenten bietet – zu deren Anfang ist er noch nicht zwanzig, die letzten beziehen sich auf das Bestehen der Ersten Staatsprüfung. Mündlich versicherte mir der Autor, er habe nur ausgewählt, aber wenig an dem damaligen Text geändert oder ergänzt. Dieser gewährt also einen authentischen, nicht durch Erinnerungsarbeit vermittelten Zugang zur Jugend von gestern.

Die Vermengung der Zeitebenen erinnert an Goethes *Italienische Reise*, doch ist es eine der Eigenarten des Buches Schirndings, dass die Texte des Zwanzigjährigen Erlebtes mit allgemeinen Reflexionen mischen, denen ungeachtet aller aphoristischen Brillanz immer wieder etwas Altkluges anhaftet. Die witzige und spritzige biographische Phantasie, übrigens ebenfalls in Tagebuchform, scheint auf den ersten Blick eher von einem Jugendlichen zu stammen als die feierlichen Sentenzen des *Stundenbuchs*. Aber in Wahrheit ist es umgekehrt – der Autor bedurfte eines langen Reifungsprozesses, vielleicht sogar der Vaterschaft, um eine Leichtigkeit zu gewinnen, die dem Knaben versagt war.

Fokus des Textes ist also, wie in den meisten Autobiographien, die Jugend – die spätere Zeit erscheint nur in literarischer Verfremdung. Doch der Titel *Jugend, gestern* deutet darauf hin, dass es eine längst vergangene Jugend ist, die er beschreibt, ja, dass Jungsein damals etwas Anderes bedeutete als heute. Da zur Jugend die Erwartung gehört, ist die elegische Erinnerung an weit zurückliegende Erwartungen ein wesentlicher Teil des Buches. Mit J.M.E. McTaggart kann man sagen, dass Titel und Untertitel des Buches sich auf die A- und B-Serie der Zeitlichkeit beziehen – «gestern» ist ein indexikalischer Ausdruck, gibt also nur Sinn, wenn man den Zeitpunkt berücksichtigt, in dem

¹ Von nun an verweise ich auf Zitate aus Albert von Schirnding, *Jugend, gestern. Jahre – Tage – Stunden*, C.H. Beck, München 2015 unter Angabe der entsprechenden Seitenzahl in runden Klammern.

die Äußerung erfolgte; Jahre, Tage und Stunde dagegen abstrahieren von dem eigenen Standpunkt und objektivieren die Zeit. Schirnding gelingt diese Objektivierung, indem er Eigenarten der unmittelbaren Nachkriegszeit, auch unabhängig von seiner persönlichen Perspektive, scharf in den Blick bekommt. Er braucht nicht in den Speicher seines Schlosses hinaufzusteigen, um Erinnerungen zu verifizieren – «ich verlasse mich auf den Speicher in mir» (30).

Der erste Text, *Türspalt*, greift auf das wilhelminische Deutschland zurück, auf die Schulzeit des eigenen Vaters Otto Karl von Schirnding (1892-1979) am Weiderner Humanistischen Gymnasium, an dem der Sohn später selber unterrichten sollte. Warum dieser Rückgriff? Einerseits spielt Herkunft bei einem Aristokraten eine wichtige Rolle, und Weiden ist nicht weit weg von Schirnding an der Grenze zu Tschechien, nach dem das Adelsgeschlecht benannt ist. Andererseits ist die Pointe der Geschichte eine doppelte: Der Vater erscheint erstens als lebensüchtiger, kameradschaftlicher Naturbursche, der sich für genealogische Sachverhalte nicht im Mindesten interessiert und mit 15 Jahren aus dem Gymnasium flieht, weil er einen unerlaubten Wirtshausbesuch absolviert hat. Er blieb als einziger durch den Türspalt sichtbar, als der Pedell vergeblich in das Zimmer einzudringen suchte, und weigerte sich, die Namen der gymnasialen Zechgenossen preiszugeben. Aber dieser Zufall ist zweitens der letzte Grund der Existenz des Erzählers: Denn nur weil Otto Karl nun nach Regensburg ins Gymnasium wechseln muss, lernt er bei einem Hofball Marie Victoire geb. Verri della Bosia kennen, die zur Mutter des Autors wurde. Schirnding wird durch die Geschichte zu einem Kontingenzbewusstsein angeregt, dem Wissen um die «Kette von Geschehnissen, Entscheidungen, Konstellationen, deren höchst vorläufiges Ende das eigene Ich bildet». Wäre der Winkel jener Türöffnung, die gleichsam den Eintrittspunkt der Zukunft symbolisiert, anders ausgefallen, «schon wäre es für alle Zeit um mich geschehen gewesen» (10).

Das zweite Kapitel, *Jahrhundertssommer*, spielt vierzig Jahre später, also 1947, hauptsächlich auf Schloss Harmating in Oberbayern, das die Mutter geerbt hat, wohin schon während des Krieges die Familie aus Regensburg evakuiert wurde und wo auch jetzt noch der Autor lebt. Der Zwölfjährige liebt Beethoven, «dessen Nachfolge ich demnächst antreten würde» (12; vgl. 144), sowie gleichzeitig Karl May, den drei Jahre später Knut Hamsun verdrängen wird – die Kombination des Komponisten mit dem Jugendschriftsteller ist eine der vielen Ironisierungen des Kindes durch den Erzähler, so wie später des Jugendlichen, der sich nachts im Keller durch Rezitation von Schillermonologen auf den inzwischen anvisierten Schauspielerberuf vorbereitet (31). Der Held

ist sich seiner Andersartigkeit gegenüber den Schulkameraden bewusst, die teils mit seiner musischen Begabung, teils mit seinem Adel zu tun hat, und zwar schmerzlich bewusst. Als ein blonder Klassenkamerad, Peter, sich das Knie aufschürft, verletzt sich der Held mit dem Griffel den Arm – teils aus Solidarität mit dem weinenden Jungen, teils weil er wissen will, ob auch das eigene Blut rot ist. Das ist es in der Tat, und so ist das Märchen vom blauen Blut erledigt, Gott sei gedankt, denn «ich wollte um alles in der Welt nicht anders sein als Peter Schindler» (14). Ausführlich und mit liebevoller Ironie schildert Schirnding die Wertvorstellungen des Adels, dem er durch seine Abstammung angehört, allerdings nur einer unteren Stufe. Die Enkel des Fürsten Albert von Thurn und Taxis reden nicht nur einander in dritter Person an, sondern ebenso die Kinder des Chefs der Verwaltung bei der Ostereiersuche im großen Regensburger Schloßpark. Doch unter erwachsenen Aristokraten gleichen Geschlechts duzt man sich sofort; man braucht sich auch vor einem Besuch nicht anmelden zu lassen (17, 96). Von Anfang an wird ihm von der Mutter bedeutet, dass für ihn (den einzigen Sohn neben vier Töchtern) nur eine standesgemäße Heirat in Frage kommt. Er spricht von «Gedächtnisriesen» «in der – gottlob fernerer – Verwandtschaft», die alle Ururgroßmütter der im Gothaischen Genealogischen Taschenbuch Aufgelisteten abrufen konnten (16). Schirndings bewusst klassizistischer, anti-moderner Stil (das längste Lob der Mutter erfolgt in einer latinisierenden Periode, die eine ganze Seite lang ist, 55 f.) sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass er dieser versunkenen Welt nicht nur jetzt nicht nachtrauert, sondern ihr schon als Kind misstraute. «Wir fanden das alles reichlich blöd. Der Krieg kam uns zu Hilfe [...], das Blut, das in unermeßlichen Strömen in Russland und anderswo vergossen wurde, hatte immer und überall dieselbe Farbe» (18).

Und doch schildert Schirnding manche der adligen Verwandten mit aufrichtiger Achtung, den Cousin seiner Mutter Richard von Kühlmann z.B. nicht so sehr deswegen, weil er Außenminister des Deutschen Reiches 1917/1918 gewesen war, sondern weil er nach dem 20. Juli 1944 von der Gestapo verhaftet wurde: «Daß die Verbrecher ihn eingesperrt hatten, machte ihn mir noch lieber als der Eintrag im Konversationslexikon» (21). Mit großer Gastfreundschaft nimmt die Mutter bei Kriegsende die flüchtigen Verwandten in ihrem Schloss auf, aber nicht nur diese – auch ein armes junges Mädchen nach einem Selbstmordversuch und die Gesellschafterin einer kurz vor Kriegsende verstorbenen Baronin (26 f., 56 f.). Auch als sich anlässlich des Scheiterns der 'Freiheitsaktion Bayern' Ende April 1945 herausstellt, dass die Dame eine Nazisse ist, darf sie bleiben – aber die Mutter würdigt sie keines Wortes mehr. Man mag diese devoten katholischen Adligen

etwas lächerlich finden, an der Opposition der meisten von ihnen gegen den Nationalsozialismus ist kein Zweifel². Sie sind dankbar, in der amerikanischen und nicht in der sowjetischen Besatzungszone zu leben. Sicher spricht die Mutter herablassend über die Amerikaner als nette und harmlose Burschen, doch für den Sohn sind sie eher Götter.

Dessen Andersartigkeit hat auch damit zu tun, dass ihm die Männlichkeit abgeht, die den meisten Frauen zusagt. Als er elf ist, sagt ihm ein Mädchen mit blonden Zöpfen: «Ach, du bist doch gar kein richtiger Junge» (39). Der Erzähler, der die Erfahrung des Verachtetwerdens früh machen muss, erklärt sich deswegen keineswegs zum Transgender, denn er sei sich einig gewesen mit seiner Geschlechtszugehörigkeit, auch wenn er gespürt habe, dass er kanonischen Rollenerwartungen nicht gerecht werde: «Keine Bäume gefällt, kein Wild erlegt, kein Pferd müde geritten» (41). Von homoerotischer Orientierung ist nirgends explizite die Rede, aber wie bei Thomas Mann, schon in der Jugend seinem Lieblingsautor (108, 118), schwingt das Thema immer wieder dezent mit.

Nach der sozialen und politischen Situation und der Großfamiliendynamik zoomt der Erzähler im dritten Kapitel *Auge und Ohr* auf das Elternpaar. Sie stellen sehr unterschiedliche Menschentypen dar, den Augen- und den Ohrenmenschen. Vermutlich spielen im Hintergrund Goethes Verse aus den *Zahmen Xenien* 6 eine Rolle: «Vom Vater hab ich die Statur, / Des Lebens ernstes Führen, / Von Mütterchen die Frohnatur / Und Lust zu fabulieren». Doch während Goethe eine Synthese beider Eltern zu sein beansprucht, weiß sich Schirnding ganz auf Seite der Mutter. Er preist den Augenmenschen Ernst Jünger wegen der Noblesse, mit der er ihn, den Ohrenmenschen, gelten ließ (der trotz seiner Nähe zu seinem ‘Chef’ nie dessen Kriegsbücher las, weil ihm das Genre nicht lag). Zu Schirndings Begriff des Ohrenmenschen gehören keineswegs nur die Musikalität, sondern auch die Ausrichtung auf die Vergangenheit statt auf die Zukunft, Empfänglichkeit und damit Weiblichkeit – anders als beim schauenden, zu-

² In der Hervorhebung der unbedingten Ablehnung des Nationalsozialismus durch große Teile der deutschen Katholiken kommt das Buch überein mit der Autobiographie Johannes Hösles (1929-2017) *Vor aller Zeit* (C.H. Beck, München 2000). Dieser schildert eine ganz andere Klasse, das oberschwäbische Kleinbürgertum, aber in der auch nach dem eigenen Glaubensverlust von Sympathie getragenen Darstellung der weitgehenden katholischen Unverführbarkeit durch den Totalitarismus liegt ein wichtiger Berührungspunkt mit Schirndings Ansatz. Der Fortsetzungsband, *Und was wird jetzt?* (C.H. Beck, München 2002), thematisiert, wenn auch mit Verspätung, ähnliche intellektuelle Erfahrungen wie diejenigen Schirndings, bezeichnenderweise ebenfalls an der Universität Tübingen. Die Ähnlichkeiten trotz aller Klassenunterschiede zeigen, dass die beiden Autobiographien Zeittypisches erfassen. Hösles zwei Bände und ein dritter, *Gli anni milanesi*, sind auch auf Italienisch erschienen.

kunftsorientierten, aktiven und männlichen Widerpart, bei dem die Hand dem Auge folgt. Der Ohrenmensch sei dem Heiligen Sebastian vergleichbar, den man sich nicht als Opfer vorstellen solle: «Er genießt die Anziehungskraft, das Zielscheibenhafte seiner Halbwüchsigkeit. [...] Die Pfeile fallen ab, die Wunden bleiben, die Wunden vernarben, das Gift kreist im Blut» (50). «Ich verfluche die Zeit, die Wunden heilt», lesen wir später (75). Auch wenn die hochmusikalische Mutter sich als Ohrenmensch dem Vater unterwarf und sich statt auf ihre Violine nun auf ihre Familienpflichten konzentrierte, blieb sie «selbst ein Musikinstrument, reich- und reintönend wie eine Silbermannorgel» (55). War es eine glückliche Ehe? Im *Stundenbuch* reflektiert der Student: «Die Ehe meiner Eltern ist fast ausschließlich auf die Zukunft ihrer Kinder abgestimmt, auf ihr künftiges Glück. Das ist so, fiel mir bisher aber nie auf, weil ich es für selbstverständlich hielt» (101). Trotz der emotionalen und geistigen Nähe zur Mutter bedarf der Sohn jedoch unbedingt des Vaters. Bewegend wird erzählt, wie der Neunjährige 1944 drei Stunden auf die Ankunft des Vaters wartet, der mit dem Fahrrad den langen Weg von Regensburg nach Harmating zurücklegen muss (19 f.), und, noch früher, wie das Kind den schlichten Zaubertick des Vaters immer wieder «nochmal» wiederholt haben will (44).

Pubertät damals beschreibt das Erwachen der Sexualität in einem Pubertierenden, und zwar in dritter Person. Der Junge heißt Ludwig, hat aber so viele Ähnlichkeiten mit dem Helden der Icherzählung, der sonst nirgends mit Namen genannt wird, dass man den Eindruck nicht los wird, es handle sich dabei um dessen Namen. Warum heißt er nicht Albert und, ganz besonders, warum der Wechsel in die dritte Person? Um anzudeuten, dass die Heterosexualität Ludwigs von der Orientierung des sonstigen Helden abweicht? Neben der Erfahrung von Erektion, Pollution, Stimmbruch (der manchmal längere Zeit mit zwei Stimmen einhergeht) und Tanzstunde ist die Entdeckung zentral, wieviel an der Welt durch Sexualität bestimmt ist. «Hatte das Volkslied ihn nicht längst auf die Spur gestoßen, das ihn aufforderte, zu sagen, wer das Männlein im Walde sei mit seinem purpurnen Mäntelchen?» (63). Gleichzeitig hat Ludwig nicht die geringste Eile mit sexuellen Erfahrungen. «Bis zum ersten Mal war der Weg noch beruhigend weit» (65).

Auf die hormonellen Aufwallungen folgt mit *Stundenplan 1950* ein Einblick in das damalige Curriculum. Es beginnt mit der Religion, in der man leicht eine Eins bekommen konnte, wenn man sich klar machte, Nietzschelesen sei ebenso eine Sünde wie Selbstbefriedigung und Rauchen. Trotzdem erfahren wir später, der Erzähler habe schon mit vierzehn mit der verbotenen Nietzschelektüre begonnen (151). In der Biologie war von Fortpflanzung nicht die Rede, aber wenn man in

der Pause die Blütenkerze der Kastanie berührte, waren die «Finger [...] für den Rest des Vormittags klebrig» (67). Offenbar wird damit suggeriert, dass es sich bei den Schülern auch ohne Unterweisung der Lehrer herumgesprochen hatte, dass auch Pflanzen Sexualität kennen – ja, sogar ein funktionales Äquivalent zum «Wonnekleister», von dem im vorangehenden Kapitel die Rede war. Von der Mathematik heißt es, mit ihren abstrakten Identitätsaussagen sei die im Werden begriffene Identität der Jugendlichen bedenkenlos gefüttert worden, und sechs Jahre Englischunterricht – durch einen Lehrer, der nie in England gewesen war und nichts von Shakespeare und Keats zu wissen schien – hätten den letzten Funken der Liebe zur englischen Literatur vertilgt.

Damit sind wir zum Hauptteil, dem *Stundenbuch der Jugend*, vorgestoßen und hören den Dichter als jungen Mann selber sprechen. Wie schon gesagt, verbinden sich in diesem Kapitel Erlebnisse, u.a. in zahlreichen Träumen, mit Aphorismen. Das deutet auf einen Wesenszug Schirndings, der erklärt, warum er kein Romancier geworden ist: Er hält es nicht lange beim Konkreten aus, sondern erhebt sich immer wieder zum Abstrakten. Manche seiner Aphorismen sind herausragend, und man ist beeindruckt, wie jung er war, als er sie formulierte. Man denke an «Wiederkehr hat Augen, Wiederholung ist blind» (76), «Entdecken ist leichter als Wiederfinden» (86), «Jemanden lieben heißt auch seine Unnahbarkeit lieben» (125), «Gegenstände gemeinsamer Verehrung sind im Grunde die einzigen Gesprächsgegenstände» (127), «Das eigentlich Schlimme der Depression: daß die Vorstellung, sie überwunden zu haben, reizlos ist» (137). Der junge Sekretär zeigt sie Ernst Jünger, der sie ihm mit der Bemerkung zurückgibt, «die Gefahr dieser literarischen Ausdrucksweise sei der ridiküle Beigeschmack, wenn der Nagel nicht mit völliger Sicherheit auf den Kopf getroffen werde» (80). Das ist nicht gerade ermutigend, doch zum zwanzigsten Geburtstag schenkt ihm der Schriftsteller u.a. ein Wachstuchheft «Zum Notieren von Gedanken und Maximen». In Klammern fügt das beglückte Geburtstagskind hinzu: «Also muß er die Aphorismen, die ich ihm neulich gab, doch nicht für ganz mißglückt halten» (84). Das sind sie in der Tat nicht. Manchmal hat man Lust, mit Gegenaphorismen auf sie zu reagieren – zu «Lernen ist schön, Wissen langweilig» (77) will man ausrufen: «Aber nur das Lernen des schon viel Wissenden hat Tiefgang». Gelegentlich sind die Antworten schon gegeben worden. Bei der weisen Maxime «Den Schulmeister im Liebenden bekämpfen» (76) möchte man ergänzen «Und auch den Liebenden im Schulmeister», denn später wird der Erzähler der Phantasie sein Verhältnis zu seiner Klasse als «Liebesverhältnis» bezeichnen (151). Man denkt an den großen katholischen

Aphoristiker Nicolás Gómez Dávila, der in den *Notas* schreibt: «Todo pedagogo es un pederasta vergonzante»³.

Gleichzeitig ist sich der junge Tagebuchverfasser dessen bewusst, dass er vieles Alterstypische übersprungen hat – das Biertrinken lernt er erst mit 23 Jahren (135), und «es gibt Dinge, die nie wieder gut-zumachen sind, wenn man sie vor seinem zwanzigsten Lebensjahr versäumt» (144). Statt mit Biertrinken hat der Jugendliche sich nur mit Hochkultur abgegeben, etwa bei Jünger den Eckermann gespielt (80). Das ist nicht nur ein Segen: «Zu viele unreife Früchte pflückte ich mir vom Baum der Zeit» (83). Adalbert Stifters Abgründigkeit sei ihm als Teenager völlig entgangen (99). Er erlebt alles gleichsam aus zweiter Hand; zumindest muss er selbst etwas schon benannt haben, bevor er es direkt erfahren kann (106). Eher aus dem Munde eines Greises könnte der 1956 niedergeschriebene Satz stammen: «Nach Benns Tod ist mir zumute, als ob ich nichts mehr zu verlieren hätte» (107). Das wunderbare Wort «Lebenslampenfieber» (131) kommt zwar bei ihm vor, aber die Sache selbst scheint er nicht aus eigener Erfahrung zu kennen. Spürt er, dass seine großenwahnsinnigen Kommilitonen, deren einer Maria Stuart vor Schiller, Nietzsche vor Wagner und Hugo Wolf vor «so elenden Zeitgenossen wie Brahms» retten will (99), ihre Vorhaben nicht umsetzen werden können und dass Epigonalität das Schicksal der bundesrepublikanischen Literatur sein wird?

Freilich vermag nicht erst der Erzähler, sondern schon der zwanzigjährige Student, trotz aller Schwermut (die ja nur möglich ist, wenn man sich selbst ernst nimmt), sich selbst zu ironisieren. Als Theodor Heuss Ernst Jünger besucht, darf der junge Sekretär vorne neben dem Fahrer sitzen, während sich der Bundespräsident und der Schriftsteller hinten über Käfer unterhalten und nicht ausreichend auf die Spalier stehenden Bürger reagieren. «Also hebe ich in gemessenen Abständen die Hand und lächle huldvoll» (98). Ob der junge Sekretär sich schon beim Akt des Handhebens oder erst beim Tagebucheintrag seiner eigenen Lächerlichkeit bewußt wurde, vermag ich nicht zu entscheiden – auf keinen Fall musste er dafür auf den Erzähler sechzig Jahre später warten. Deswegen wallt schon dem jungen Mann die Sympathie des Lesers, wenigstens dieses hier schreibenden Lesers, entgegen.

Wer Schirndings noch späteres Buch *Galerie der guten Geister*⁴ liest, ist vom irenischen Geist des Werkes angetan – auch bei fragwürdigen Figuren wird nur das Positive hervorgehoben. Das Tagebuch des

3 Nicolás Gómez Dávila, *Notas*, Villegas Editores, Bogotá 2003, S. 428.

4 C.H. Beck, München 2020.

jungen Mannes strotzt dagegen vor scharfen Urteilen, die oft genug treffen. Zu Marguerite Yourcenars Roman *Mémoires d'Hadrien* heißt es, seine Lektüre sei «nicht weniger peinlich, als mit einer schönen, aber frigiden Frau zu schlafen» (121). Beim Erfolgs-Germanisten Wolfgang Kayser diagnostiziert er dagegen «todesferne, also falsche Quicklebendigkeit» sowie «routinierte kupplerische Geschäftigkeit»: «Als Eunuchen müssen diese Typen keinerlei Folgen ihrer Wollust fürchten. Wo keine Zeugungskraft ist, kann auch keine Scham sein» (126). Am heftigsten, und aufgrund meiner eigenen, allerdings viel späteren Begegnungen mit ihm, übertrieben, sind die Attacken gegen den jungen Tübinger Klassischen Philologen (und späteren Ordinarius für Allgemeine Rhetorik) Walter Jens. Teils ist die Antipathie gegen Jens rein subjektiv begründet: Seine Hofmannsthalvorlesung sei brillant, doch warum ärgere sie ihn so furchtbar? «Ist es die Tatsache, daß ein Älterer, Überlegener, Etablierter meinen Dichter dazu benutzt, geistreiche Sätze von sich zu geben?» (87). Doch mit einem Freund besucht Schirnding den Professor, der «wie Knallkörper» unzählige Namen herausschleudert (89), mindestens zweimal zu Hause. «Das Zentrum dieses Mannes ist ein unersättliches Vakuum, das die halbverdaute Geisteskost schnellstmöglich von sich gibt, um sie einer 'Gemeinde' vorzusetzen. [...] Das Verletzungsbedürfnis, die Verletzungslust sind überhaupt das eigentliche Charakteristikum dieser Menschensorte» (90).

Ein wichtiger Teil des Erwachsenwerdens ist die Ablösung vom Katholizismus der Kindheit. Diese erfolgt allerdings nicht traumatisch, sondern gleitend und ohne Schuldgefühle: «Angst um meinen Glauben an die göttliche Ordnung der Welt. Am beunruhigendsten die Gewißheit, daß ich mir vorstellen kann, auch ohne diesen Glauben ganz gut auszukommen» (89). Zu den Sakramenten geht er weiterhin, allerdings wie «zur Tränke ohne Durst» (106), also nur habituell. Allerdings ist er «noch [...] nicht» in der Lage, auf den Unsterblichkeitsglauben zu verzichten. Ihn aufzugeben sei «ein Luxus, den sich nur wenige leisten können» (101). Denn dieser Glaube ergänze das Geschichtsbewusstsein: «Wo beides fehlt: eine um Vergangenheit und Zukunft amputierte Gegenwart». Was Schirnding noch am Christentum festhält, ist die christliche Kunst: «Bachs Musik ist ein Beweis für die Wahrheit des Christentums» (130). Dabei kennt er die Faszination der griechischen Götter, aber weder will er das eine gegen das andere ausspielen, noch hält er eine Synthese für denkbar, nur «ein fortwährendes Hin und Her».

Schon im Gymnasium hatte Schirnding einen Lateinlehrer, der an die griechischen Götter glaubte (12), und dem Tübinger Gräzis-

ten Walter Friedrich Otto, mit dem er sich u.a. über Knabenliebe unterhält (92), sagte man nach, er wolle die antike Religion wiederbeleben – 1963 erschien postum ein Buch von ihm mit dem Titel *Die Wirklichkeit der Götter. Von der Unzerstörbarkeit der griechischen Weltsicht*⁵. Auch der junge Schirnding kann sich anfangs vorstellen, «daß ich an die griechischen Götter glauben lerne» (105), bekennt aber später, Ottos Haltung sei ihm fremd geworden (130). Gleichzeitig macht Schirnding sehr deutlich, warum ihm die Gegenrichtung zu Otto, die positivistische Klassische Philologie, nicht nur fremd, sondern geradezu zuwider ist. «Mein altphilologisches Studium lehrt mich, es zu verachten. Meine Liebe zielt auf das unverstellte Wort: den Vers der Sappho, Platons Sokrates. Aber man nährt meinen Hunger mit Konjekturen, Kommentaren, Interpretationen» (75). Selbst der größte deutsche Gräzist der vorletzten Jahrhundertwende, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, sei ein beschränkter Geist (90): «unsägliche Öde und Gestelztheit des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Der tödliche Irrtum des Historismus: daß es sinnvoll sei, eine Vergangenheit um ihrer selbst willen zu erforschen, das Ich an diese Beschäftigung zu veräußern. Wissenschaft als Götzendienst, als planmäßiger Selbstmord» (102). Nicht mehr Lernen von, sondern Lernen über ist in der Tat die Änderung des intentionalen Strahles, die den modernen Historismus konstituiert und gegen die Schirnding rebellierte. Deswegen denkt er, trotz väterlichen Druckes (137), überhaupt nicht an eine Dissertation, sondern will Gymnasiallehrer werden, vermutlich weil er erkennt, dass den Heranwachsenden noch nicht wie an der Universität jene Sinnbedürfnisse ausgetrieben worden sind, die die antiken Texte zu stillen vermögen. Eine Schülertheateraufführung von Shakespeares *Sturm* überzeugt ihn: «Nie wußte ich genauer, daß nirgends anderswo mein Ort ist» (120; vgl. 144, 151).

Die zwei nächsten Kapitel leiten über zum Erreichen des *oikeios topos* des Autors und Erzählers, der Schullaufbahn. *Ein früher Gott* ist eine Schilderung der frühen Liebe zum lyrischen Werk Josef Weinhebers, aus dem er bei einer von den Eltern organisierten Einladung zu seinem siebzehnten Geburtstag 1952 die eigenen Lieblingsgedichte rezitiert, vermutlich ohne zu wissen oder wenigstens ohne wissen zu wollen, wie sehr der Dichter in den Nationalsozialismus verstrickt war. «Es war alles geliehen, Faltenwurf von Gewändern, die aus der Garderobe eines Schmierentheaters stammten, Falschmünzerei in größtem Stil» (141). Und die Ernüchterung hinsichtlich Weinhebers bereitet den *Abschied vom Genieverdacht* vor – so der Titel

5 Rowohlt, Reinbek b.H. 1963.

des letzten nicht-fiktionalen Kapitels. Zwar erinnert ihn seine erste Schulstelle im Provinzort Weiden anfangs an Tomi am Schwarzen Meer, «auch wenn mein Genieverdacht [...] nicht ganz ausreichte, mich mit Ovid zu identifizieren» (143). Aber der Fall folgt auf dem Fuß, und zwar mit der Publikation des zweiten Lyrikbandes, noch mit den nunmehr als anachronistisch empfundenen Reimen, *Blüte und Verhängnis*. Dessen Titel erweist sich als unfreiwillig prophetisch. «Was ein Versprechen zu sein schien, wird zur Jugendsünde, und der zu früh errungene Lorbeerkrantz macht sich als Dornenkrone bemerkbar» (146). Schirnding beeilt sich, hinzuzufügen, in seinem Falle sei das maßlos übertrieben formuliert, und in der Tat hat die Redimensionierung der eigenen Existenz, wie in der zweiten Fassung von Gottfried Kellers *Grünem Heinrich*, etwas Versöhnliches. Schirnding lehnt die ehrenvolle Anfrage der Bayerischen Akademie der Schönen Künste ab, sich für ein halbes Jahr von der Schule beurlauben zu lassen und als Stipendiat der Villa Massimo nach Rom zu gehen (er wird noch reichlich Gelegenheit haben, diese Stadt zu besuchen)⁶, aber er nimmt die Einladung zur Tukan-Lesung in München an. Als er die erste Zeile des ersten Gedichtes des neuen Bandes rezitiert: «Funkelnd ging mein Schmerz am Himmel auf», seufzt eine Stimme «schön». Es war nicht ironisch gemeint. Mir klang das Prädikat wie ein Todesurteil in den Ohren» (147).

Damit könnte das ganze Buch enden, aber es ist nur das Ende des drittletzten Kapitels. Denn wir wollen wissen, was aus dem Helden nach seiner literarischen Entsagung geworden ist. In *Rückkehr. Eine biographische Phantasie* stellt sich der Verfasser des diesmal fiktiven Tagebuches als Schriftsteller dar, der die Schullaufbahn aufgab, um endlich das Buch seines Lebens zu schreiben. Aber da die Arbeit am Roman stockt, ist er bereit, einem Anruf des Klostersgymnasiums Folge zu leisten und für einen erkrankten Lateinlehrer einzuspringen, zumal er früher dort selber unterrichtet und sein Sohn dort vor längerem sein Abitur abgelegt zu haben scheint. Merkwürdigerweise scheinen ihn die Schüler gleich zu kennen. «Sollte das Fernsehporträt von mir, das neulich (oder doch schon vor mehreren Jahren?) ausgestrahlt wurde, meinen Bekanntheitsgrad dermaßen erhöht haben?» (149). Er unterrichtet Ovids *Metamorphosen*, denn «um Verwandlung geht es ja auch bei diesen Jugendlichen» (150), und das Erfolgsgeheimnis des Lehrers bestehe darin, «mit den Jugendlichen gemeinsame Sache gegen die Welt der Erwachsenen zu machen» (152).

⁶ Siehe sein Werk: *Albergo Sole. Erinnerung an dreißig römische Lieblingsorte*, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen 2017.

Um vier Themen kreist nun das Tagebuch: Erstens will der Erzähler wissen, wen er eigentlich vertritt. Die Schüler lachen und nennen seinen eigenen Namen, unter dessen Gewöhnlichkeit er schon immer gelitten hatte und die er dadurch überwinden wollte, dass er ein weltbekannter Schriftsteller werden würde. Aber es wird ihm geradezu unheimlich, als er die Adresse des Vorgängers herausfindet und entdeckt, sie falle mit der eigenen zusammen. Seine Frau hält es für einen Witz, als er sie mit der Anordnung anruft, herauszufinden, ob im Haus ein Namensvetter wohne. Zweitens kehrt der Erzähler in freien Stunden zu seinem Roman zurück, um den Faden wieder aufzunehmen. «Da war gar kein Faden. Vielmehr: Es sind ihrer viel zu viele. Das ganze Manuskript besteht aus nichts als Fäden, die sich ineinander verknäueln haben» (153). Das ist offenbar ein Kontrastprogramm zu dem in der Schule unterrichteten Buch, in dem sich die Fäden durchaus zu einem großartigen Gewebe ordnen⁷. Doch im Unterricht behandelt der Held drittens eine andere, auf direktere Weise metapoetische Geschichte der *Metamorphosen*, die Orpheus-Episode. In einer eigenwilligen Uminterpretation erklärt der Lehrer, nicht Eurydike sei Orpheus gefolgt, sondern nur seine Erinnerung an sie. «Orpheus hat als Dichter versagt, nicht als Liebender. Ovid erzählt nicht die Geschichte von der allesbezwingenden Kunst, sondern von ihrer Unzulänglichkeit» (155). Liest der Lehrer sein eigenes Scheitern als Romancier in das Epos hinein – oder las er es vorher hinein, da er uns bekennt, diese Interpretation stamme aus früheren Aufzeichnungen? Wie auch immer interpretiert, die Episode verfängt bei den Schülern nicht mehr: «Der Tod tangiert ihr Lebensgefühl nicht, die Liebe hat jeden Schrecken für sie verloren, und nichts ist ihnen fremder als eine Kunst, die nichts im Sinn hat als sich selbst» (156). Vielleicht weil die Zehntklässler nicht wie erwünscht auf Ovid anspringen, ersetzt der Erzähler viertens in seiner siebten Klasse den Latein-Unterricht durch den einer eigenen Sprache, die sein Sohn mit elf Jahren erfand, Zorones, abgeleitet von dem zoronischen Wort für 'Drachen'. «Ich will meine Siebte zum Drachenfliegen einladen» (159). Doch als er nach einiger Zeit zu dem empörten Direktor gerufen wird, der von besorgten Eltern über die neue Sprache informiert worden ist, verlangt er nur, in das zoronische Generalkonsulat gebracht zu werden. Er landet in der Psychiatrischen Universitätsklinik, wo er mit Zoronisch allerdings nicht durchkommt. Immerhin kann ihm mit Medikamenten geholfen werden, doch seine Schüler sieht er nie wieder,

⁷ Zur metapoetischen Bedeutung des Ariadnefadens siehe Vittorio Hösle, *Ovids Enzyklopädie des Eros*, Winter, Heidelberg 2020, S. 149 ff.

und sein Roman hat sich als Hirngespinnst erwiesen, ganz anders als Schirndings meisterhafter Text.

Subtil ist die Geschichte, weil sie eine alternative Autobiographie andeutet – wie die erste Geschichte eine alternative Welt *ohne* die eigene Biographie, wenn nämlich der Vater der Mutter nie begegnet wäre. Es ist die fiktive Autobiographie eines Mannes, der wie Schirnding zwischen Lehrerberuf und literarischer Arbeit schwankt, aber jenen letztlich nur als notdürftigen Ersatz ansieht und sich einbildet, das Verfassen des großen Romanes sei seine eigentliche Bestimmung. Er verdrängt daher seine eigentliche Existenz und bildet sich ein, der eigene Stellvertreter zu sein, der nur während einer Stagnation seiner literarischen Arbeit zum lästigen Brotberuf zurückkehre. Kehrseite dieser Einstellung ist, dass er in beiden Tätigkeiten scheitert – ohnehin in seinem Roman, aber eben auch als Lehrer. Nicht nur ist der geplante Roman nur ein Zerrspiegel der *Metamorphosen*, er kann auch Ovid nicht mehr objektiv unterrichten, und bald auch nicht mehr die Kultursprache Latein. «Zoronisch» ist Ausdruck der Flucht in eine Fast-Privatsprache, die allerdings in ihrer Selbstgesetzlichkeit und in ihrem ikarischen Höhenflug an die poetische Sprache erinnert. Aber diese vermeidet nur dann den Wahnsinn, wenn sie in die reale Welt integriert wird – so wie Schirndings literarisches Schaffen in einen von Verantwortung für die Schüler getragenen Lehrerberuf. Man kann sich vorstellen, Schirnding hätte wie der Held dieser Phantasie geendet, hätte er das Stipendium an der Villa Massimo angenommen.

Auch die letzte Geschichte ist, wie schon anfangs erklärt, fiktiv – aber anders als die vorletzte wird sie nicht ausdrücklich als Phantasie bezeichnet. Dass sie das ist, ergibt sich dem aufmerksamen Leser jedoch schon aus dem ersten Absatz. «Wie alt bin ich? Schwer zu sagen. Einigen wir uns auf fünfzehn, auf Wachstum und Jugendschwermut». Bei einem Spaziergang im Schloßgarten zeigt der Vater dem Erzähler das Wurzelholz eines Stammes und verrät ihm, er habe dort einen Schatz von Zwanzig-Mark-Goldstücken mit Wilhelm II. vorne drauf und dem Reichsadler hinten begraben. «Der Krieg geht spätestens nächstes Jahr zu Ende, und wir müssen damit rechnen, dass die Russen kommen» (163). Hier schon begreift, wer selber *rechnen* kann, dass die Geschichte keinen dokumentarisch-autobiographischen Wert haben kann. Denn der Autor ist 1935 geboren, wurde also erst 1950 fünfzehn, die Geschichte spielt aber vor Weltkriegsende. Im Grunde deutet schon das 'Einigen wir uns' die Fiktionalität an. Auch dass vom Vater gesagt wird, er sei noch als Achtzigjähriger, also zwanzig bis dreißig Jahre nach dem berichteten Vorfall, sehr rüstig gewesen, läßt es als höchst unwahrscheinlich erscheinen, er

habe sich nach Kriegsende nicht um die Hebung des Schatzes bemüht – Zeit genug hätte er gehabt. Kurz, gleich zu Beginn gibt der Autor augenzwinkernd zu verstehen, wir sollten die Geschichte ja nicht wörtlich nehmen.

Gleichzeitig tut der zweite Absatz alles, um das Leben des Erzählers in den Strom der realen Weltgeschichte einzubetten, wobei witzigerweise reale Ereignisse auf dem Theater die Klammer bilden zwischen der dargestellten Fiktion und dem Weltgeschehen und in vertrauter Weise der jugendliche Größenwahn ironisiert wird: «Im Stadttheater spielte man *Des Teufels General*. Man stand und klatschte noch, als der eiserne Vorhang sich senkte. Mao und ich schrieben Gedichte [...]. Ich machte mein Abitur, Stalin starb, Pius der Zwölfte starb, Adenauer starb nicht» (164). Auch die Eltern des Erzählers sterben, und sein Kind wächst heran: Teils will es hoch hinaus auf die Bäume klettern, teils zum glühenden Innern der Erde vorstoßen, und sein Graben von Löchern in der Erde löst plötzlich die Erinnerung an des Vaters einstige Tat aus.

Der dritte Absatz schildert einen Traum, der in der Regensburger Wohnung lokalisiert ist – nur die Geschwister sind am Esstisch versammelt, nicht mehr die Eltern. «Aber damit scheinen wir uns abgefunden zu haben, lange schon» (165). Offenbar ist das der generationelle Zwischenzustand zwischen dem Tode der Eltern und der Heraufkunft der neuen Generation. Im vierten Absatz graben Vater und Kind zusammen. Sie stoßen auch auf Widerstand, aber es ist nicht die Kasette, «sondern einmal nichts als von Wurzeln durchzogene Undurchdringlichkeit», einmal eine verrostete Zange. Der Verdacht steigt auf, der Baum, unter den der Vater den Schatz vergraben hatte, sei inzwischen gefällt oder vom Sturme umgestürzt worden, doch auch der Baumstümpfe sind zu viele, um den fraglichen zu identifizieren. Im fünften Absatz wird ein Metalldetektor eingesetzt, aber er bringt nur ein Eisenrohr zum Vorschein, durch das früher das Wasser aus dem Quellweiher in Garten und Haus gepumpt wurde. Im sechsten und letzten Absatz erklärt der Erzähler schließlich, je weiter er von zu Hause entfernt sei, desto klarer sehe er das Rechteck vor sich, das den Schatz eingrenze. Aber auf der Rückreise verschwimme das Bild und löse sich in nichts auf, wenn er den Garten wieder betrete. Daher breche er gleich wieder auf, und schon steige die Zuversicht, er könne sich seines Schatzes endlich bemächtigen. «Ich darf nur nicht den Fehler machen, noch einmal heimzukehren» (167).

Die Geschichte erinnert ein wenig an eine der chassidischen Erzählungen Martin Bubers. Der Rabbiner Eisik, Sohn von Jekel, aus Krakau wird von dem Traum verfolgt, nach Prag zu reisen, wo er unter der Hauptbrücke einen großen Schatz finden werde. Aber

als er dort ankommt, ist die Brücke immer bewacht. Sein auffälliges Verhalten provoziert die Frage des Hauptmanns, was er denn wolle. Er berichtet von seinem Traum und wird nur verlacht. Er selber, entgegnet der Hauptmann, werde von einem Traume gepeinigt, er solle nach Krakau gehen, um unter dem Ofen eines Rabbiners namens Eisik, Sohn von Jekel, einen Schatz zu finden, aber er sei nicht töricht genug, um seinem Traume zu folgen. Der Rabbiner dankt, kehrt zurück und findet bei sich den Schatz⁸. Den Schatz kann man in beiden Geschichten nur finden, wenn man sich von ihm entfernt. Aber der Unterschied ist offenkundig: Rabbi Eisik kann schließlich den Schatz in Besitz nehmen – der Erzähler von *Der Schatz* nicht.

Offenbar ist sein Schatz nichts Physisches. Das Gold ist etwas Ideelles, das gerade nicht in direkter Intention erworben werden kann. Es fällt einem zu, wenn man ihm nicht auf die Haut rückt. Die Anspielung auf den Quellweiher, der Wasser ins Schloss pumpt, ist deutlich genug – der gebildete Leser, und für solche schreibt Schirnding, denkt an Hippokrene, die Apollo und den Musen heilige Quelle. Das Himmelstürmende des Kindes erinnert an Euphorion in Goethes *Faust II*, der Sinnbild der Poesie ist. Aber warum der Vater, warum die Szene mit den Geschwistern? Weil Poesie nicht künstlich erzeugt werden kann wie Zorisch oder Esperanto, sondern sich langsam aus einem lebendigen Traditionszusammenhang ergibt. Gewiss schwingt bei der Geschichte ein aristokratisches Familienbewusstsein mit, das Schirnding auch in der Gedichtsammlung *Übergabe* artikuliert⁹. Aber ihre eigentliche Bedeutung ist metapoetischer Art und bildet ein Gegengewicht zur Selbstzerstörung der Dichtung in der vorangehenden Phantasie. Beide Kapitel zusammen bilden ein Ganzes und bieten das erst verfehlt, dann erreichte Idealbild einer im Leben gegründeten Dichtung. Die höchst kunstvolle Faktur dieser beiden Geschichten, die an die Erzählungen der Romantiker anknüpft, zeigt, dass Schirnding nicht wirklich die Literatur aufgegeben hat, als er die eigene spätromantische Lyrik nicht mehr weiterführen wollte. Er hat nur die Sparte gewechselt, nachdem er sein Leben in einem Brotberuf verankert hatte, der ihm erlaubte, die besten Traditionen des Abendlandes an die jüngere Generation weiterzugeben.

Jugend, gestern ist nicht nur ein Werk der Entsagung. Es ist auch ein Werk der Weisheit, der Heiterkeit und der späten Erfüllung. Die Jugend morgen wird glücklicher werden, wenn sie es nicht vergisst.

8 Martin Buber, *Die Chassidischen Bücher*, Hegner, Hellerau 1928, S. 532 ff.

9 *Übergabe. Achtzig Gedichte*, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen 2005.

Lexikalische Strategien der antihegemonialen Identitätsbildung in der populistisch-verschwörungstheoretischen Rhetorik der Alternative für Deutschland (AfD)

Vincenzo Gannuscio

Heimlicher Souverän in Deutschland ist eine kleine, machtvolle politische Oligarchie, die sich in den bestehenden politischen Parteien ausgebildet hat. Sie hat die Fehlentwicklungen der letzten Jahrzehnte zu verantworten. Es hat sich eine politische Klasse herausgebildet, deren vordringliches Interesse ihrer Macht, ihrem Status und ihrem materiellen Wohlergehen gilt. Diese Oligarchie hat die Schalthebel der staatlichen Macht, der politischen Bildung und des informationellen und medialen Einflusses auf die Bevölkerung in Händen¹.

1. EINLEITENDES

Als die Alternative für Deutschland (AfD) im Jahr 2017 zur Wahl antrat, die sie erstmals mit überraschendem Erfolg in den Deutschen Bundestag brachte, nahm sie mit den einleitend wiedergegeben Worten nicht nur programmatisch Stellung gegen die Gesamtheit aller etablierten 'Altparteien', sondern auch gegen eine «kleine, machtvolle politische Oligarchie», die ihres Erachtens die Entscheidungsgewalt innehat. Diese klare Positionierung gegen einen angeblich «heimlichen Souverän» ist kein Einzelfall in der politischen Kommunikation der Partei, da sie auch in den Präambeln weiterer programmatischer Schriften mit fast identischem Wortlaut vorzufinden ist. Dies scheint dafür zu sprechen, dass diese immer wiederkehrende Stellungnahme gegen die 'tatsächlichen' Entscheidungsträger von grundlegender Bedeutung für die Identitätsbildung der Partei ist. Hiervon ausgehend, will der vorliegende Beitrag einige der Begrifflichkeiten beschreiben, mit denen die AfD diese antihegemoniale Identitätsprofilierung vornimmt. Es soll des Weiteren geprüft werden, ob der im einleitenden Zitat mitklingen-

¹ AfD, *Programm für die Wahl zum deutschen Bundestag am 24. September 2017*, 15. Mai 2017, <https://afd-bw.de/afd-bw/wahlprogramme/2017-05-15_afd-bundestagswahlprogramm_onlinefassung-2.pdf> (letzter Zugang: 26. November 2022), S. 7.

de konspirative Ton auch in eventuellen verschwörungstheoretischen Inhalten der Wahlkampfkommunikation Entsprechung findet.

Der politisch-öffentliche Diskurs fast aller westlichen Demokratien wurde im letzten Jahrzehnt stark durch einen Kommunikationsstil geprägt, der als ‘populistisch’ eingestuft werden kann. Angespornt durch die zum Teil unerwarteten Wahlerfolge, die die effektive Persuasionskraft des Populismus belegen, hat sich auch das Interesse der Sprachwissenschaft auf dieses Phänomen gerichtet. Die politolinguistischen Studien haben sich vorwiegend auf die Erforschung der sprachkommunikativen Mittel fokussiert², denn die Tatsache, dass es sowohl einen Rechts- als auch einen Linkspopulismus gibt, untermauert die Annahme, dass der Populismus ein Kommunikationsmodus ist, dessen Mechanismen sich jenseits von konkreten programmatischen Inhalten oder klar definierbaren politischen Orientierungen beschreiben lassen.

2. POPULISMUS ALS KOMMUNIKATIONSSTIL DES UNMUTS UND DES PROTESTS

Die meisten Definitionen³ konvergieren darin, dass Populisten vor allem Unmut, Wut, Ablehnung verbindet, dies nebst der festen Überzeugung, das einzig plausible Sprachrohr des ‘authentischen’ Volks zu sein, das endlich Kraft und Willen finden soll, um sich gegen die höchst korrupten nationalen und internationalen, volksverachtenden Eliten zu stellen. Dieser vorwiegend auf Abgrenzung basierende Populismusbegriff ist mitunter auch kritisiert worden. So behauptet beispielsweise der Politikwissenschaftler Philipp Manow⁴, dass jenseits des gemeinsamen Kommunikationsstils im Rechts- und Linkspopulismus auch verbindende inhaltliche Züge zu erkennen seien, denn ihm liege in all seinen Ausprägungen der Protest derjenigen zugrunde, die durch die Globalisierung benachteiligt worden sind. Stark vereinfachend, so Manows These, komme es einerseits durch die als bedrohlich emp-

2 Ohne jeglichen Anspruch auf Vollständigkeit sei hier beispielhaft auf folgende Veröffentlichungen verwiesen: Thomas Niehr – Jana Reissen-Koch, *Volkes Stimme? Zur Sprache des Rechtspopulismus*, Dudenverlag, Berlin 2018; Alexa Mathias, *Von «Parasiten» und anderen «Schädlingen». Feinddiskreditierung rechtspopulistischer und rechtsextremer Bewegungen in Deutschland*, in «Linguistik Online», 82 (2017), 2, S. 79-94; *La lingua politica. Lessico e strutture argomentative*, a cura di Raffaella Petrilli, Carocci, Roma 2015; Franz Walter, *Bastarde der Demokratisierung? Parteien und Populismus*, in «Göttinger Themenhefte», 1 (2014), S. 6-11.

3 Vgl. u.a. Lorella Cedroni, *Politolinguistica. L'analisi del discorso politico*, Carocci, Roma 2014, S. 40-42.

4 Philip Manow, *Die Politische Ökonomie des Populismus*, Suhrkamp, Berlin 2019.

fundene, grenzüberschreitende Bewegung von Gütern und Geld, die die Internationalisierung der Märkte bedinge, zu linkspopulistischen Bewegungen (in diesem Sinne typisch für den wirtschaftlich schwachen Süden Europas), und andererseits durch die ebenfalls als bedrohlich empfundene Bewegung von Personen zu Rechtspopulismus (vor allem im wirtschaftlich stabilen Norden Europas)⁵. Kurzum hat laut Manow der Populismus in seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen sehr wohl gemeinsame politische Inhalte und ist demnach nicht nur ein leerer und aprioristischer Protest gegen irgendwelche hegemonischen, landesinternen oder -externen Eliten. Diese Erkenntnis hilft dabei, das Phänomen an sich besser zu verstehen und dessen Interpretation als schieres Symptom einer generellen, weltweiten Politikverdrossenheit eines signifikanten Teils der Wählerschaft in Frage zu stellen.

In diesem Kontext werden inhaltlich-programmatische Nuancierungen eher marginal berücksichtigt, da die vorliegende Untersuchung – mit besonderem Fokus auf den zum Zweck der Identitätsbildung eingesetzten Wortschatz – den rhetorisch-diskursiven Mitteln einer eindeutig rechts positionierten Partei gilt. Lediglich im abschließenden Teil des Beitrags wird auf inhaltliche Elemente eingegangen, und zwar bei dem Versuch, der eingangs gestellten Frage, ob sich in der politischen Kommunikation der AfD Hinweise auf konspiratives Denken finden lassen, eine Antwort zu geben. Populismus und Konspirationismus scheinen miteinander verbunden zu sein, und tatsächlich lassen sich in der Art und Weise, wie sie kommunizieren, Ähnlichkeiten erkennen. Wissenschaftliche Studien postulieren sogar, dass der Erfolg der populistischen Parteien mit einem zunehmenden Kursieren von Verschwörungstheorien einhergeht. Auch wenn diese Korrelation noch nicht ausreichend erforscht ist, so scheint es doch, dass sich diese Phänomene reziprok bekräftigen und ihre gemeinsame Verbreitung begünstigen können⁶.

5 Ein musterhaftes Beispiel dieser These stellt Italien dar, das aufgrund der großen wirtschaftlichen Kluft zwischen Nord und Süd beide Arten des Populismus vereint. Schaut man sich die Wahlergebnisse an, scheint Manows These zumindest bis zu den Parlamentswahlen 2018 Bestätigung zu finden, da Matteo Salvinis rechtspopulistische Lega im Norden des Landes die meisten Stimmen holte, während Grillos linkspopulistische Partei Cinque Stelle ihre Hochburgen vor allem im Süden hatte. Diese Aufteilung hat sich allerdings bei den letzten Wahlen im September 2022 nicht bestätigt, als ganz Italien einen entschiedenen Rechtsruck registrierte und Giorgia Melonis ebenfalls populistisch orientierte Rechtspartei Fratelli d'Italia die meisten Stimmen einheimste, während die Cinque Stelle nur in Kampanien zur Erstpartei wurden (vgl. Ministero degli Interni, *Eligendo. Il sistema integrato di diffusione dei dati elettorali*, <<https://elezioni.interno.gov.it/>>, letzter Zugang: 25. November 2022).

6 Vgl. u.a. Eiríkur Bergmann, *Conspiracy & Populism. The Politics of Misinform-*

3. AfD UND KONSPIRATIVES DENKEN

Die AfD ist eine Partei, die im Allgemeinen eigentlich nicht mit verschwörungstheoretischen Positionen assoziiert wird. Doch schaut man sich das einleitende Zitat aus dem AfD-Programm der Bundestagswahlen 2017 an, so kann man Anzeichen eines konspirativen Denkens vorfinden. Diese verschwörungstheoretischen Ideen scheinen die Partei schon von Anfang an zu begleiten, da es bereits im Grundsatzzprogramm in fast identischem Wortlaut heißt:

Heimlicher Souverän ist eine kleine, machtvolle politische Führungsgruppe innerhalb der Parteien. Sie hat die Fehlentwicklungen der letzten Jahrzehnte zu verantworten. Es hat sich eine politische Klasse von Berufspolitikern herausgebildet, deren vordringliches Interesse ihrer Macht, ihrem Status und ihrem materiellen Wohlergehen gilt. Es handelt sich um ein politisches Kartell, das die Schalthebel der staatlichen Macht, soweit diese nicht an die EU übertragen worden ist, die gesamte politische Bildung und große Teile der Versorgung der Bevölkerung mit politischen Informationen in Händen hat⁷.

Seit diesem und dem einleitend zitierten Text hat sich die Stellung der AfD in der politischen Landschaft geändert, da sie mittlerweile nicht mehr als Outsider-, sondern als etablierte Partei angesehen werden kann. Insofern ist es interessant, sich das jüngste Bundestagswahlprogramm anzuschauen, um zu sehen, ob sich nach einer Legislaturperiode Veränderungen ergeben haben. Tatsächlich ist an der entsprechenden Textstelle aus dem Jahr 2021 nicht mehr von «heimlicher Souverän», «Oligarchie», «Berufspolitiker» oder «Kartell» die Rede:

In unserem Land hat sich aber eine politische Klasse herausgebildet, deren vordringliches Interesse ihrer Macht, ihrem Status und ihrem materiellen Wohlergehen gilt. Diese setzt die soziale und kulturelle Zukunft unseres Volkes, die Stärke unserer Wirtschaft und damit unseres Wohlstandes aufs Spiel und stellt Multikulturalität, Diversität, Globalisierung und vermeintliche Gendergerechtigkeit über alles. Sie hält die Schalthebel der staatlichen Macht,

mation, Palgrave Macmillan, Cham 2018; Michael Butter, «Nichts ist, wie es scheint». Über Verschwörungstheorien, Suhrkamp, Berlin 2018, S. 17; Markus Linden, *Zwischen alternativer Sicht und Verschwörungstheorie – Entwicklungstendenzen und Argumentationsmuster digitaler «Alternativmedien» in Deutschland*, in *Verschwörungstheorien im Diskurs*, hrsg. v. Sören Stumpf – David Römer, Beltz Juventa, Weinheim 2020, S. 303-331: 308 f.

⁷ AfD, *Programm für Deutschland. Das Grundsatzzprogramm der Alternative für Deutschland*, 15. Juni 2016, <https://www.afd.de/wp-content/uploads/2018/01/Programm_AfD_Online-PDF_150616.pdf> (letzter Zugang: 26. November 2022), S. 8.

der politischen Bildung und des informationellen und medialen Einflusses auf die Bevölkerung in Händen⁸.

Was weiter besteht, ist eine entschiedene Distanznahme zu einem Teil der politischen Klasse. Diese beruht jedoch nicht mehr auf dem Politiker-Status selbst (dessen Zugehörigkeit die AfD nicht mehr abstreiten kann), sondern auf dem Angriff auf programmatische Aspekte wie «Multikulturalität, Diversität, Globalisierung und vermeintliche Gendergerechtigkeit». Es bleibt also weiterhin bei einer konspirationistischen Realitätsbeschreibung, die, mustergültig generell für konspiratives Denken, immer noch davon ausgeht, dass der Ursprung allen Übels bei einer kleinen Gruppe von Personen zu suchen ist, die mehr oder weniger im Geheimen handeln.

Wie die Fachliteratur⁹ ausgiebig beschreibt, erzählen Verschwörungstheorien die Geschichte immer von ihrem Ende her: Sie fragen, wem ein bestimmter Vorfall oder eine besondere Situation nützt, um so evident zu machen, wer für die jeweilige Verschwörung verantwortlich ist. In solcher Argumentation ist also schon von vornherein klar, wer die Schuldigen sind, und folglich hat die Beweisführung den einzigen Zweck, den Anfangsverdacht zu bestätigen¹⁰. Diese ausgeprägte Tendenz zur Komplexitätsreduzierung charakterisiert bekanntlich auch den Populismus, denn auch er findet auf unbefangene Weise Zusammenhänge zwischen nicht miteinander verbundenen Ereignissen auf der Grundlage von fragwürdigen Analogien und Ähnlichkeiten¹¹. Wo für Uneingeweihte Chaos herrscht, erkennen die Erleuchteten Muster und Absichten und ihrer Weltanschauung nach sind Gesellschaft und Geschichte plan- und kontrollierbar. Die vielschichtige und widersprüchliche Realität löst sich in ihrer Wahrnehmung in einem manichäischen Gegensatz zwischen Gut und Böse auf¹².

8 AfD, *Deutschland. Aber normal. Programm der Alternative für Deutschland für die Wahl zum 20. Deutschen Bundestag*, 11. Juni 2021, <https://www.afd.de/wp-content/uploads/sites/111/2021/06/20210611_AfD_Programm_2021.pdf> (letzter Zugang: 26. November 2022), S. 12.

9 Um einen Eindruck von der Komplexität des Themas zu erlangen, bietet folgendes Handbuch eine umfassende Quelle: *Routledge Handbook of Conspiracy Theories*, ed. by Michael Butter – Peter Knight, Routledge, London-New York 2020.

10 Butter, *Nichts ist, wie es scheint*, a.a.O., S. 59 f.

11 Aufschlussreich diesbezüglich eine *Lectio Magistralis* zu Verschwörungstheorien, die Umberto Eco im Jahr 2015 zur Verleihung der Ehrendoktorwürde an der Universität Turin hielt: Umberto Eco, *Conclusioni sul complotto. Da Popper a Dan Brown*, 10. Juni 2015, <<https://www.youtube.com/watch?v=SltdcfpkLXk>> (letzter Zugang: 26. November 2022).

12 Butter, *Nichts ist, wie es scheint*, a.a.O., S. 28, 60, 106.

Genauso wie es in der Sprache der AfD zu lesen ist, gehören die Urheber allen Übels, das das Volk erfährt, in der Regel zu einer kleinen Gruppe, die für all das, was geschieht, die Verantwortung trägt. Das Wir/Ihr-Schema konstituiert sich auf einer senkrechten Achse, in der diejenigen, die die ‘Schalthebel’ bedienen, von oben und des Öfteren auch von außen über das Schicksal der Gesellschaft entscheiden. In diesem Sinne sind Verschwörungstheorien auch als eine «antihegemoniale Form des Wissens»¹³ anzusehen, die sich gegen allgemein anerkannte und als wahrheitsgemäß eingeschätzte Wissensbestände richtet.

4. DAS ANALYSEKORPUS

Diese ersten Erwägungen geben Einblick in den theoretischen Rahmen, der dieser Untersuchung zugrunde liegt und deren Datengrundlage ein kleines, aus knapp über 240.000 Tokens bestehendes Korpus ist, das zurzeit im Rahmen eines von der Universität Modena und Reggio Emilia finanzierten Forschungsprojekts¹⁴ zusammengestellt wird. Das Korpus besteht aus Printtexten und transkribierten Reden¹⁵, die in der Zeitspanne 2014-2022 im Rahmen von Bundestagswahlen, Landtagswahlen und Europawahlen von der AfD veröffentlicht bzw. gehalten wurden. Das Interesse hat sich ausschließlich auf Wahlkämpfe konzentriert, denn diese sind nicht nur Momente der demokratischen Willensbildung, sondern auch wichtige Phasen der kollektiven Identitätsarbeit, die für breite Bevölkerungsschichten Anlass zur Selbstreflexion über ihre Identität und ihre Zukunftsvorstellungen geben. Die politische Kommunikation (und somit auch Wahlkampfkommunikation) ist, wie es Anne Diehr in ihrem kommunikativ-konstruktivistischen Ansatz beschreibt, nicht nur eine Übermittlung von Informationen, sondern es geht dabei auch um Gesellschaftsbeschreibungen und Wirklichkeitsaushand-

13 Joachim Scharloth – Josephine Obert – Franz Keilholz, *Epistemische Positionierungen in verschwörungstheoretischen Texten. Korpuspragmatische Untersuchung von epistemischer Modalität und Evidentialität am Beispiel der Holocaustleugnung*, in *Verschwörungstheorien im Diskurs*, a.a.O., S. 159-198: 162.

14 Ziel des Projekts «PO.POLI.: Populismo – Politica – Identità. Identità e alterità nel discorso politico populista» ist die Erforschung der diskursiven Strategien der Identitätsbildung in der populistischen Rhetorik italienischer, deutscher und französischer Parteien.

15 Transkribiert wurden bis dato Wahlkampfreden von Alice Weidel, Frauke Petry, Beatrix von Storch, Tino Chrupalla, Björn Höcke, Michael Frohnmeier, Sven Tritschler, Rainer Kraft und Gottfried Curio.

lungen, die zur Identitätsbildung beitragen, denn Identität selbst ist «konstruiertes Wissen», das sozial gebildet wird¹⁶.

Die durchgeführte Analyse kann nicht nur aufgrund des relativ kleinen Korpus als qualitativ eingestuft werden, sondern auch aufgrund der Tatsache, dass die Analyse ‘korpusbasiert’ (*corpus-based*) und nicht ‘korpusgesteuert’ (*corpus-driven*) ist. Es werden also nicht, ausgehend von einer tiefgründigeren Korpusanalyse, Hypothesen aufgestellt, sondern die Korpusdaten werden dazu verwendet, um den Ausgangsannahmen Evidenz zu verleihen und sie somit zu bestätigen, zu widerlegen oder gegebenenfalls zu verfeinern¹⁷.

5. REKURRIERENDE IDENTITÄTSPRÄGENDE WORTGRUPPEN

In einem ersten Durchgang wurde das Korpus nach erkennbaren lexikalischen Clustern untersucht, die im Rahmen der Identitätsbeschreibung einer Wir-Gruppe mit großer Wahrscheinlichkeit vorkommen. Ausgehend von vorausgegangenen Untersuchungen, die festgestellt haben, dass beispielsweise der Volksbegriff in der populistischen Rhetorik vorzüglich mit *deutsch**, *unser**, *eigen** in exkludierender Funktion eingegrenzt wird¹⁸, wurden im Korpus substantivische Wortgruppen mit diesen Wörtern gesucht, um zu ermitteln, welche weiteren Begrifflichkeiten durch diese Appositionen semantisch eingeschränkt werden. Tabelle 1 versammelt solche Wortgruppen, die mit einer Mindestfrequenz von fünf Okkurrenzen in drei oder mehr verschiedenen Quelltexten vorzufinden sind. Dadurch soll vermieden werden, dass eine Formulierung auf den persönlichen Stil einzelner Verfasser zurückzuführen ist und demnach nicht als charakteristisch für den Kommunikationsstil der ganzen Partei angesehen werden sollte.

16 Anne Diehr, «Wir sind geschafft». *Zur sprachlichen Konstruktion kollektiver Identität(en) im Rahmen der Flüchtlingsthematik*, in *Sprach(kritik)kompetenz als Mittel demokratischer Willensbildung*, hrsg. v. Jürgen Schiewe – Thomas Niehr – Sandro Moraldo, Hempfen Verlag, Bremen 2019, S. 133-150: 136 f.

17 Vgl. dbzgl. Elena Tognini-Bonelli, *Corpus Linguistics at Work*, Benjamins, Amsterdam 2001, S. 84 f.

18 Vgl. Vincenzo Gannuscio, «Wir sind das (echte) Volk». *Ausgrenzungsstrategien der rechtspopulistischen Propaganda der AfD und der Lega Nord*, in *Sprach(kritik)kompetenz als Mittel demokratischer Willensbildung*, a.a.O., S. 43-61: 52, und ders., *Sprachliche Persuasionsmittel der rechtspopulistischen Propaganda gestern und heute*, in «Linguistik Online», 97 (2019), 4, S. 111-131: 121 f., <<http://dx.doi.org/10.13092/lo.97.5598>> (letzter Zugang: 12. November 2022).

<i>deutsch*</i>	<i>unser*</i>	<i>eigen*</i>
Sprache (65)	Land (178)	Land (5)
Bundesbank (21) /Banken (5)	Gesellschaft (52)	Volk (5)
Leitkultur (12) /Kultur (7)	Kultur (29) /Kulturlandschaft (5)	
Volk (16)	Wirtschaft (23) /Volkswirtschaft (7)	
Schule (15)	Kinder (29)	
Interessen (15)	Rechts- /Grundordnung (21)	
Staatsangehörigkeit (14)	Heimat (15)	
Mark (10)	Ziel (15)	
Unternehmen (10)	Landwirte (6) /Bauern (5)	
Steuerzahler (7)	Staat (13)	
Bundestag (6)	Volk (9)	
Gesellschaft (5)	Programm (8)	
Wirtschaft (5)	Werte (7)	
	Zukunft (7)	
	Demokratie (6)	
	Wohlstand (6)	
	Polizei (5)	
	Sprache (5)	

Tabelle 1. Substantivische Wortgruppen mit *deutsch**, *unser**, *eigen**

In der ersten Spalte der Liste wurde *Land* nicht aufgenommen, da das Kompositum *Deutsch-Land*, wie nicht anders zu erwarten ist, in allen Quelltexten des Korpus zahlreiche Okkurrenzen aufweist, nicht zuletzt deshalb, weil es ein fester Bestandteil des Parteinamens der AfD ist. Wäre dieses Kompositum in die Tabelle aufgenommen worden, so würde deutlich zum Vorschein kommen, dass das Substantiv *Land* in der AfD-Rhetorik sehr oft (wenn nicht sogar fast ausschließlich) durch *deutsch**, *unser** und *eigen** definiert wird. Eine eingehendere Analyse der vorhandenen attributiven Zusätze zu den 320 Okkurrenzen des Substantivs zeigt, dass recht wenige weitere Elemente als Attribut vorhanden sind¹⁹.

19 Es konnten nur folgende weitere Okkurrenzen gefunden werden, die ein-

Dem semantischen Wert von *Land* steht das ebenfalls oft vorkommende Substantiv *Gesellschaft* sehr nahe. In den 197 Okkurrenzen²⁰ ist in 26,4% der Fälle von «unserer Gesellschaft» die Rede. Folgendes Beispiel veranschaulicht, in welchem Kontext diese und weitere Wortgruppen mit dem Attribut *unser* eingebettet sind:

Der Islam gehört nicht zu Deutschland. In seiner Ausbreitung und in der Präsenz einer ständig wachsenden Zahl von Muslimen sieht die AfD eine große Gefahr für unseren Staat, unsere Gesellschaft und unsere Werteordnung. Ein Islam, der unsere Rechtsordnung nicht respektiert oder sogar bekämpft und einen Herrschaftsanspruch als alleingültige Religion erhebt, ist mit unserer Rechtsordnung und Kultur unvereinbar. Viele Muslime leben rechtstreu sowie integriert und sind akzeptierte und geschätzte Mitglieder unserer Gesellschaft. Die AfD verlangt jedoch zu verhindern, dass sich islamische Parallelgesellschaften mit Scharia-Richtern bilden und zunehmend abschotten. Sie will verhindern, dass sich Muslime bis zum gewaltbereiten Salafismus und Terror religiös radikalieren²¹.

Die *Gesellschaft* wird deutlich in Abgrenzung zur Alterität definiert, für die im Falle der AfD meistens der Islam steht. In diesem kurzen Ausschnitt wird durch den sechsfachen Einsatz des Possessivums *unser* geklärt, dass die erwünschte Gesellschaft der eigenen «Werteordnung, Rechtsordnung und Kultur» verpflichtet ist und Scharia-gesetzliche Parallelgesellschaften unerwünscht sind. Wie es von «rechtstreuen, integrierten, akzeptierten und geschätzten Mitgliedern» der Gesellschaft zum «gewaltbereiten Salafismus und Terror» kommen sollte, wird allerdings nicht geklärt, obwohl die Konjunktion «jedoch» impliziert, dass dies in irgendeiner Weise zusammenhängt.

Im obigen Textausschnitt ist auch eine der wenigen Okkurrenzen von «unser Staat» vorzufinden. Das sonst zahlreich vorkommende Substantiv *Staat* wird im ganzen Korpus nur dreizehnmal so gekennzeichnet. Dort, wo ohne das Possessivum von *Staat* die Rede ist, wird häufig auch eine mehr oder weniger explizite Kritik an den waltenden Regierungen der Vergangenheit und Gegenwart geübt:

höchstens zweimal im ganzen Korpus vorkommen: anderes Land, bergisches Land, einziges Land, europäisches Land, fremdes Land, gastfreundliches Land, kinderfreundliches Land, lebens- und liebenswertes Land, reiches Land, rohstoffarmes Land, schönes Land.

20 Es wurden nur die Okkurrenzen im Singular gezählt, da nur diese im Korpus Konkordanz mit den eingegebenen Suchbegriffen vorweisen. Das Substantiv ist also nie im Plural zu finden, wenn es um die 'deutsche', 'unsere' oder 'eigene' Gesellschaft geht. Nur zweimal ist von «landeseigenen Gesellschaften» die Rede, aber im Sinne von Firmen, Handels- oder Industrieunternehmen.

21 AfD, *Programm für Deutschland*, a.a.O., S. 49.

Da, wo der Staat Steuern eintreiben kann, die Bürger gängeln kann, nicht wahr, da ist er stark. In diesen Feldern haben wir einen starken Staat, aber da, wo der Staat stark sein müsste, und zwar bei den Themen von innerer und äußerer Sicherheit, von einer Grenzsicherung, von einer vernünftigen Außenpolitik, von dem Schutze unserer Freiheiten, nicht wahr, Eigentumschutz und so weiter, da ist der Staat schwach²².

Aufgrund der hohen Ausbaurkosten, unzureichender staatlicher Vorgaben und der hohen Mobilfunk-Lizenzgebühren liegt Deutschland bereits beim 4G-Ausbau auf einem der letzten Plätze im europäischen Vergleich, zeitgleich zahlen unsere Bürger aber die höchsten Mobilfunk-Gebühren. Der Staat bereichert sich durch überteuerte Lizenzversteigerungen an den Unternehmen, welche die Kosten dann auf die Bürger umlegen. Die AfD will den Wettbewerb zwischen allen Dienstbietern fördern²³.

Wie diese zwei Beispiele zeigen, definiert der Begriff ‘Staat’ vorzüglich die etablierten Eliten, gegen die es sich abzugrenzen gilt. Wie die Korpusbelege bestätigen, nimmt das Substantiv also als Schlagwort vorwiegend die Rolle eines Stigmaworts ein²⁴. Deswegen ist nur selten von «unserem Staat» die Rede, denn das antihegemoniale ‘Wir’ definiert sich tendenziell lieber als ‘Gesellschaft’.

Greift man noch einmal auf Tabelle 1 zurück und gruppiert die restlichen Substantive, so darf man behaupten, dass die Substantive *Sprache* (70 Okkurrenzen) und *Kultur* (53 Okkurrenzen) bemerkenswert oft auftreten. Diese Begriffe werden sogar öfter identitätsprägend konnotiert als das Fahnenwort *Völk*. Sprache und Kultur sind also Elemente, die das ‘Wir’ kennzeichnen und die Zugehörigkeit zum selben sprachlichen und kulturellen *background* fundiert die Angehörigkeit zum Innenkreis des wahren Volkes, für das die AfD als stellvertretende politische Kraft antritt.

22 Alice Weidel, *Wahlkampfreden in Pforzheim (Waisenhausplatz)*, 29. September 2021, <https://www.youtube.com/watch?v=LJ6iWI_sJCs> (letzter Zugang: 26. November 2022).

23 AfD-Sachsen, *Treu dich Sachsen. Regierungsprogramm der Alternative für Deutschland zur Landtagswahl Sachsen 2019*, 1. Juni 2019, <https://www.afdsachsen.de/wp-content/uploads/2020/07/RWP_190618.pdf> (letzter Zugang: 26. November 2022), S. 72.

24 Zur Definition von *Stigmawort* und *Fahnenwort* vgl. Thomas Niehr, *Einführung in die Politolinguistik. Gegenstände und Methoden*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, S. 72 f.

6. 'UNSERE' SPRACHE UND KULTUR

Lässt man zunächst einmal alle Erwägungen darüber beiseite, wie man 'unsere' Sprache und Kultur eingrenzen kann oder was genau darunter zu verstehen ist, so leuchtet es ein, dass auf einer horizontalen Achse diese Begriffe als Zugehörigkeitsmerkmale agieren können, die die Angehörigen der In-Group von denjenigen trennen, die nicht dazugehören (Deutsche vs. Fremde). Etwas schwieriger mag die Gegenüberstellung auf einer vertikalen Achse sein, da die Führungselite, gegen die sich die AfD wendet, fast vollständig und ohne jeden Zweifel derselben deutschen sprachlichen und kulturellen Dimension zugehört.

Die Korpusanalyse hat jedoch erwiesen, dass diese beiden Substantive gleichwohl als Kontrastbegriffe in der antihegemonialen Identitätsbestimmung gegenüber den etablierten Altparteien fungieren. Dies zeigt beispielsweise folgender Auszug aus einer Rede von Björn Höcke:

Wir, und meine linken Brüder hört gut zu, wir, das deutsche Volk, sind nicht verpflichtet unsere materielle und kulturelle Substanz und unsere Selbstbestimmung im eignen Land dauerhaft an eine kulturfremde Migrantenmehrheit abzutreten. Aber... aber wir, das deutsche Volk, haben nicht nur das Recht, nein, wir haben die Pflicht, unseren Kindern eine deutsche Zukunft in der Mitte Europas zu erhalten²⁵.

Die Linken werden zwar als «Brüder» bezeichnet, doch wird ihre Stellung durch die Gegenübersetzung zum zweimal wiederholten «Wir» relativiert. Die linken Brüder scheinen also nicht dem deutschen Volk anzugehören, da sie anscheinend bereit sind, die materielle und kulturelle Substanz und Selbstbestimmung an eine «kulturfremde Migrantenmehrheit» abzutreten, und das gefährdet eine «deutsche Zukunft». Was unter einer solchen Perspektive zu verstehen ist, bleibt geheimnisumwittert, doch darf man davon ausgehen, dass diejenigen, die Teil des 'Wir' sind, sehr genau wissen, wie diese Zukunft aussehen soll. Diese für die populistische Rhetorik typische Vagheit und Ambivalenz²⁶ ist vielleicht auch noch im Adjektiv «kulturfremd» zu erkennen: Meint Björn Höcke damit, dass die Migranten der 'deutschen Kultur' fremd seien, oder vielleicht gänzlich 'kulturfremd'? Unklar bleibt auch von welchen Migranten genau die Rede ist, denn

²⁵ Björn Höcke, *Rede in Jena (Marktplatz)*, 20. Januar 2016, <<https://www.youtube.com/watch?v=7nfzuPz7Rkw>> (letzter Zugang: 26. November 2022).

²⁶ Vgl. dbzgl. u.a. Ruth Wodak, *Politics of Fear. What Right-Wing Populist Discourses Mean*, Sage, London 2015, S. 14.

es geht um ‘eine’ Migrantenmehrheit, und nicht um ‘die’ (objektive, statistisch erfassbare) Mehrheit aller Migranten.

Nicht nur die «kulturelle Substanz» wird zu einem Distanzierungsinstrument gegenüber dem Anderssein innerhalb der deutschen Bevölkerung, sondern überraschenderweise auch die Sprache selbst. Hier zwei Beispiele, die veranschaulichen, auf welchem Terrain der Sprache sich vornehmlich die Abgrenzung zu den leitenden Altparteien abspielt.

Natürliche Sprache statt Gender-Gaga: Linksgrüne Volkserzieher wollen uns ihren unsinnigen Gender-Neusprech aufzwingen. Die AfD stellt sich dem entgegen und will schriftliches Gendern wie in Frankreich verbieten. Schluss mit der Verhuzung der deutschen Sprache! [...] Die AfD NRW favorisiert die natürliche Sprache, welche sich ideologischen Vorgaben, Beeinflussungen und irreführenden Entstellungen entzieht. Folgerichtig lehnen wir die Verdrängung des generischen Maskulinums sowie die Einführung einer sogenannten Gender-Schreibweise strikt ab und fordern ein Verbot der Verpflichtung von Behörden zur Verwendung gendergerechter Schreibweise. Der Verhuzung der deutschen Sprache durch die inflationäre Verwendung von Anglizismen wollen wir entgegenwirken²⁷.

Gegen staatlich verordnetes Neusprech: Die natürlich gewachsene Muttersprache ist die Grundlage des Denkens und der Kommunikation, auch des Verstehens und richtigen Gebrauchs von Fremdsprachen. Durch Sprachregelungen, Euphemismen und Sprechverbote wird versucht, eine in der Gender- und Gleichstellungsideologie fundierte Weltsicht durchzusetzen und das kritische Denken einzuschränken. Wir wenden uns gegen derartige Vorgaben für den Gebrauch der Sprache in Ministerien, öffentlichen Einrichtungen und Medien²⁸.

Unerwünscht sind also neben «kulturfremden Migrantenmehrheiten» auch «Gender-Gaga» und die «inflationäre Verwendung von Anglizismen». Was in diesen Beispielen und auch in all den übrigen Texten des Korpus eher ungeklärt bleibt, ist, welche kulturellen und sprachlichen Instanzen eigentlich erwünscht sind und was folglich mit ‘unserer’ Kultur und Sprache genau gemeint ist. Wie Heinrich Detering²⁹ treffend bemerkt, ergibt sich in der Rhetorik

27 AfD-Nordrhein-Westfalen, *Wahlprogramm der Alternative für Deutschland für die Wahl zum 18. Landtag des Landes Nordrhein-Westfalen*, März 2022, <<https://cdn.afd.tools/wp-content/uploads/sites/2/2022/03/AfD-NRW-Wahlprogramm-Landtagswahl-NRW-2022.pdf>> (letzter Zugang: 26. November 2022), S. 5, 33.

28 AfD-Sachsen, *Wahlprogramm 2014*, 2. März 2014, <<https://archiv.afd-fraktion-sachsen.de/audiowahlprogramm.html>> (letzter Zugang: 26. November 2022), S. 19.

29 Heinrich Detering, *Was heißt hier «win»? Zur Rhetorik der parlamentarischen Rechte*, Reclam, Stuttgart 2019, S. 13.

von populistischen Parteien und Bewegungen die Definition des identitären 'Wir' eher durch negative Bestimmung als durch eine klare Beschreibung dessen, was die Wir-Gruppe charakterisieren soll. Das gilt auch für die AfD: Es wird in der Regel beschrieben, was 'nichtdeutsch' ist, während tendenziell offengelassen wird, was als deutsch anzusehen ist.

Ein Punkt, der andererseits wiederholt und ausgiebig geklärt wird, ist die überzeugte Ablehnung einer multikulturellen Gesellschaft. Schon seit den Gründerjahren sieht die AfD im Streben nach einer Gleichstellung der Kulturen einen Bereich, in welchem man entschieden Stellung beziehen muss. Eine Gleichstellung der Kulturen würde gleichzeitig ihre Nivellierung bedeuten, was nicht nur für die deutsche Kultur verheerende Folgen mit sich brächte, sondern das Überleben der Demokratie selbst gefährden würde:

Die Internationalisierung aller Lebensbereiche, die Herausbildung einer multikulturellen Gesellschaft auf deutschem Boden und der fehlende Mut zu unserer deutschen Leitkultur schwächen den gesellschaftlichen Zusammenhalt und gefährden auf lange Sicht die Demokratie selbst. Dem wollen wir mit einer Kulturpolitik gegensteuern, die in der Pflege einer deutschen Leitkultur eine sehr wichtige Aufgabe begreift und so dafür Sorge trägt, dass auch und gerade die integrationswilligen Einwanderer sich verstärkt mit unserem Land identifizieren³⁰.

Der Mut, auf die deutsche Kultur zu bestehen, wird somit zu einer grundlegenden Aufgabe, um den Erhalt der Demokratie zu gewährleisten. Dass Multikulturalismus eine kulturelle oder gar wirtschaftliche Bereicherung darstellen könnte, wird häufig bestritten:

Wir wollen unsere Werte und Sitten leben, wir wollen unsere Kultur erhalten, wir wollen nicht zurück ins Mittelalter, wir wollen unser Land behalten. 70% der Einwanderungswilligen sind jung, sie sind muslimisch, sie sind männlich und sie sind überwiegend ungebildet. Viele sind keine Bereicherung, weder kulturell noch wirtschaftlich³¹.

Es ist allerdings anzumerken, dass sich der Kampf gegen Multikulturalität nicht immer kohärent profiliert, da auch Ausnahmen gemacht werden. Untersucht man das Korpus eingehender, so ent-

30 AfD-Sachsen-Anhalt, *Die Stimme der Bürger – unser Programm. Wahlprogramm zur Landtagswahl am 13. März 2016*, 31. Oktober 2015, <http://ltw16.sachsen-anhalt-waehlt.de/fileadmin/LTW2016/Wahlprogramme/wahlprogramm_afd.pdf> (letzter Zugang: 26. November 2022), S. 20.

31 Höcke, *Rede in Jena (Marktplatz)*, a.a.O.

deckt man, dass für die AfD nicht alle Formen der Kulturenviefalt zu bekämpfen sind. Denn entspringt eine kulturelle Diversität im eigenen geographischen Raum, handelt es sich also so zu sagen um eine 'autochthone' Multikulturalität, dann ist Vielfalt sehr wohl wünschenswert und stellt eine Bereicherung dar, die gefördert und gepflegt werden muss:

Die sorbische Kultur ist regionaler Bestandteil und Bereicherung des sächsischen Kulturraums, daher ist eine Förderung selbstverständlich. Dazu gehören die Ausbildung sorbischer Lehrer sowie der Erhalt sorbischer Schulen und Kindereinrichtungen³².

Daraus kann man schließen, dass die sorbische Kultur als Teil der eigenen, deutschen Kultur angesehen wird und deshalb wird ihr auch nicht, wie es aus verschiedenen der oben beigebrachten Textbeispiele ersichtlich ist, die «deutsche Leitkultur» entgegengesetzt.

7. DIE 'DEUTSCHE' LEITKULTUR

Es handelt sich bei 'Leitkultur' um eine weitere Begrifflichkeit, die im Korpus oft zur deutschen Identitätsprofilierung eingesetzt wird:

Multi-kulturelle Gesellschaften sind immer auch multi-konfliktuelle Gesellschaften. Leitkultur bedeutet demgegenüber, dass bei kulturell bedingten Wert- und Normkonflikten den Werten einer bestimmten Kultur der Vorrang zukommt. Diese Kultur kann in Deutschland nur die deutsche Kultur sein³³.

Wie im Falle der Sprache und der Kultur wird auch die Leitkultur anhand recht vager Formulierungen definiert. Ihre Beschreibung bleibt sehr schwammig: Zwar wird der deutschen Kultur eine Vorrangstellung als 'Leitkultur' zugesprochen, aber es wird nicht gesagt, was damit gemeint ist.

Um eine Antwort auf diese Frage zu erhalten, kann man zu einer informativen Broschüre der AfD-Thüringen greifen, die nicht in das Korpus aufgenommen wurde, weil sie nicht zur Wahlkommunikation gezählt werden kann bzw. darf, denn im Impressum des Heftchens *Leitkultur, Identität, Patriotismus. Ein Positionspapier der AfD-Fraktion im Thüringer Landtag als Beitrag zur Debatte um die deutsche Leitkultur*³⁴ heißt

32 AfD-Sachsen, *Trau dich Sachsen*, a.a.O., S. 38.

33 AfD-Nordrhein-Westfalen, *Wahlprogramm*, a.a.O., S. 5.

34 AfD-Thüringen, *Leitkultur, Identität, Patriotismus. Ein Positionspapier der AfD-Fraktion*

es explizit, dass die Publikation nur der Information dient und nicht zur Parteiwerbung im Wahlkampf eingesetzt werden darf. Das Büchlein reiht sich in die Debatte um die deutsche Leitkultur ein, die bereits seit den 1990er Jahren geführt wird³⁵ und im Jahr 2017 von Bundesinnenminister Thomas de Maizière wiederbelebt wurde, als er in einem Gastbeitrag in der «Bild am Sonntag»³⁶ mit einem zehn Punkte umfassenden Katalog zur Skizzierung einer deutschen Leitkultur die öffentliche Diskussion anheizte.

Das Dokument versucht eine Antwort auf die Frage zu geben, was die deutsche Leitkultur und die deutsche Identität charakterisiert. Den Verfassern ist klar, dass eine kulturelle Identität nicht exhaustiv definiert, beschrieben oder festgelegt werden kann. Das, was sie ausmacht, lässt sich nicht einfach auflisten, denn die Identität hat unzählige «Träger» und «Verkörperungen»³⁷. Trotzdem versucht sich aber die AfD in einer Auflistung:

Exemplarisch seien genannt: Das Bauhaus, Benedikt XVI. («Wir sind Papst!»), der Deutsche Idealismus, unsere Dichter und Denker (wie z.B. Goethe, Schiller, Heine, Fontane), der Diplomingenieur, die D-Mark, das evangelische Pfarrhaus, die Fußball-Bundesliga, Gemütlichkeit, Grimms Märchen, die Hanse, unsere Komponisten (wie Bach, Beethoven, Mendelssohn Bartholdy, Wagner), Martin Luther und die Reformation, Ordnungsliebe, das Reinheitsgebot, der Schrebergarten, VW Käfer und Trabant, das 'Wirtschaftswunder', Winnetou, Wurst (Thüringer Bratwurst, bayrische Weißwurst etc.)³⁸.

Diese für 'Ordnungsliebende' alphabetisch organisierte Auflistung bietet einen interessanten Einblick in die kulturellen Konturen, die die deutsche Leitkultur in der Weltanschauung der AfD abgrenzen. Auch wenn diese Liste, wie einleitend gesagt wurde, nur exemplarisch ist, ist nicht zu übersehen, dass sich hier ein recht chauvinistisches Kulturkonzept profiliert, in dem keine einzige Frau Platz findet (kohärent dazu wird auch nicht gegendert). Jeder aufgelistete Punkt könnte Dis-

im Thüringer Landtag als Beitrag zur Debatte um die deutsche Leitkultur, 2018 <<https://afd-thl.de/wp-content/uploads/2018/05/Leitkultur-Identität-Patriotismus.pdf>> (letzter Zugang: 15. Oktober 2022).

³⁵ Vgl. dbzgl. u.a. Reinhard Meier-Walser, *Die Diskussion um eine Leitkultur. Hintergrund, Positionen und aktueller Stand*, Hans Seidel Stiftung, München 2017.

³⁶ Thomas de Maizière, *Wir sind nicht Burka*, 29. April 2017, <<https://www.bild.de/politik/inland/thomas-de-maiziere/leitkultur-fuer-deutschland-51509022.bild.html>> (letzter Zugang: 22. November 2022).

³⁷ AfD-Thüringen, *Leitkultur, Identität, Patriotismus*, a.a.O., S. 29.

³⁸ *Ebd.*, S. 30.

kussionen darüber auslösen, inwieweit die Wahl irgendeines Eintrags bereits als Positionierung gelten kann, die die Ausgrenzung anderer, offensichtlich als ‘weniger deutsch’ geltender Begriffe mit sich bringt.

Auf die obige Auflistung folgen «identitätsprägende» und «mythische» Orte, Regionen, Bauwerke, Denkmäler, historische Daten und Charakterzüge wie die «Liebe zur Genauigkeit und Präzision, Fleiß, Ordnungsliebe, Leistungsbereitschaft oder Pünktlichkeit». Diese Tugenden werden den anderen Kulturen nicht abgesprochen, denn «diese Eigenschaften gibt es selbstredend [!] auch bei anderen Völkern», während sie den Deutschen «von anderen [!] als besonders charakteristisch zugeschrieben» werden³⁹. Diese wenigen Zitate bieten Einblick in den Stil eines Dokuments, das auf den folgenden Seiten die Leitkultur-Beschreibung in dieser Weise kohärent weiterführt: Positive Charakterzüge werden anderen Kulturen nicht abgesprochen, aber *de facto* relativiert.

Dass in diesem Büchlein die Frontstellung gegen die landesinternen und -externen Eliten nicht zu kurz kommt, ist schon auf den ersten Seiten zu erkennen, denn es nimmt explizit Stellung gegen eine Äußerung von Aydan Özöguz, die in einem Artikel des «Tagesspiegel» behauptet hatte: «Eine spezifisch deutsche Kultur ist, jenseits der Sprache, schlicht nicht identifizierbar»⁴⁰. Die SPD-Integrationsbeauftragte des Bundes steht «stellvertretend für viele Politiker von der CDU bis zur Linkspartei»⁴¹, und das ganze Büchlein ist in der Tat eine Gegenargumentation dafür, dass es sehr wohl eine deutsche Kultur jenseits der Sprache gibt. Im Dokument wird konkret das Thema des «Angriffs» auf die deutsche Identität angegangen, der nicht nur ein binnennationaler Prozess sei, sondern sich auch auf internationaler Ebene abspiele. Unter Berufung auf Werte wie «Vielfalt, Toleranz, Weltoffenheit, etc.» ließen sich regelrechte Pläne, Maßnahmen und Gesetze identifizieren, die darauf abzielten, «westliche Nationen» und «angestammte Nationalkulturen und Identitäten» zu «unterminieren», «auf[zu]lösen» und zu «diskreditieren»⁴². Es wird ein Entwestlichungsprozess beschrieben, der das «Schwinden der kulturellen und politischen Strahlkraft des Westens» zugunsten einer Multikulturalisierung, die «vormoderne und archaische Werte [duldet],

39 *Ebd.*, S. 31.

40 Aydan Özöguz, *Leitkultur verkommt zum Klischee des Deutscheins*, 14. Mai 2017, <<https://causa.tagesspiegel.de/gesellschaft/wie-nuetzlich-ist-eine-leitkultur-debatte/leitkultur-verkommt-zum-klischee-des-deutscheins.html>> (letzter Zugang: 22. November 2022).

41 AfD-Thüringen, *Leitkultur, Identität, Patriotismus*, a.a.O., S. 6.

42 *Ebd.*, S. 46 f.

die mit dem Zusammenleben in einer rechtsstaatlichen Demokratie nicht vereinbar seien»⁴³. UNO und EU werden als Verfechter einer programmatischen Masseneinwanderung unter dem Deckmantel des Erhalts der erwerbsfähigen Bevölkerungsschicht beschrieben, die zu einem Umbau der Bevölkerungsstruktur selbst und folglich zur Zerstörung der Nationalkulturen führen wird. Das politische Selbstbestimmungsrecht der europäischen Nationen würde unterminiert und es würden so die Grundlagen für eine Islamisierung der Gesellschaft gelegt, was die Ausbreitung des Scharia-Rechts legitimieren und befördern könnte⁴⁴.

Auch wenn UNO und EU explizit als Verantwortliche der 'demokratiegefährdenden' Migrationsströme identifiziert werden, schwingen beim Lesen dieser Auslegungen – vor allem wenn von «Entwestlichung» die Rede ist – die einleitend zitierten Worte des Leitprogramms mit: Eine heimliche, machtvolle, kleine politische Führungsgruppe, die nur zu ihrem eigenen Vorteil handelt, hat das Sagen. Des Weiteren ist nicht zu übersehen, dass, obwohl keine expliziten Hinweise auf Verschwörungstheorien auszumachen sind, Affinitäten zu den konspirativen Argumentationen um die 'Neue Weltordnung' (auch *new world order*, oder kurz NWO) oder das '*great reset*' auf der Hand liegen.

8. VERSCHWÖRUNGSTHEORETISCHE ARGUMENTATION

Möchte man sich einen Einblick in die verschwörungstheoretische Argumentation verschaffen und die Berührungspunkte mit dem, was man im AfD-Text liest, erfassen, genügt ein Blick in eine der zahlreichen konspirativen Online-Quellen. Hier sei zum Vergleich der schon anderorts⁴⁵ analysierte Blog Michael Mannheimers in Betracht gezogen, in dem neben allen erdenklichen, hauptsächlich antisemitischen Verschwörungstheorien wiederholt und ausgiebig argumentiert wird, dass die etablierten Politiker, allen voran Angela Merkel, Akteure einer weltweiten Verschwörung seien. Die ehemalige Bundeskanzlerin sei lediglich eine «Exekutorin eines Jahrhunderte alten Plans der Zerstörung des christlich-abendländischen Europas»⁴⁶. Der folgende

43 *Ebd.* S. 9.

44 *Ebd.* S. 47-51.

45 Vgl. Vincenzo Gannuscio, *Von #HoloCough zu #GreatReset. Antisemitische Verschwörungstheorien um das Coronavirus*, in «Muttersprache», 132 (2022), 4, S. 348-362: 357 ff.

46 Michael Mannheimer, *Die geplante Zerstörung Europas: Angela Merkel und der 100-jährige Coudenhove-Kalergi-Plan*, 21. August 2021, <<https://michael-mannheimer.net/2021/08/21/die-geplante-zerstoerung-europas-angela-merkel-und-der-100-jaeh->

kurze Auszug aus einem der zahlreichen Blog-Einträge Mannheimers zeigt, wie sich zwar der rhetorische Stil sehr von den bisher zitierten AfD-Belegen distanziert, inhaltlich die Argumentation aber durchaus Berührungspunkte aufweist:

Satanische NWO-Politiker (Merkel, Juncker, Sarkozy, Macron u.a.) haben die Welt seit Jahrzehnten belogen. Es gibt weder eine Flüchtlingskrise – noch bedarf Europa ‘dringend’ islamischer Zuwanderer. Für die vielbeschworene ‘Flüchtlingskrise’, die man ‘humanitär’ bewältigen müsse, haben die NWO-Kräfte selbst gesorgt. [...] Bereits im Jahr 2005, lange vor den aktuellen Migrationsströmen, gründete der US-Multimilliardär George Soros [...] das ‘European Programme for Integration and Migration’ (EPIM) [...]. Mit der gebündelten Kraft schier unbegrenzter finanzieller Ressourcen ging diese Initiative seither daran, wie die investigative Journalistin Friederike Beck formuliert, «aus Europa einen Migrations- bzw. Einwanderungskontinent zu machen»⁴⁷.

Auf dem Header, der auf jeder Seite des Blogs eingeblendet wird, steht programmatisch «Lockdown und Impfpflicht abschaffen – Links-Diktatur stoppen – Islamisierung umkehren – NWO/WEF zerschlagen». All diese Aspekte sind eng miteinander verknüpft und hängen von einer kleinen verschwörerischen Gruppe ab, die bei Mannheim oft mit der berüchtigten Bilderberg-Konferenz identifiziert wird. Leitmotivartig ist immer wieder die Rede davon, dass durch die NWO und das WEF (*World Economic Forum*) die christlich-abendländische Kultur gefährdet sei, und sollten die «Neuleser» des Blogs nicht wissen, wer sich hinter diesen beiden Akronymen versteckt, findet sich folgende Erklärung:

Für Neuleser: Es ist erwiesen und unwiderlegbar, dass Juden an der Spitze der NWO und des WEF stehen. Es ist ferner erwiesen und unwiderlegbar, dass sie seit langer Zeit an der Neuen Weltordnung arbeiten, die in Wahrheit eine jüdische Weltordnung ist. Ich habe dazu dutzende Artikel mit ebenfalls unwiderlegbaren Beweisen publiziert. Es ist an dieser Stelle unmöglich, Skeptikern oder jenen, die meine Ausführungen als ‘antisemitisch’ denunzieren würden, die Zusammenhänge zu erklären⁴⁸.

rige-coudenhove-kalergi-plan/> (letzter Zugang: 25. November 2022).

47 Michael Mannheimer, *UNO, EU und USA-Kreise planen seit Jahrzehnten die Massmigration. Hauptorganisator war und ist George Soros*, 27. November 2019, <<https://michael-mannheimer.net/2019/11/27/uno-eu-und-usa-kreise-planen-seit-jahrzehnten-die-massmigration-hauptorganisator-war-und-ist-george-soros/>> (letzter Zugang: 25. November 2022).

48 Michael Mannheimer, *Führende US-Impfstoffexpertin: «COVID-Impfstoffe sind perfekt konstruierte Tötungsmaschinen»*, 14. August 2021, <<https://michael-mannheimer.net>>

Mit typisch verschwörungstheoretischem Ansatz wird jegliche Argumentation schlichtweg und vorab schon verweigert, da es offenbar unmöglich ist, die Zusammenhänge solchen Menschen zu erklären, die nicht einfach daran glauben.

Eine solche Argumentationsstrategie ist in unserem AfD-Korpus nicht zu erkennen und was ebenfalls nicht vorzufinden ist, sind Mannheimers stark antisemitische Züge. Auch die Suche in unserem Korpus nach der NWO und dem WEF (sowohl als Akronym als auch in den analytischen deutschen und englischen Entsprechungen) gab keine einzige Okkurrenz wieder. Was andererseits Okkurrenzen ergab, war die Suche nach dem Ausdruck *'great reset'*, der ebenfalls sehr oft in Mannheimers Blog und generell im Rahmen der verschwörungstheoretischen Argumentation in Hinsicht auf Multikulturalität vorzufinden ist. Im ganzen Korpus ergab die Suche zwei Okkurrenzen, die aber beide nicht in Hinsicht auf angeprangerten kulturellen Nivellierung Konkordanz finden, sondern im Zusammenhang von Stellungnahmen zur Klimapolitik⁴⁹.

9. FAZIT

Die Suche in der AfD-Rhetorik nach spezifischen verschwörungstheoretischen Argumentationen war also erfolglos. Auch weitere Versuche nach konspirativen Inhalten ergaben im aktuellen Korpus, abgesehen von dem wiederholten Evozieren einer kleinen oligarchischen Gruppe, die außerhalb der parlamentarisch demokratischen Regeln über das Schicksal Deutschlands und ganz Europas entscheidet, keine Belege.

Aus dieser ersten, vorwiegend lexikalischen Analyse wird ersichtlich, dass in der schriftlichen und mündlichen Wahlkommunikation der AfD Begriffe wie 'Land', 'Gesellschaft', 'Staat', 'Kultur' und 'Sprache' nicht nur in einer Gegenüberstellung zum 'Fremden' eingesetzt werden, sondern auch in der landesinternen Gesellschaftsbeschreibung semantisch so eingeschränkt werden, dass sie zu abgrenzenden Begrifflichkeiten werden. Sogar die letzten zwei, eigentlich stark völkerbindenden Konzepte der 'Sprache' und 'Kultur' werden zwecks antihegemonialer

net/2021/08/14/fuehrende-us-impfstoffexpertin-covid-impfstoffe-sind-perfekt-konstruierte-toetungsmaschinen/> (letzter Zugang: 26. November 2022).

49 Vgl. AfD-Baden-Württemberg, *Für Recht und Freiheit. Landtagswahlprogramm 2021*, 28. Januar 2021, <https://afd-bw.de/afd-bw/wahlprogramme/landtagswahlprogramm_afd_2021_a4_print.pdf> (letzter Zugang: 26. November 2022), S. 31 und AfD, *Deutschland. Aber normal*, a.a.O., S. 174.

Identitätsbildung instrumentalisiert. Verschwörungstheoretische Ansätze sind im Wahlkampf eher nicht zu erkennen, auch wenn sie in einigen inhaltlichen Aspekten und in der Identifizierung der Urheber allen Übels in einer im Verborgenen agierenden Kleingruppe 'unausgesprochen' mitschwingen.

Ricerche

Sulle tracce di Arthur Schopenhauer a Weimar. Il giovane filosofo e la biblioteca ducale

Francesca Fabbri

1. «IN EINER GANZ ANDEREN WELT»: A WEIMAR FRA 1807 E 1811

Il 20 aprile 1805 il ricco commerciante Heinrich Floris Schopenhauer, segnato dalla depressione e dalla malattia, si gettò dall'alto dell'elegante casa di Amburgo in cui aveva trasferito la famiglia da Danzica pochi anni prima. Il suo gesto disperato permise di fatto una svolta radicale nella vita dei suoi congiunti. La risoluta vedova Schopenhauer decise di aprire una nuova fase della sua esistenza: sciolse la ditta, vendette l'immobile, divise il patrimonio equamente con i due figli e, dopo il rituale anno di lutto, si mise alla ricerca di un luogo in cui coniugare la raggiunta libertà personale e un alto livello culturale¹. Il 21 settembre 1806 la borghese Johanna lasciò definitivamente dietro di sé la libera città anseatica per approdare a Weimar, allora residenza ducale²: con lei viaggiava la figlia Adele di nove anni, mentre il diciassettenne Arthur restava ad Amburgo per seguire le orme paterne di imprenditore commerciante. Weimar era un mondo alternativo rispetto all'universo commerciale del Nord: la residenza ducale, tagliata fuori da ogni importante via di scambio, si gloriava dal 1775 della presenza di Johann Wolfgang von Goethe, ministro plenipotenziario e organizzatore culturale della vita di corte

1 Sulle vicende biografiche dei vari componenti di questa straordinaria famiglia da ultimo: Anett Kollmann, *Kein Glück ohne Freiheit. Die Familie Schopenhauer*, Reclam, Stuttgart 2022. L'importanza del periodo weimariano nella crescita intellettuale di Arthur Schopenhauer è stata sempre rilevata dalla ricerca: questo saggio intende offrire un contributo specifico riguardo ai molteplici stimoli ricevuti dal giovane filosofo attraverso le diverse istituzioni culturali e le personalità presenti allora nella città sulla Ilm; ad altri il compito di sviluppare compiutamente le conseguenze di questi elementi sul suo pensiero filosofico.

2 Per essere accettata socialmente Johanna Schopenhauer rispolverò il titolo di «Hofrath» (consigliere di corte), di cui il marito non aveva mai fatto uso, e venne quindi chiamata nei circoli di Weimar «Hofrätthin».

e del relativo teatro. Nell'ottobre del 1806 avvenne l'imprevedibile: le armate francesi e quelle prussiane si scontrarono sulle colline di Jena; dopo la tragica disfatta, Weimar fu attaccata e occupata dalle truppe napoleoniche, ma l'intraprendente Johanna Schopenhauer seppe cogliere il momento: il suo salotto, aperto e internazionale, assurse in quelle settimane a luogo franco, in cui il culto dell'arte permetteva di ritrovare la dimensione morale che la violenza della guerra sembrava aver annullato di colpo.

Da quest'isola di sogno, popolata da letterati e artisti, la madre chiamava il figlio, incatenato ai calcoli commerciali dalla promessa fatta all'idolatrato padre: «wärest du doch hier, lieber Arthur»³, «könnte ich dich nur einmahl herzaubern!»⁴, «ich wünsche dich oft zu mir», «ich bin hier in einer ganz anderen Welt»⁵. Il mondo di Johanna era diventato un universo intellettuale in sé autonomo e completo, mentre quello del figlio si presentava profondamente scisso: sotto i libri di commercio l'apprendista nascondeva un percorso personalissimo di letture, meditato attraverso le correnti pietistiche, le suggestioni del primo romanticismo, le riflessioni di stampo illuminista⁶. E quando, a partire dal marzo 1807, Arthur Schopenhauer si mostrò sempre più insofferente alla via tracciata dal padre, senza però riuscire a staccarsene, Johanna decise di fargli scrivere personalmente da Carl Ludwig Fernow, amico e consigliere di questi primi mesi a Weimar, a lui già noto attraverso alcuni scritti⁷. Fernow prospettò al giovane la possibilità di uno studio umanistico sotto la sua guida; il pianto liberatorio del futuro filosofo alla lettura di questa missiva segnò lo scioglimento del patto col padre naturale e aprì di fatto la sua nuova fase esistenziale. A fine maggio 1807 Arthur Schopenhauer lasciò definitivamente il mondo del commercio; Weimar fu, in questo primo momento, solo un breve passaggio per approdare a Gotha, dove Fernow accompagnò personalmente il suo protetto presso il rinomato *Gymnasium Illustre*: da inizio giugno 1806 Schopenhauer abitò presso il professore Karl Gotthold Lenz e ricevette lezioni private sia dal filologo e traduttore Friedrich Jacobs sia dal direttore del ginnasio, il noto grecista Friedrich Wilhelm

3 Lettera del 14 novembre 1806, in *Die Schopenhauers. Der Familien-Briefwechsel von Adele, Arthur, Heinrich Floris und Johanna Schopenhauer*, hrsg. v. Ludger Lütkehaus, Haffmans, Zürich 1991, pp. 116-120: 119.

4 Lettera del 28 novembre 1806, *ivi*, pp. 122-125: 123.

5 Lettera del 10 marzo 1807, *ivi*, pp. 149-155: 149.

6 Cfr. Robert Zimmer, «Europäische Erziehung» und das Leiden an der Welt, in *Schopenhauer-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* (da qui in poi SH), hrsg. v. Daniel Schubbe – Matthias Köbler, Metzler, Stuttgart 2018, pp. 8-12.

7 Lettera del 28 aprile 1807, in *Die Schopenhauers*, cit., p. 165.

Döring. L'avventura di Gotha, ancorchè produttiva, durò, per ragioni caratteriali, solo poco tempo⁸, e una furibonda Johanna dovette, già pochi mesi dopo, ricominciare a spianare la strada all'indomito scolaro. Due le scelte possibili per accedere agli studi universitari: proseguire il ginnasio nella vicina Altenburg, oppure seguire lezioni private a Weimar, perché il direttore del liceo locale, Christian Ludwig Lenz, era il fratello del succitato Karl Gottlob, e quindi poco propenso ad accettarlo nella scuola. Arthur Schopenhauer scelse la seconda opzione, per una volta in accordo con la madre:

Auf diese Art [...] studiert sichs freylich am besten, und wenn mans recht anfängt und Hülfsmittel wie sie die hiesige Bibliothek darbietet hat, kann man ungeheure Fortschritte in allen Wissenschaften machen⁹.

Con la «hiesige Bibliothek» Johanna intendeva la biblioteca ducale (oggi Herzogin Anna Amalia Bibliothek), dal 1766 liberamente accessibile in un edificio appositamente ristrutturato a questo scopo e dal 1797 diretta da Johann Wolfgang von Goethe¹⁰. A Weimar la prima rete sociale e culturale del diciannovenne Schopenhauer aveva il suo punto d'incontro nel salotto della madre: Carl Ludwig Fernow, che gli mise sicuramente a disposizione la sua biblioteca privata¹¹, Christian Ludwig Lenz, che si risolse comunque a dargli lezioni private di latino, e Franz Passow, chiamato nel maggio 1807 da Goethe all'insegnamento del greco nel liceo locale, che abitava nel suo stesso edificio.

Oltre all'aiuto dei suoi mentori, fu principalmente la biblioteca ducale di Weimar a permettere al futuro filosofo di colmare le lacune nelle discipline necessarie per l'entrata all'Università¹². I registri

8 Si veda Roland Krischke, *Arthur Schopenhauer in Gotha*, mitteldeutscher verlag, Halle 2013.

9 Lettera del 30 novembre 1807, in *Die Schopenhauers*, cit., p. 193.

10 Cfr. Michael Knoche, *Eine kleine Bibliotheksgeschichte. Von der Fürstenbibliothek zur Forschungsbibliothek*, in *Die Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Nach dem Brand in neuem Glanz*, hrsg. v. Walther Grunwald – Michael Knoche – Hellmut Seemann, Meissner, Berlin 2007, pp. 147-156. I volumi presso la biblioteca ducale erano consultabili tutti i giorni dalle 9 alle 13, il mercoledì e il sabato (i giorni di mercato) era possibile anche il prestito per quattro settimane, per due volte rinnovabile.

11 Dopo la morte di Fernow, la sua biblioteca privata entrò in quella ducale: cfr. *Italienische Bibliothek. Die Sammlung Carl Ludwig Fernows in der Herzogin-Anna-Amalia Bibliothek*, hrsg. v. Lea Ritter Santini, Wallstein, Göttingen 2014.

12 La prima biblioteca personale di Arthur Schopenhauer conteneva soprattutto letteratura tedesca moderna; cfr. Arthur Hübscher, *Schopenhauer und das Buch*, in «Schopenhauer Jahrbuch», 37 (1956), pp. 89-102, e Id., *Schopenhauer und das Buch*, in Arthur Schopenhauer, *Der handschriftliche Nachlass in fünf Bänden*, Bd. 5: *Randschriften zu Büchern*

dei prestiti lo segnalano fra i lettori a partire dal 9 gennaio 1808¹³; quel giorno (e fino al 27 febbraio) Schopenhauer ebbe presso di sé le *Metamorfosi* di Ovidio mentre dal 20 febbraio fino al 18 maggio prese i primi 6 libri dell'*Eneide* di Virgilio¹⁴, fra il 10 settembre 1808 e il marzo 1809 ebbe vari volumi di Tacito nella traduzione di Johann Samuel Müller¹⁵, fra il 5 e il 23 novembre 1808 portò a casa la nota traduzione di Teocrito realizzata da Friedrich Ludwig Karl Finck von Finckenstein¹⁶, e il giorno in cui restituì quest'opera prese a prestito, fino al 22 febbraio 1809, i *Carmina* di Catullo, editi con il dotto commento del suo professore di latino a Gotha, Döring¹⁷. Il 22 aprile fu la volta delle *Elegie* di Propertio nella straordinaria traduzione di Ludwig von Knebel, che restituì solo il 7 ottobre¹⁸. Un prestito importante esce da questa casistica. Il 22 ottobre 1808 il giovane Schopenhauer prese un piccolo volume di grande eleganza, una cinquecentina ricca di xilografie di Jost Amman, create per illustrare *Eygentliche Beschrei-*

(da qui in poi HN 5), hrsg. v. Arthur Hübscher, dtv, München 1985, pp. VII-IX.

13 I prestiti di Arthur Schopenhauer sono documentati in tre registri: *Ausleihjournal* (1808-Juli 1810), Bd. 5, c. 235v.; (1810-1813), Bd. 7, c. 366r.; (1814-1815), Bd. 8, c. 325r, consultabili online sull'attuale sito della biblioteca; le carte sono state edite senza alcun commento in *Mitteilung der Landesbibliothek zu Weimar. Arthur Schopenhauers Entleihungen aus der «herzoglichen Bibliothek» in Weimar*, in «Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft», 12 (1923-25), pp. 101-108. In occasione di questa ricerca è stato possibile identificare molti dei volumi presi in prestito da Schopenhauer, ma in alcuni casi si è dovuto constatare la loro scomparsa o la loro distruzione nell'incendio che ha danneggiato l'edificio la notte del 2 settembre 2004.

14 Si trattava di Publius Naso Ovidius, *Metamorphoseōn Libr. XV. Cum Notis Th. Farnabii*, Blaeus, Amsterdam 1650, e di Publius Vergiliū Maronis *Opera, Varietate Lectionis Et Perpetua Adnotatione Illustrata a Chr. Gottl. Heyne, Fritsch*, Lipsiae 1787-1789, ambedue perduti nell'incendio. Molti dei titoli presi in prestito a Weimar vennero poi successivamente acquistati da Schopenhauer; per i volumi succitati: HN 5, p. 390, n. 1389 e 396, n. 1409.

15 *Des C. Cornelius Tacitus Sämmtliche Werke. Uebersetzt durch Johann Samuel Müllern*, Bohn, Hamburg 1765. Poi nella biblioteca Schopenhauer: HN 5, p. 395, n. 1406.

16 Ambedue le edizioni di Friedrich Ludwig Karl Fink von Finkenstein, *Arethusa oder die Bukolischen Dichter des Alterthums*, Unger, Berlin 1798 e 1806 erano presenti nella biblioteca ducale.

17 Gaius Valerius Catullus, *Varietate Lectionis Et Perpetua Adnotatione Illustrata A Frid. Guil. Doering, Hilschaer*, Lipsiae 1788, perduto nell'incendio. Schopenhauer acquistò poi questa edizione: HN 5, p. 385, n. 1365.

18 Sextus Propertius, *Elegien*, Göschen, Leipzig 1798: l'esemplare consultato da Schopenhauer non è più in biblioteca. Oltre a questi prestiti alcune opere di carattere generale: Oliver Goldsmith, *Die Geschichte der Griechen von den frühesten Zeiten bis auf den Tod Alexanders des Großen*, Schwickert, Leipzig 1777 e John Gillies, *The History of the Ancient Greece. Its Colonies and Conquests*, Legrand, Basil 1790, ambedue ancora presenti nella biblioteca ducale. Per i volumi nella biblioteca Schopenhauer: HN 5, p. 459, n. 1675-1677 e *ivi*, p. 355, n. 1223.

bung aller Stände auff Erden [...] in Teusche Reimen gefasset di Hans Sachs (stampato a Francoforte sul Meno nel 1568)¹⁹; l'identico volume si trovava anche nella biblioteca privata di Goethe, che fu uno dei primi riscopritori del 'poeta ciabattino'²⁰, ed è immaginabile che la forza realistica e cruda della *Beschreibung*, coniugata al cadenzato ritmo delle rime e alla pregnanza dell'aforismo, abbia esercitato un grande fascino anche sullo studente²¹. Oltre a quest'opera, sono da segnalare alcuni volumi della *Teutsche Reichsgeschichte*, redatta dal rettore dell'Università di Jena Christoph Gottlob Heinrich, presi in prestito nel 1808²², e i manuali di matematica e geometria che furono utilizzati nell'estate del 1809²³ e restituiti il sabato 7 ottobre, l'ultimo giorno possibile prima di partire, il lunedì successivo, per la Georgia Augusta di Gottinga, finalmente immatricolato come *Studiosus*.

I primi due anni passati a Weimar furono dunque fondamentali per la sua formazione: il rapporto quotidiano con l'antico, tradotto, analizzato e commentato dai più importanti conoscitori del momento, la riscoperta degli apici stilistici della lingua tedesca rinascimentale, l'interiorizzazione di uno stile classico da tradursi in una sensibile ricerca filologica segnarono in profondità Schopenhauer. La biblioteca ducale di Weimar, concepita già a fine Settecento come luogo irradiatore di una cultura aperta e illuminata, presentava allora (e ancora oggi presenta), nel *pantheon* di busti della sala centrale, i volti della letteratura tedesca contemporanea accanto ai volumi dei classici, esemplando come le altezze liriche del presente si fondassero sulle solide basi dell'antico, nel sogno di una moderna classicità che a Weimar diventava concretamente vivibile.

19 Ancora oggi in biblioteca.

20 Cfr. Nine Robijntje Miedema, *Goethe und das Mittelalter. Hans Sachs, Rom, das Nibelungenlied*, in *Goethe und...*, hrsg. v. Manfred Leber – Singh Sikander, universaar, Saarbrücken 2016, pp. 35-66.

21 Cfr. Arthur Hübscher, *Der junge Schopenhauer. Aphorismen und Tagebuchblätter*, Piper, München 1938, p. XXVIII. Nella biblioteca di Schopenhauer si trovava il volume *Historien und gute Schwänke des Meisters Hanns Sachs*, Hartleben, Pesth 1818: HN 5, p. 431, n. 1554.

22 Christoph Gottlieb Heinrich, *Teutsche Reichsgeschichte*, Weidmann, Leipzig 1788-1805.

23 Abel Burja, *Der selbstlernende Geometer*, Lagarde & Friedrich, Berlin 1787, und Id., *Der selbstlernende Algebraist*, Berlin 1786 (ambedue persi nell'incendio); i volumi vennero presi in prestito a più riprese anche a Berlino e infine acquistati: HN 5, p. 284, nn. 962-963. Oltre a questi volumi Schopenhauer prese fra il 28 giugno e l'8 luglio le *Tabulae sinuum atque tangentium [...]*, Renger, Francofurti 1772 (perduto nell'incendio), di Christian von Wolf, filosofo e matematico da lui apprezzato, come mostrano i molti titoli poi nella sua biblioteca privata: *ivi*, p. 187, nn. 596-603.

2. «SEIN NAME IST SCHOPENHAUER [...]. HAT ER SICHS ERNST SEYN LASSEN»: GOTTINGA, BERLINO, DI NUOVO WEIMAR, 1809-1813

Il 4 dicembre 1808 Carl Ludwig Fernow era deceduto lasciando ancora una volta un vuoto accanto a Johanna; per presentare il figlio alla prestigiosa università di Gottinga nel semestre invernale del 1809, l'intraprendente vedova calò il suo asso: uno scritto del ministro plenipotenziario Johann Wolfgang von Goethe. Questi, visti i legami d'amicizia, non poté rifiutare, ma scrisse il 3 ottobre all'amico Georg Sartorius, professore di storia presso l'Università, senza sbilanciarsi troppo: «Uebrigens muß ich ihm selbst überlassen, inwiefern er Ihr Wohlwollen verdienen [...] kann»²⁴. La Georgia Augusta di Gottinga era nota soprattutto per l'insegnamento delle scienze naturali, che il ventunenne, già seguace ad Amburgo del frenologo Gall e adesso *Studiosus der Medizin*, aveva intenzione di approfondire frequentando in particolare i corsi di anatomia comparata, fisiologia e zoologia di Johann Friedrich Blumenbach²⁵. L'arrivo nel 1810 di Gottlob Ernst Schulze a coprire la cattedra di filosofia modificò radicalmente questa scelta: il nuovo professore, che Schopenhauer seguì a partire dal semestre estivo 1810 anche in metafisica, psicologia e logica, ebbe un'influenza fondamentale sul suo futuro, poiché fu Schulze a indicargli, nello studio di Platone e Kant, la via da seguire²⁶. Nell'aprile 1811 il giovane Schopenhauer, rientrato per qualche settimana a Weimar, si mostrava già sicuro del suo nuovo cammino: «Neulich war der junge Schopenhauer auf einige Zeit in W[eimar]. Er kam ganz von philosophischen Ideen voll»²⁷, scrisse Wilhelmine Schorcht, nipote

24 I passi goethiani si citano secondo l'edizione della Weimarer Ausgabe (WA): *Goethes Werke*, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Hermann Böhlau, Weimar 1887-1912: WA IV, 51, p. 262.

25 Cfr. Marco Segala, *Auf den Schultern eines Riesen. Arthur Schopenhauer als Student Johann Friedrich Blumenbachs*, in «...die Kunst zu sehen». *Arthurs Schopenhauers Mitschriften der Vorlesungen Johann Friedrich Blumenbachs (1809-1811)*, hrsg. v. Jochen Stollberg – Wolfgang Böker, Uni-Verl., Göttingen 2013, pp. 13-40.

26 Da ultimo SH, pp. 222-223. L'intensa lettura di Platone e Kant viene confermata sia dai suoi prestiti della biblioteca universitaria di Gottinga (*Arthur Schopenhauers sämtliche Werke*, Bd. 16: *Der Briefwechsel Arthur Schopenhauers*, hrsg. v. Paul Deussen, Piper, München 1942, pp. 105-106, da qui in poi SW 16) che dai suoi quaderni di appunti per gli anni 1810-1811: Arthur Schopenhauer, *Der handschriftliche Nachlaß in fünf Bänden*, Bd. 2: *Kritische Auseinandersetzungen (1809-1818)*, hrsg. v. Arthur Hübscher, dtv, München 1985, pp. 12-76 (da qui in poi HN 2).

27 In Arthur Schopenhauer, *Gespräche*, hrsg. v. Arthur Hübscher, Frommann, Stuttgart-Bad Cannstatt 1971, p. 23.

di Christoph Martin Wieland, a Carl Leonhard Reinhold, filosofo e amico di famiglia. E che questa nuova inclinazione suscitasse una certa ammirazione in città è testimoniato dal secondo biglietto di presentazione che Goethe, su richiesta di Johanna, inviò all'amico Friedrich August Wolf, questa volta per la continuazione degli studi universitari a Berlino, il 28 settembre 1811: «Sein Name ist Schopenhauer [...]. Er hat eine Zeit lang in Göttingen studirt, und so viel ich mehr durch andere als durch mich selbst weiß, hat er sichs Ernst seyn lassen»²⁸. Nei circa due anni successivi, passati prevalentemente a Berlino, i corsi di Wolf, a cui Goethe lo aveva affidato, furono fondamentali; a essi si affiancarono i corsi di fisiologia e zoologia, astronomia e chimica sperimentale, elettricità e magnetismo. Alle lezioni di filosofia di Fichte (il motivo per cui aveva cambiato università) Schopenhauer si avvicinò con entusiasmo, per poi distaccarsene²⁹. La guerra imminente lo indusse a lasciare la città, invasa da esercitazioni militari, per terminare la stesura della tesi: a inizio giugno 1813 era di nuovo a Weimar, a casa della madre, studiava Spinoza³⁰ e prendeva lezioni di latino da Lenz. La sua «nicht ganz kleine[n] Büchersammlung»³¹ era rimasta in gran parte a Berlino e quindi la «hiesige Bibliothek» divenne indispensabile per la stesura della tesi. Il 10 giugno 1813, appena giunto a Weimar, prese i volumi V-VI dell'edizione bipontina delle opere di Platone³², i volumi *Critik der reinen Vernunft* (1787), *Critik der Urtheilskraft* (1790) e «Prolegomena zur Metaphysik» di Kant³³, *Principia Philosophiae* di Cartesio³⁴, insieme al primo libro degli *Elementi* di Euclide³⁵; il 15 giugno il *System des transcendentalen Idealismus*

28 WA IV 22, p. 171.

29 Da ultimo per il rapporto con Fichte: SH, pp. 231-237.

30 Sull'influsso di Spinoza già nei primi anni di studio: SH, pp. 210-214.

31 Schopenhauer a Karl August Böttiger, 24 aprile 1814, in *Arthur Schopenhauers sämtliche Werke*, Bd. 14: *Der Briefwechsel Arthur Schopenhauers. Erster Band (1799-1849)*, hrsg. v. Paul Deussen, Piper, München 1929, pp. 163-164 (da qui in poi SW 14).

32 L'edizione era del 1784 ed è andata persa nell'incendio. Schopenhauer la acquistò per la sua biblioteca a partire dal soggiorno a Dresda: HN 5, pp. 126-127, n. 414.

33 L'ultimo titolo (così indicato in *Ausleihjournal*, Bd. 7, c. 366r) corrisponde probabilmente a Immanuel Kant, *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik die als Wissenschaft wird auftreten können*, Hartknoch, Riga 1783. Per questi testi nella biblioteca personale: HN 5, pp. 89-94, n. 292-293. Sulla lettura di Kant per la stesura della tesi: SH, pp. 215-220.

34 René Descartes, *Principia philosophiae*, Elzevir, Amstelodani 1644, distrutto dall'incendio. Schopenhauer possedette poi la seconda edizione: HN 5, p. 33, n. 133.

35 Euclides, *Erstes Buch, Elemente Des Euklides*, Hoffmann, Weimar 1800. Il volume, in un'edizione più tarda, fu poi acquistato: HN 5, p. 284, n. 964. Per il tema della matematica e della geometria nella dissertazione: Matteo Vincenzo D'Alfonso, *Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde*, in SH, pp. 20-32.

(1800) di Schelling (restituito già 10 giorni dopo)³⁶, ancora Platone (i volumi VII e X della succitata edizione), *Die Vernunftlehre* di Hermann Samuel Reimarus³⁷, *Grundriss einer reinen allgemeinen Logik nach Kantischen Grundsätzen* (1791) di Kiesewetter³⁸ e infine il volume II delle opere di Leibniz nell'edizione del 1768³⁹.

Ma anche la città sulla Ilm diventò ben presto teatro di preparativi bellici e il giovane *Studiosus* decise il 9 luglio di ritirarsi a circa 40 chilometri di distanza, per lavorare nella calma della vicina Rudolstadt. Numerosi sono i prestiti che cadono durante questo soggiorno che durò fino ad inizio novembre: i volumi segnalati sotto il suo nome gli furono probabilmente inviati per posta (un metodo che Goethe utilizzava spesso quando era in viaggio) o furono presi sotto il suo nome da conoscenti. Tutti i volumi succitati, infatti, riappaiono in biblioteca il mercoledì 21 luglio, e il 29 luglio vengono ritirati la *Einleitung in die apokryphischen Bücher des alten Testaments* del suo professore Johann Gottfried Eichhorn⁴⁰ e due testi fondamentali per la riflessione su Kant condotta nei circoli jenensi: *Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens* (1798) e *Ueber das Fundament des philosophischen Wissens* (1791) di Carl Leonhard Reinhold⁴¹; il 25 agosto avvenne il prestito dei saggi morali di Francis Bacon⁴²; il 1° settembre il volume I

36 Schopenhauer aveva meditato su vari volumi di Schelling a Gottinga (HN 2, pp. 331-338 e SH, pp. 242-247) e continuò a confrontarsi con questo testo nella sua biblioteca privata: HN 5, p. 148, n. 486.

37 Si tratta dell'edizione 1766 o 1782, ambedue distrutte dall'incendio, già lette durante il periodo berlinese: Arthur Schopenhauer, *Der handschriftliche Nachlaß in fünf Bänden*, Bd. 1: *Frühe Manuskripte (1804-1810)*, hrsg. v. Arthur Hübscher, dtv, München 1985, p. 59 (da qui in poi HN 1). Schopenhauer comprò poi l'edizione del 1790: HN 5, p. 134, n. 443.

38 Il volume, distrutto nell'incendio, era già stato preso in prestito nel periodo berlinese: HN 1, p. 61; poi acquistato nell'edizione 1802-1806: HN 5, p. 1010, n. 309.

39 Gottfried Wilhelm Leibniz, *Opera omnia. Tomus Secundus. [...] I Continet Logicam & Metaphysicam; II Physicam generalem [...]*, de Torunes, Genevae 1768. Schopenhauer ebbe poi un'edizione più tarda: HN 5, p. 103, n. 322.

40 Johann Gottfried Eichhorn, *Einleitung in die apokryphischen Bücher des Alten Testaments*, Weidmann, Leipzig 1795, perduto. Schopenhauer possedette altri due volumi dell'autore: HN 5, p. 353, n. 1216, 1217.

41 Ambedue i volumi ancora oggi in biblioteca. Su questa lettura: Martin Bondeli, *Reinhold und Schopenhauer. Zwei Denkwelten in Banne von Vorstellung und Wille*, Schwabe, Basel 2014 e SH, pp. 154-156.

42 Il titolo segnalato nel registro dei prestiti (*Ausleihjournal*, Bd. 8, 1813-1814, c. 325r: «*Moral Essay*») sembra indicare Francis Bacon of Verulan, *Essays moral economical, political*, di cui esistono varie edizioni fra fine Settecento e primo Ottocento, non documentate però nella biblioteca di Weimar; la segnatura riportata accanto al titolo corrisponde oggi a François Bacon, *Œuvres*, Renouard, Paris 1799-1800, preso a prestito anche da Goethe. Per le opere di Bacon possedute poi da Schopenhauer:

dell'opera aristotelica nell'edizione ginevrina del 1606-1607⁴³ e il 9 settembre di nuovo i succitati volumi di Kiesewetter, di Schelling e l'*Ontologie* di Christian von Wolff⁴⁴. La tesi fu presentata *in absentia* all'Università di Jena il 2 ottobre 1813 e la relativa stampa di *Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Eine philosophische Abhandlung von Arthur Schopenhauer, Doctor der Philosophie* uscì per i raffinati tipi di Hof- Buch- und Kunsthandlung di Rudolstadt. Il proprietario della casa editrice era un affiliato del circolo di Johanna, Friedrich Justin Bertuch; costui aveva anzi creato la sua fortuna quale scrittrice, avendo pubblicato (nello stesso 1813) i racconti dei suoi viaggi europei che riscontrarono una grande fortuna⁴⁵.

La biblioteca ducale di Weimar non fu il solo fondo a cui attinse Schopenhauer da Rudolstadt: da una sua lettera del 4 novembre a Carl Friedrich Ernst Frommann è evidente che anche gli amici della vicina Jena inviarono volumi dalla locale biblioteca universitaria:

Indem ich, geehrter Herr Frommann, Ihnen die Abhandlung überreiche für die ich promovirt bin, sende ich Ihnen zugleich unter herzlichem Dank Hegels Logik zurück: ich würde diese nicht so lange behalten haben, hätte ich nicht gewußt, daß Sie solche so wenig lesen als ich. Von dem andern Philosophen aber den ich durch Ihre Güte erhalten habe, den Bako v. Verulam, möchte ich mich noch nicht trennen, sondern behielte ihn gern noch ein Weilchen, wenn Sie nicht etwa schon darum gemahnt sind: in ein Paar Wochen werde ich Ihnen solchen in jedem Fall zurückschicken. [...] Nächste Woche gedencke ich meinen Aufenthalt wieder in Weimar zu nehmen⁴⁶.

Il 14 novembre il giovane filosofo rientrò a Weimar, questa volta a casa della madre: tutti i volumi da lui presi in prestito vennero restituiti alla biblioteca il 20 novembre. La sua tesi era già da settimane nelle mani di Goethe.

HN 5, pp. 11-12, n. 43-46.

43 Aristoteleu Tà Dotōmena, *Operum Aristotelis Stagiritae [...] nova editio. Tomus I*, De la Rovière, Aureliae Allobrogum 1606-1607, distrutto nell'incendio. Per gli scritti di Aristotele posseduti: HN 5, p. 7.

44 Christian von Wolff, *Philosophia Prima, sive Ontologia*, Renger, Francofurti-Lipsiae 1736, ancora oggi in biblioteca. Per i testi di Wolff nella sua biblioteca personale: HN 5, n. 596-603.

45 Cfr. Micheal Schutterle, *Bertuchs Verlagsunternehmungen in Rudolstadt*, in *Friedrich Justin Bertuch (1747-1822). Verleger, Schriftsteller und Unternehmer im klassischen Weimar*, hrsg. v. Gerhard R. Kaiser – Siegfried Seifert, Niemeyer, Tübingen 2000, pp. 381-394.

46 SW 14, p. 157, n. 86.

3. «ICH FINDE IHN GEISTREICH UND DAS ÜBRIGE LASSE ICH DAHIN GESTELLT»: WEIMAR, NOVEMBRE 1813-MAGGIO 1814

Non è sorprendente il fatto che Schopenhauer decise di inviare la sua tesi a Goethe; è invece assolutamente inusuale il fatto che il poeta, al quale venivano inviati numerosi libri ogni giorno, ne intraprendesse una lettura approfondita da subito⁴⁷. A seguire le indicazioni del diario goethiano, la giornata del 4 novembre si aprì con «Schoppenhauer Zureichender Grund»⁴⁸, e la lettura continuò nei giorni successivi. Goethe scorse nelle pagine della tesi la possibilità di affermare con una base teorica la sua teoria dei colori (pubblicata nel 1810 e bollata dal mondo scientifico come una «poetisierende pseudo-Wissenschaft»)⁴⁹, ma sicuramente accarezzò anche l'idea di poter discutere in piena libertà con un giovane e agguerrito pensatore, slegato dalle scuole allora imperanti. Le conversazioni che si susseguirono nell'inverno 1813-1814 non si limitarono quindi alla teoria dei colori, come sottolineò Schopenhauer successivamente nella sua lettera di presentazione per l'università di Berlino nel 1819⁵⁰, e come ammise Goethe stesso in una missiva al filosofo giurista Christoph Friedrich Ludwig Schultz due anni più tardi:

Dr. Schopenhauer ist ein bedeutender Kopf, den ich selbst veranlaßte [...] meine Farbenlehre zu ergreifen, damit wir in unsern Unterredungen irgend einen quasirealen Grund und Gegenstand hätten, worüber wir uns besprächen⁵¹.

Non sappiamo se Schopenhauer avesse già avuto modo di parlare personalmente con Goethe quando, il 20 novembre, si presentò in biblioteca per riportare i libri utilizzati per la tesi, per prorogare il volume di Francis Bacon (che lo accompagnò poi per tutta la durata del suo periodo weimariano) e prendere a prestito il volume *Homeri et Homeridarum opera et reliquiae* (1804) edito dall'amato professore Wolf (che

47 Il volumetto porta nella biblioteca goethiana la segnatura HAAB: Ruppert 3126.

48 WA III 5, p. 82.

49 Robert Zimmer, *Baccalaureus und der Einzige. Schopenhauer und Goethe: Die Geschichte einer Begegnung*, in *Schopenhauer und Goethe: biographische und philosophische Perspektiven*, hrsg. v. Daniel Schubbe – Soren R. Fauth, Meiner, Hamburg 2016, pp. 29-58: 40.

50 Il tradizionale *curriculum* per l'Università, steso in latino, è pubblicato in SW 14, pp. 287-288; la traduzione in tedesco in SW 16, pp. 628-629.

51 La lettera è del 19 luglio 1816: WA IV 27, p. 105; cfr. inoltre Arthur Schopenhauer, *Der Briefwechsel mit Goethe und andere Dokumente zur Farbenlehre*, hrsg. v. Ludger Lütkehaus, Haffmans, Zürich 1992, p. 50.

anche Goethe possedeva)⁵². Sicuramente però l'incontro fra i due avvenne prima del 24 novembre e fu un incontro particolarmente felice, poiché quel giorno, all'unisono, ebbero il bisogno di dividerne la gioia con persone fidate; Schopenhauer scrisse a Wolf a Berlino: «Ihr Freund, unser großer Göthe, befindet sich wohl, ist heiter, gesellig, günstig, freundlich: gepriesen sey sein Name in alle Ewigkeit!»⁵³, mentre Goethe rivelava a Ludwig von Knebel: «Der junge Schopenhauer hat sich mir als einen merkwürdigen und interessanten jungen Mann dargestellt [...], ich finde ihn geistreich und das Übrige lasse ich dahin gestellt»⁵⁴.

Il 29 novembre 1813 il nome del «Dr. Schopenhauer» si staglia solitario nel diario di Goethe⁵⁵ e certifica l'ormai avvenuto sodalizio. Il nuovo allievo si mise subito al lavoro, come certifica il prestito presso la biblioteca del volume «Newton's Optick», dal 4 dicembre 1813 al 2 marzo 1814⁵⁶; i risultati di questa lettura potevano già essere oggetto di discussione nel pomeriggio della domenica del 18 dicembre 1813, quando Arthur viene ricordato nel diario goethiano⁵⁷. Il 5 gennaio 1814 Schopenhauer era di nuovo in biblioteca e prendeva alcuni volumi del «Magazin für die neuesten Zustand der Naturkunde»⁵⁸, pubblicazione voluta dal rettore dell'Università di Jena, Johann Heinrich Voigt, insigne matematico e fisico che aveva pubblicato sulla questione della rifrazione luminosa già dal 1790. L'8 gennaio 1814 presso la casa di Johanna sul Theaterplatz veniva recapitato il biglietto che segnava il passaggio alla comune sperimentazione: «Herrn Doctor Schopenhauer wünsche um eilf Uhr, lieber jedoch um halb eilf bey mir zu sehen, um den ersten klaren Sonnenschein

52 Il volume fu trattenuto, con una piccola pausa, fino al 18 maggio; tracce della sua lettura si ritrovano negli appunti stesi da Schopenhauer in HN 1, p. 103, n. 187.

53 In *Arthur Schopenhauer. Briefwechsel und andere Dokumente*, hrsg. v. Max Brahn, Insel, Leipzig 1911, p. 20; cfr. Schopenhauer, *Gespräche*, cit., p. 28.

54 WA IV 24, p. 44.

55 WA III 5, p. 85.

56 La genericità del titolo nei due registri di prestito (*Ausleihjournal*, Bd. 7, c. 366v e Bd. 8, c. 325r) non permette di identificare quale edizione abbia utilizzato Schopenhauer; Goethe possedeva *Opticks, or a Treatise of the Reflections, Refractions, Inflections and the Colours of Light*, Innys, London 1730 (oggi alla segnatura HAAB: Ruppert 4932); probabilmente Schopenhauer prese a prestito l'edizione latina *Optice Sive De Reflexionibus, Refractionibus, Inflectionibus & Coloribus Lucis*, Smith, Londini 1706, perduta nell'incendio del 2004.

57 Schopenhauer, *Der Briefwechsel mit Goethe und andere Dokumente*, cit., p. 57.

58 Johann Heinrich Voigt, *Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde*, Verlag des Landes Industrie Comptoir, Weimar – Akad. Buch, Jena 1797-1806, perso nell'incendio del 2004.

zu benutzen. Goethe»⁵⁹. Il 15 gennaio il registro della biblioteca segnala il prestito a Schopenhauer di due volumi particolarmente importanti per queste conversazioni: di Lorenz Oken (Okenfuß), discepolo di Schelling, giovane e attivissimo professore di medicina e scienza della natura all'Università di Jena, il breve scritto *Über Licht und Wärme* (uscito a Jena presso l'editore Frommann nel 1808⁶⁰) e il primo tomo del *Lehrbuch der Naturgeschichte (Mineralogie)*, fresco di stampa (Leipzig 1813) e posseduto anche da Goethe⁶¹. Il 26 gennaio Schopenhauer era di nuovo coinvolto in lunghe conversazioni sul Frauenplan e il 9 febbraio prendeva a prestito *Geognostisch-Geologische Aufsätze, als Vorbereitung einer inneren Naturgeschichte der Erde*, di Henrich Steffens, e i due volumi di *Farben-Kugel oder Construction der Verhältnisse aller Mischungen der Farben zu einander* di Philipp Otto Runge, contenenti anche una *Abhandlung über die Bedeutung der Farben in der Natur* dello stesso Steffens (ambidue usciti nel 1810 ad Amburgo), su cui anche Goethe aveva meditato⁶².

Non bisogna peraltro dimenticare la contemporaneità di altri importanti impulsi dalla biblioteca di Weimar per il giovane Schopenhauer, e sono proprio queste liste di prestiti a segnalare il primo fondamentale punto d'incontro con il pensiero orientale⁶³. I due volumi di *Das Asiatische Magazin* (1802), che Schopenhauer prese fra il 4 dicembre 1813 e il 30 marzo 1814, rappresentano una delle più interessanti pubblicazioni della casa editrice Bertuch⁶⁴: una straordinaria raccolta di saggi e traduzioni in lingua tedesca sui principali testi del buddismo, in gran parte redatti da Julius Klaproth, orientalista e sinologo, figlio del professore di chimica che Schopenhauer aveva seguito all'Università di Berlino. Anche Julius Klaproth, come Schopenhauer, si trovava dall'inizio di novembre 1813 a Weimar, e anche lui discuteva nei pomeriggi invernali con Goethe,

59 Schopenhauer, *Der Briefwechsel mit Goethe und andere Dokumente*, cit., p. 9, Dok. 1.

60 Il titolo completo dell'opera è *Erste Ideen zur Theorie des Lichtes, des Finsternis und der Wärme*. Il volume è andato perso nell'incendio del 2004. Schopenhauer comprò poi il volume: HN 5, p. 273, n. 920.

61 L'esemplare di Goethe è oggi alla segnatura HAAB: Ruppert 4946. Altri volumi di Oken – *Über das Universum als Fortsetzung des Sinnensystems: Ein pythagorisches Fragment* (Frommann, Jena 1808), *Grundzeichnung des natürlichen Systems der Erze* (Frommann, Jena 1808), *Über die Bedeutung der Schädelknochen* (Göbhardt, Bamberg 1807), sicuramente segnalati da Goethe (che li aveva nella sua biblioteca personale) – non sembrano aver riscontrato interesse da parte di Schopenhauer, che li restituì dopo pochi giorni.

62 Nella biblioteca di Goethe: HAAB: Ruppert 5037: 1-2.

63 Cfr. Urs App, *Schopenhauers's Initial Encounter with Indian Thought*, in «Schopenhauer Jahrbuch», 87 (2006), pp. 35-76.

64 I due volumi vennero poi acquisiti da Schopenhauer nel periodo a Dresda: HN 5, p. 334, n. 1138.

per cui non è impossibile che anche l'invito ad intraprendere questa lettura sia arrivato dal poeta, il quale possedeva questi stessi volumi nella sua biblioteca. Con Klapproth un altro autore partecipò alla stesura dei volumi: Friedrich Majer (denominato da Goethe «der Magier»), che fu allievo di Herder, docente privato a Jena e figura fondamentale per lo sviluppo degli studi di orientalistica in Germania. Majer visse a Weimar fino alla primavera del 1814 e fu un assiduo frequentatore del salotto di Johanna⁶⁵: «der Orientalist Friedrich Majer [führte] mich in das Indische Alterthum ein, welches von wesentlichem Einfluß auf mich gewesen ist», ricordò Schopenhauer anni dopo⁶⁶. Dei saggi pubblicati nell'*Asiatisches Magazin*, e in particolare della traduzione (da una versione inglese) della *Bhagavad Gita*, uno dei primi tesori letterari dell'India, il giovane Schopenhauer copiò lunghi passaggi nei suoi quaderni⁶⁷, e fu probabilmente Majer a consigliare al fresco dottore la lettura delle *Oupnek'hat*; poiché quest'ultimo volume venne preso in prestito da Schopenhauer il 26 di marzo⁶⁸, mese che vide Majer partire da Weimar; è anche possibile che il filosofo avesse usato in un primo momento l'esemplare del suo mentore⁶⁹. Lo stesso giorno Schopenhauer prese in prestito *Mythologie Des Indous* (1809), due volumi elaborati da Marie-Elisabeth de Polier, sulla base di testi indiani annotati dal fratello Antoine Louis de Polier: era un'opera molto discussa dai contemporanei e considerata decisamente confusa da Majer, ma interessò ugualmente il giovane Schopenhauer per la messe di informazioni e rimase presso di lui per più di due mesi⁷⁰.

Quali altri prestiti ebbe Schopenhauer nell'ultimo periodo della sua permanenza a Weimar? Oltre al volume di Wolf su Omero,

65 Vgl. Leslie Willson, *Friedrich Majer, Romantic Indologist*, in «Texas Studies in Literature and Language», 3 (1961), 1, pp. 40-49. Si veda anche Urs App, *Asiatische Philosophien und Religionen*, in SH, pp. 186-189.

66 Lettera del 9 aprile 1851 a Johann Eduard Erdmann, in Arthur Schopenhauer, *Gesammelte Briefe*, hrsg. v. Arthur Hübscher, Bouvier, Bonn 1978, p. 261.

67 Cfr. App, *Schopenhauers's Initial Encounter*, cit.

68 L'esemplare è perduto nell'incendio. Schopenhauer prese in prestito l'opera (da lui definita «die belohnendeste und erhebendeste Lektüre»), in App, *Asiatische Philosophien*, cit., p. 186) anche a Dresda e poi la comprò per la propria biblioteca: HN 5, p. 338, n. 1157.

69 App, *Schopenhauers's Initial Encounter*, cit., sottolinea giustamente come Schopenhauer debba aver visto nascere in questi mesi alcuni testi fondamentali di Majer quali le voci dell'*Allgemeines mythogisches Lexicon*, pubblicato a Weimar da Bertuch nel 1814, o l'opera *Brahma oder die Religion der Indier als Brahmaismus*, pubblicata nel 1818.

70 Schopenhauer citò ampi passaggi dell'opera nei suoi appunti e la comprò per la sua biblioteca personale: HN 5, p. 340, n. 1166.

preso il 20 novembre e poi sempre prorogato⁷¹, Schopenhauer lesse, a partire dal 26 gennaio, i due primi volumi dell'opera di William Mitford sulla storia della Grecia antica che la biblioteca ducale possedeva nella traduzione francese⁷²; continuò le sue riflessioni sul rapporto fra ragione e religione attraverso la lettura del *Kommentar über das Neue Testament* del teologo razionalista Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, su cui meditò fino a febbraio⁷³, della *Kritik des Kommentars's über das Neue Testament von Herrn Dr. Paulus* (Akademische Buchhandlung, Jena 1804)⁷⁴, del voluminoso *Christliches Concordienbuch* (Cröker, Jena 1750) del noto teologo luterano Johann Georg Walch, più volte rettore dell'Università jenense⁷⁵. L'opera *Geschichte der Litteratur* di Johann Gottfried Eichorn, così come due volumi di lettere dell'amato Torquato Tasso⁷⁶, lo accompagnò fra febbraio e marzo 1814⁷⁷, mentre il prestito di *Abhandlung über die wahre Ursache und Heilung des Wahnsinns* di Andreas Harper⁷⁸ segnala il continuo interesse per la malattia mentale (già approfondito nel periodo berlinese) e lasciò un segno preciso negli appunti del periodo⁷⁹.

71 Alcune riflessioni filologiche e filosofiche sulla lingua di Omero sono poste alla fine del *Bogen Z* (HN 1, p. 109, n. 198) poco prima di lasciare Weimar.

72 William Mitford, *Histoire de la Grèce*, Hausmann, Paris 1809; i volumi sono ancora oggi in biblioteca.

73 Non essendo il volume più rintracciabile in biblioteca, non è possibile determinare quale edizione Schopenhauer utilizzò. Riflessioni sul tema si ritrovano negli appunti manoscritti del periodo (*Bogen R*: HN 1, p. 77 n. 123; *Bogen T*: HN 1, p. 85, n. 145). L'autore era apprezzato da Goethe, che possedeva varie sue pubblicazioni.

74 Insieme a questi volumi venne preso in prestito per soli 3 giorni (dal 2 al 5 febbraio) il libro di Ludwig Timotheus Spittler, *Grundriss der Geschichte der christlichen Kirche*. Schopenhauer utilizzò probabilmente l'edizione del 1782, oggi parzialmente distrutta dall'incendio. Ebbe poi presso di sé l'edizione del 1785 (HN 5, p. 229, n. 742).

75 Schopenhauer comprò poi lo stesso esemplare nella sua biblioteca: HN 5, p. 233, n. 758.

76 Schopenhauer possedeva varie opere del poeta: HN 1, pp. 487-488, n. 1809-1814.

77 Johann Gottfried Eichhorn, *Geschichte der Litteratur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten*, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1808-1810. Schopenhauer ebbe poi un'edizione del 1812 nella sua biblioteca (HN 5, p. 353, n. 1217). A questa lettura possono collegarsi i molteplici appunti sulle «Hauptgattungen der Poesie»; cfr. HN 1, pp. 101-102, n. 183.

78 Andreas Harper, *Abhandlung über die wahre Ursache und Heilung des Wahnsinns*, in der neuen academischen Buchhandlung, Marburg 1798, ancora presente in biblioteca.

79 Cfr. HN 1, p. 87, n. 148.

4. «DU ERHÄLST HIER DEINE BÜCHER, MEHR HABE ICH NICHT VON DIR». TRACCE DI ARTHUR SCHOPENHAUER A WEIMAR ANCHE DOPO LA SUA PARTENZA

Aus gar vielerlei Gründen ist Weimar nicht der rechte Ort für mich [...]. Zwar hätte ich diesen Winter nirgends in der Welt lieber seyn mögen als hier, da der große Göthe mich seines näheren, mir unendlich lehrreichen Umgangs würdigte: aber [...] [mir] steht schon der große Abstand des Alters [...] zu einer dauernden Verbindung mit ihm entgegen [...].

Così scrisse Arthur Schopenhauer il 24 aprile 1814, preannunciando a Karl August Böttiger il suo arrivo a Dresda⁸⁰. L'entusiasmo delle conversazioni invernali si era affievolito via via che le differenze si ampliavano: differenze generazionali le definì diplomaticamente Schopenhauer, in realtà divergenze di fondo. L'insofferenza di Goethe per l'autonomia del giovane pensatore traspariva già nelle rime del distico che il poeta aveva dettato all'inizio del 1814: «Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden, / Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden» – e poi: «Dein Gutgedachtes, in fremden Adern / Wird sogleich mit dir selber hadern»⁸¹, con il significativo titolo *Lähmung* a segnare l'*impasse* dello scambio.

Nel frattempo, la situazione a casa Schopenhauer si era ormai fatta esplosiva: il salotto della madre era monopolizzato dall'amico di Johanna, Georg Friedrich Konrad Ludwig Müller von Gerstenbergk, un burocrate dalle ambizioni letterarie che viveva nell'appartamento come affittuario: la convivenza fra i due si rivelò impossibile⁸². Il 17 maggio 1814, dopo una lite, Johanna decise di mettere il figlio alla porta e gli rese conto e saldo del suo terzo di eredità che, oculatamente investito, gli assicurò la possibilità di dedicarsi interamente allo studio. Arthur Schopenhauer ruppe quel giorno il legame con l'unico genitore, ma non mancò di andare fino a Bad Berka il giorno successivo per porgere un saluto al poeta che gli aveva fatto da mentore. Nello stesso 18 maggio Schopenhauer mise per l'ultima volta piede nella biblioteca ducale per restituire i prestiti, poi si lasciò Weimar alle spalle.

80 SW 14, p. 164.

81 WA I 2, pp. 278 e 289; Schopenhauer, *Der Briefwechsel mit Goethe und andere Dokumente*, cit., pp. 79-104: 50. Schopenhauer appose il secondo distico, che implicitamente riconosce la sua autonomia intellettuale, alla seconda edizione del suo trattato sui colori: cfr. Schopenhauer, *Gespräche*, cit., p. 31.

82 Otto Fiebriger, *Neues über Friedrich Müller von Gerstenbergk*, in «Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft», 12 (1923-1925), pp. 64-95 e Werner Deetjen, *Aus dem Weimarer Schopenhauer-Kreise*, ivi, pp. 96-100.

La fase più straordinariamente produttiva della sua vita iniziò nel periodo successivo e fu segnata da un'ulteriore lacerazione e dall'affrancamento dal padre spirituale: Goethe rifiutò categoricamente, malgrado le insistenti richieste del giovane, di porre una sua introduzione al testo *Ueber das Sehnen und die Farben*, che il filosofo aveva steso appena giunto nella città sull'Elba e gli aveva poi inviato in forma manoscritta nell'estate del 1815. «Ich trete die Kelter alleine. Aber ich stehe auch auf eigenen Füßen, in dieser Hinsicht wie in jeder andern: so ist einmal mein Loos», rimarcò lucidamente Schopenhauer il 4 maggio 1816⁸³ nella lettera che accompagnava al Frauenplan l'ormai avvenuta edizione del testo senza la benedizione goethiana.

A Weimar il ricordo della sua presenza aleggiò comunque a lungo: Goethe lo ritrasse nello spavaldo *Baccalaureus* del *Faust II*, che crede «die Welt aus dem Subjekt zu erbauen»⁸⁴, Carl Wilhelm Otto von Schindel, tracciando una delle prime biografie di Johanna nel 1825, ricordò «den durch mehrere Schriften bekannten Dr. Arthur Schopenhauer»⁸⁵ (un'informazione che a quel tempo solo a Weimar si poteva raccogliere!), Theresa Kirsten, che all'epoca era una bambina, raccontò in seguito alla nipote, la scrittrice Helene Böhlau, tutta una serie di aneddoti circolanti sul giovane filosofo, che confluirono poi nelle popolari pubblicazioni di quest'ultima⁸⁶. Johanna cercò invece di cancellare ogni segno del passaggio del figlio: «Du erhältst hier deine Bücher, mehr habe ich nicht von Dir», gli scrisse il 17 maggio 1814⁸⁷. Ma furono proprio alcuni libri di Arthur Schopenhauer a rimanere presso la sorella Adele e poiché quest'ultima lasciò la sua biblioteca personale a Wolfgang Maximilian von Goethe, essi seguirono il destino della collezione del bibliofilo nipote del poeta. Una parte di questa straordinaria raccolta privata venne venduta all'asta a Kiel nel 1905 (e nell'interessante catalogo si trovano quattro testi con l'*ex libris* di Schopenhauer⁸⁸), ma la parte più consistente fu lasciata da Wolfgang Maximilian all'Università di Jena e le ricerche, finalmente iniziate,

83 Schopenhauer, *Der Briefwechsel mit Goethe und andere Dokumente*, cit., p. 38; cfr. Matteo Vincenzo D'Alfonso, *Schopenhauer e Goethe. Il battesimo di un inattuale*, in *Goethe, Schopenhauer, Nietzsche*, a cura di Giuliano Campioni – Leonardo Pica – Marco Segala Ciamarra, ETS, Pisa 2001, pp. 143-156.

84 Cfr. Zimmer, *Baccalaureus und der Einzige*, cit., p. 29.

85 Carl Wilhelm Otto von Schindel, *Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts*, Brockhaus, Leipzig 1825, Bd. 2, pp. 278-285.

86 La figura di Arthur Schopenhauer appare fra l'altro in *Ratsmädchengeschichten* (1888), in *Das Recht der Mutter* (1897) e in *Verspielte Leute* (1898).

87 *Die Schopenhauers*, cit., p. 221.

88 *Die Bibliothek Maximilian Wolfgang von Goethe*, Lipsius & Tischer, Kiel 1905, Bd. 1, p. 18, n. 124; p. 26, n. 220; p. 31, n. 267-268; p. 45, n. 36.

su questo interessante fondo porteranno sicuramente alla luce nuovi testi della primissima biblioteca di Schopenhauer⁸⁹.

Adele è stata la fedele custode del ricordo del fratello: lo testimonia il noto ritratto giovanile di Schopenhauer, un avorio acquarellato di Karl Ludwig Kaaz, che ella conservò tutta la vita e che solo dopo la sua morte nel 1849 ritornò nelle mani del filosofo⁹⁰. È lei che per anni cercò, senza successo, di mediare nella famiglia lacerata, è lei che Schopenhauer diplomaticamente nominò (per ben due volte!) nella lettera che inviò a Goethe il 23 giugno 1818⁹¹. Era la missiva che annunciava la stampa di *Die Welt als Wille und Vorstellung* e chiedeva al Principe dei Poeti lettere di presentazione per l'imminente viaggio in Italia. Era dunque una lettera delicata, dati i burrascosi eventi intercorsi, e Schopenhauer sapeva che nominare la sorella avrebbe avuto un peso rilevante nel raggiungimento dei suoi fini. Per Adele, Goethe nutriva da sempre un affetto paterno e dal 1817, cioè dal matrimonio del figlio August con Ottilie von Pogwisch, la giovane donna era ospite fissa al Frauenplan, in quanto amica del cuore della nuora. Anche Adele Schopenhauer cercò, attraverso la figura di Goethe, di riavvicinare il fratello in una famiglia almeno virtuale, come mostra la nota lettera del 5 febbraio 1819⁹²:

Nun laß uns von Deinem Werke reden [...]. Göthe empfindet es mit großer Freude, zerschneidet gleich das ganze dicke Buch in zwei Theile und fing AUGENBLICKLICH an, darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir beiliegenden Zettel und ließ sagen: Er danke Dir sehr und glaube das ganze Buch gut sei. Weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Seiten gelesen und große Freude daran gehabt. Darum sende er die Nummer, daß Du nachsehen könntest was er meine. [...] [Er] [...] meinte, es sei ihm eine große Freude, daß Du noch so an ihm hingest, da ihr euch doch eigentlich über die Farbenlehre veruneinigt hättet, indem Dein Weg von dem seinen abginge. [...] Wenigstens bist Du der einzige Autor, den Göthe [...] mit diesem Ernste liest: das, dünkt mich, muß Dich freuen.

89 Ad esempio: Jean Paul, *Die Unsichtbare Loge. Eine Biographie*, Karl Matzdorff Buchhandlung, Berlin 1793 (nella Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek di Jena come 8 G.B. 872) presenta il noto *ex libris* di Arthur Schopenhauer e va quindi assegnato alle sue prime letture. Il volumetto entrò probabilmente come dono nella biblioteca di Ottilie von Goethe e attraverso di lei passò al figlio Wolfgang Maximilian.

90 Arthur Hübscher, *Schopenhauer-Bildnisse. Eine Ikonographie*, Kramer, Frankfurt a.M. 1968, pp. 97-98.

91 SW 14, pp. 229-230.

92 *Ivi*, pp. 250-251.

Ancora oggi il volume separato in due fascicoli si trova nella biblioteca sul Frauenplan⁹³ e il biglietto cifrato per la lettura comune dei passi è rimasto fra le carte di Arthur Schopenhauer⁹⁴. Le speranze di Adele andarono deluse: il filosofo non rientrò più nell'alveo familiare, naturale o virtuale che fosse. Non è tuttavia un caso, forse, se la città scelta da Schopenhauer per una stabile dimora fu quella natale del poeta né, forse, se la sua abitazione lungo il Meno si trovasse a pochi passi da quella casa *am Hirschgraben*, di cui proprio Schopenhauer per primo, nel 1837, propose la consacrazione pubblica, attraverso l'apposizione di un epitaffio che ne certificasse la sacralità⁹⁵: il 'figlio' si curava dunque che la memoria del 'padre' ricevesse un adeguato riconoscimento, attraverso la localizzazione topografica del luogo dell'incarnazione.

Il giorno della nascita di Goethe segnò anche il destino di Adele Schopenhauer, che il 28 agosto 1849, nel giubileo goethiano, venne sepolta nel cimitero di Bonn. Mesi dopo, Arthur Schopenhauer scrisse a Sibylle Mertens-Schaaffhausen, l'amica che aveva curato la sorella nell'ultimo periodo della sua vita, ricordando i mesi trascorsi a Weimar e le conversazioni con il poeta:

Geehrte Frau Mertens!

[...] Ich habe, bei Gelegenheit dieser traurigen Koïncidenz mir oft die Zeit vergegenwärtigt, als Göthe gegenwärtigt war bei den Weihnachtsgeschenken, die meine Schwester als Kind, mit Tisch u. Baum aufgeputzt erhielt. Wenn da eine Stimme prophezeit hätte! – [...] Er war dämonisch getrieben, als er, in meinem 25 Jahre, mich persönlich zu seinem Schüler [...] machte u. sich keine Mühe verdrießen ließ, mich [über die Richtigkeit seiner Farbenlehre N.d.A.] zu überzeugen. Er [...] sieht [...] von oben herab [...] [und] sagt: «Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe»⁹⁶.

Il pensiero per la sorella era quindi per Schopenhauer tutt'uno con il ricordo di una «presenza paterna» nelle serate di Natale, sotto un albero addobbato, ma questa immagine si trasformava subito in quella di Goethe maestro e padre divino che in lui riconosceva il figlio prediletto: Arthur Schopenhauer si diede qui, quasi 35 anni

93 Il volume ha oggi la collocazione HAAB: Ruppert 3125 (1) e (2).

94 Thomas Regehly, «Licht aus dem Osten». *Wechsellektüren im Zeichen des «Westöstlichen Divans» und anderer Werke Goethes und Schopenhauers*, in *Schopenhauer und Goethe*, cit., pp. 59-97.

95 Cfr. *Arthur Schopenhauers sämtliche Werke*, Bd. 15: *Der Briefwechsel Arthur Schopenhauers. Zweiter Band (1849-1860)*, hrsg. v. Paul Deussen, Piper, München 1933, p. 495 (da qui in poi SW 15). La lastra commemorativa della nascita di Goethe fu effettivamente posta nel 1844.

96 Lettera del 27 novembre 1849, in SW 14, p. 647.

dopo, quella benedizione che il poeta gli aveva negato nella fatidica estate del 1815!

È proprio grazie a Sibylle Mertens-Schaaffhausen se un'ulteriore traccia di Arthur Schopenhauer raggiunse la città sulla Ilm: una traccia riflessa, ma non per questo meno importante. Nel 1852 la nota archeologa decise di donare alle collezioni granducali di Weimar parte della sua collezione grafica insieme a molti oggetti appartenuti ad Adele Schopenhauer; a questa raccolta la collezionista volle legare il dagherrotipo, firmato e datato al 16 maggio 1846, che Arthur Schopenhauer le aveva donato come ringraziamento per l'aiuto offerto alla sorella, come egli stesso raccontò all'amico Julius Frauenstädt:

von den 4 [Daguerrrothypen N.d.A.], die Sie kennen, ist der beste fort: ich habe ihn der Mad. Mertens-Schaaffhausen in Bonn geben müssen, als welcher ich sehr große Verbindlichkeiten habe. Sie wird ihre beträchtlichen Antiquitäten- und Kunstsammlungen öffentlichen Anstalten der Art vermachen; so daß mein Bild jedenfalls an einen würdigen Ort kommt und nicht Philistern und Ignoranten in die Hände fällt⁹⁷.

Se non Arthur Schopenhauer, almeno la sua figura, impressa in positivo sulla lastra metallica, ritornò dunque a Weimar, e il sorriso compiaciuto che qui sfoggia⁹⁸ dimostra come egli si sia liberato dal dubbio racchiuso, un decennio prima, nelle sue *Pandectae*: «Mein Zeitalter und ich passen nicht für einander: so viel ist klar. Aber wer von uns wird den Proceß vor dem Richterstuhl der Nachwelt gewinnen?»⁹⁹.

97 Lettera del 30 ottobre 1851, in SW 15, p. 74. Il dagherrotipo è oggi di proprietà della Klassik Stiftung Weimar, ID 320770.

98 Hans Wahl, *Ein wiedergefundenes Schopenhauerbildnis*, in «Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft», 12 (1925), pp. 62-63.

99 L'annotazione è del 1836, in Arthur Schopenhauer, *Der handschriftliche Nachlaß in fünf Bänden*, Bd. 4.1: *Die Manuskriptbücher aus den Jahren 1830-1852*, hrsg v. Arthur Hübscher, dtv, München 1985, p. 216, n. 147.

Sui primordi della ricezione italiana di Stefan George. Il carteggio fra Robert Boehringer e Leone Traverso (1935-1939)

Maurizio Pirro

Lo Stefan George Archiv di Stoccarda custodisce un carteggio intercorso tra Robert Boehringer (1884-1974) e Leone Traverso (1910-1968). Si tratta di ventuno missive di Traverso, conservate in originale, e di venti di Boehringer, riprodotte in copia secondo il sistema di amministrazione della corrispondenza che Boehringer era solito osservare per tutti i materiali riguardanti le attività del *George-Kreis* dopo la morte del poeta. Nel Fondo Leone Traverso dell'Archivio Urbinate presso la Fondazione Carlo e Marise Bo, inoltre, sono depositate altre due lettere, in originale, di Boehringer a Traverso, delle quali non risulta la trascrizione tra le carte di Boehringer.

Boehringer e Traverso si scrivono a partire dal maggio 1935, in modo continuo fino all'estate del 1936 e poi con dei contatti occasionali ancora per due anni e mezzo. Dopo la morte di Stefan George, nel dicembre 1933, Boehringer – come curatore del lascito del poeta – esercitava tra l'altro la facoltà di concedere l'autorizzazione a pubblicare opere in traduzione. Traverso, che nel 1935 è ancora molto lontano dalla carriera accademica che intraprenderà nel dopoguerra e predilige semmai una vocazione 'militante', frequentando il vivacissimo ambiente dell'ermetismo fiorentino raccolto intorno ad alcune epocali riviste letterarie («Solaria», «Frontespizio», più avanti «Letteratura» e

Sigle:

ACGV = Archivio Contemporaneo Alessandro Bonsanti. Gabinetto G.P. Vieusseux, Firenze.

FLT = Archivio Urbinate, Fondo Leone Traverso, Urbino.

P (seguita dall'indicazione della pagina) = Stefan George, *Poesie*, traduzione e prefazione di Leone Traverso, Guanda, Modena 1939.

StGA = Stefan George Archiv, Stuttgart.

SW (seguita dall'indicazione del volume, in numeri romani, e della pagina) = Stefan George, *Sämtliche Werke in 18 Bänden*, Klett-Cotta, Stuttgart 1982-2013.

«Campo di Marte», con l'«intensive Übersetzertätigkeit»¹ che veniva condotta sotto le loro insegne), si rivolge a Boehringer per ottenere il permesso di dare alle stampe una collezione di versioni che avrebbe dovuto fornire al lettore italiano una panoramica ampia della poetica di George, dagli inizi fino alla raccolta conclusiva, il *Neues Reich* del 1928. Il rapporto tra i due, che inizia sotto il segno del soccorso e della benevolenza (Boehringer arriva in breve tempo a prestare a Traverso assai più che il suo autorevole parere, adoperandosi in prima persona alla ricerca di un editore in Italia e intercedendo con Giuseppe Gabetti, direttore dell'Istituto Italiano di Studi Germanici a Roma, perché al giovane traduttore venga assegnata una borsa di studio), si guasta fundamentalmente per l'impazienza di Traverso. Quest'ultimo ha fretta di pubblicare e commette diversi passi falsi, interpellando direttamente editori tedeschi all'insaputa di Boehringer, non assecondando alcune indicazioni di costui a proposito delle trattative con Mondadori (per le quali Boehringer aveva impegnato l'editore Hans Mardersteig, pur conoscendolo appena) e abbandonandosi in più di un'occasione a un tono di sconforto che indurrà Boehringer, in una lettera del 27 febbraio 1938 a Clotilde Schlayer, a una conclusione distruttiva:

Traverso ist leider unmöglich: ein Querulant und Hysteriker. Drum kann man ihm auch nichts zu seinen Uebersetzungen sagen, und das ist schade; denn er kann oder könnte etwas, wenn er durchhalten wollte².

Ci si è chiesti con una certa frequenza, soprattutto nell'ultimo decennio, quanto il notevole aumento di traduzioni sul mercato editoriale italiano degli anni Trenta sia l'indizio di una tendenza alla sprovincializzazione e quale relazione intercorra fra tali sviluppi e le politiche culturali del regime fascista. Si tratta di un capitolo vitale per la comprensione della storia della cultura italiana nella prima metà del Novecento, tuttora lontano da una sistemazione critica definitiva³. Insieme al dato empirico dell'accensione di un interesse molteplice nei confronti delle altre letterature, peraltro, è necessario anche e soprattutto riconoscere il tipo di pratica traduttiva che viene posto a

1 Ursula Vogt, *Leone Traverso – Übersetzer und Germanist*, in *Geschichte der Germanistik in Italien*, hrsg. v. Hans-Georg Grüning, Nuove Ricerche, Ancona 1996, pp. 153-178: 156.

2 StGA, Schlayer III, 1559.

3 Mi limito a citare, fra i tanti studi apparsi di recente, il volume che ha impresso una svolta a questo tipo di indagini, fondendo una metodologia quantitativa con una matura capacità di scrutinio storiografico delle fonti: Christopher Rundle, *Il vizio dell'esterofilia. Editoria e traduzioni nell'Italia fascista*, Carocci, Roma 2019.

fondamento di tale interesse. L'ingresso di testi e autori in un nuovo ambito culturale e linguistico non è evidentemente un'operazione neutra, poiché non presuppone il mero adattamento dentro un contesto estraneo, ma chiama in causa un sistema complesso di strategie che riflettono gli interessi e i bisogni dei soggetti operanti dentro il campo culturale di arrivo. I lavori prodotti dal gruppo di ricerca LTit ('Letteratura tradotta in Italia') hanno documentato queste implicazioni in modo già molto esteso⁴. Insieme al rilevamento delle preferenze, del tipo di autori congeniali e della capacità di movimento dei traduttori nella rete delle istituzioni (università, riviste, case editrici), è bene soffermarsi anche sulle basi poetologiche delle traduzioni letterarie, sulle abitudini linguistiche dei loro autori, sul tipo di gusto che prende corpo dietro un lavoro di mediazione tradizionalmente sospeso tra gli estremi della reinvenzione creativa e dell'attività di servizio.

In questo senso, il gruppo dei sodali fiorentini (Carlo Bo, Renato Poggioli, Tommaso Landolfi, Oreste Macrì, Mario Luzi, e l'elenco dovrebbe continuare) appare organizzato intorno a una comune vocazione stilistica, quella linea alta eppure cantabile, libera dal vincolo della rima eppure legata a riconoscibili elementi di recursività, limpida e polita eppure non magniloquente, incline all'astrazione intellettuale eppure non incorporea, anzi capace di una plasticità ferma e definita, che Franco Fortini, in una memorabile lezione, vedeva come un organismo duttile e al tempo stesso impenetrabile, grazie al quale

i giovani traduttori degli anni Trenta scoprono con felice meraviglia che [...] possono tradurre quel che vogliono e tutto assumerà un carattere incantato e lucido, casto e freddo, che è perseguito, in quel medesimo periodo, da molta poesia di area cattolica [...] e degli incipienti ermetici⁵.

Dove, è chiaro, la prensilità di una lingua adattabile senza sofferenza agli autori più vari si rivela anche il suo principale elemento di debolezza. Osserverà con realismo Carlo Bo, in uno dei tanti bilanci generazionali ai quali verrà chiamato dalla sua lunga esistenza, che quei mediatori, molto prima che come operatori fra le culture, vedevano se stessi innanzi tutto come scrittori in proprio, e che anche nell'esercizio della traduzione prevaleva in loro la rivendicazione di un'autonomia estetica ostile «alla categoria dello specialista»⁶. Lo stesso

4 Richiamo per tutti Michele Sisto, *Traiettorie. Studi sulla letteratura tradotta in Italia*, Quodlibet, Macerata 2019.

5 Franco Fortini, *Lezioni sulla traduzione*, a cura di Maria Vittoria Tirinato, Quodlibet, Macerata 2011, p. 151.

6 Carlo Bo, *La cultura europea in Firenze negli anni '30*, in *Studi in onore di Leone*

Traverso, assicuratasi la collaborazione di Giaime Pintor all'antologia *Germanica* (che su incarico di Bompiani inizia a preparare ai primi del 1941, arrivando a coinvolgere – tra gli altri – Alberto Spaini, Cristina Baseggio, Rodolfo Paoli e Tommaso Landolfi), gli scrive che il vantaggio legato alla sua partecipazione sta proprio nel poter disporre, «in questa penuria di traduttori dal tedesco appena sopportabili», di «un traduttore artista»⁷, ponendo con ciò l'accento sulla necessità di una duplice ispirazione.

Quando Traverso giunge a presentare a Boehringer il proprio lavoro, singole prove di traduzione sono già uscite in rivista (ne fa cenno l'amico Karl Schück, introducendo Traverso a Georg Bondi, l'editore delle opere di George e delle principali imprese pubblicitiche del *Kreis*)⁸. L'attrazione per George sta certamente a capo della cultura traduttiva di Traverso, il quale nei primi anni del suo apprendistato cerca – anche mediante il sondaggio di possibili sostenitori, come è documentato dall'epistolario con Boehringer – di affermarsi innanzi tutto come traduttore e conoscitore del poeta da poco scomparso. La lettura di Rilke, a cui Traverso nel 1932 aveva dedicato la tesi di laurea e di cui nel 1937 pubblicherà una versione delle *Elegie Duinesi*, non era stata meno rilevante, ma – vedeva bene Alessandro Pellegrini in un lontano intervento – conteneva una coloritura metafisica (quella «trasposizione della realtà nell'invisibile») ⁹ che in George resta, se non assente, senz'altro assai più sfumata. Traverso manifesta precocemente una lucida capacità di intendimento dei caratteri fondamentali della scrittura georgeana, emancipandola con molta decisione dalla mitologia di potenza alla quale diversi apologeti, dentro e fuori i confini tedeschi, provavano ad associarla in questo stesso torno di tempo¹⁰. A

Traverso, a cura di Pino Paioni – Ursula Vogt, Argalia, Urbino 1971, vol. 2, pp. 573-588: 579. Cfr. Laura Organte, *Poesia e traduzione a Firenze (1930-1950)*, Libreria Universitaria, Padova 2018.

7 Lettera di Leone Traverso a Giaime Pintor del 24 febbraio 1941, in *La traduzione: «il lavoro più grato»*. Carteggio Pintor-Traverso (1939-1943), a cura di Mariagrazia Farina, Metauro, Fano 2018, p. 76.

8 Cfr. *infra*, lettera 1 del carteggio fra Robert Boehringer e Leone Traverso.

9 Il ricordo di Pellegrini è in *Convegno in memoria di Leone Traverso. Villa Garzoni (Pontecasale) 28 ottobre 1972*, Argalia, Urbino 1972, pp. 31-34: 32. In generale, sulla lettura rilkeana di Traverso, cfr. Mario Specchio, *Il Rilke di Leone Traverso*, in *Oreste Macrì e Leone Traverso. Due protagonisti del Novecento. Critica – traduzione – poesia. Atti del Convegno di Studi Urbino, 1-2 ottobre 1998*, a cura di Gualtiero De Santi – Ursula Vogt, Schena, Fasano 2007, pp. 237-245.

10 Lo rileva Giuseppe Bevilacqua in un intervento introduttivo premesso a una riedizione delle versioni di Traverso: *Presentazione*, in Stefan George, *Poesie*, Le Lettere, Firenze 1990, pp. 1-8: 2.

Traverso, la lirica di George appare con nitidezza nella sua inesausta volontà di costruzione, aperta al sondaggio e all'incorporamento del silenzio e dell'inespresso. Il simbolismo georgeano viene riconosciuto come una forza di semantizzazione del contingente, non di evocazione del trascendente. Così, l'angelo del *Teppich des Lebens* – si legge nella premessa alle *Poesie* di George che vedranno finalmente la luce presso Guanda nel 1939, nella collezione della Fenice diretta da Attilio Bertolucci – «non porta un comando dell'al di là, ma impersona la legge di questo mondo in questo tempo; messaggero, fratello, guida, non Signore»¹¹. Questa rigorosa limitazione della semantica alla base della scrittura di George conduce Traverso, tra l'altro, a diluire con decisione le possibili implicazioni politiche della parola del poeta; a Enzo Ferrieri, candidandosi il 26 dicembre 1933 a ricordare sul «Convegno» con alcune traduzioni lo scrittore appena scomparso, scrive che in particolare la *Vorrede zu Maximin* – il testo che nel 1907 aveva aperto il volume commemorativo dedicato a Maximilian Kronberger, annunciando la sua metamorfosi nel dio adolescente Maximin – «varrebbe a snobbare un po' le idee di certi signori che in George non vedono che un profeta dei 'Nazi'(!)»¹².

Nel saggio che accompagna l'edizione del 1939, e che Traverso ripropone di fatto inalterato nove anni più tardi, quando pubblica una versione ampliata della raccolta presso l'editore milanese Cederna¹³, si compone l'immagine filologicamente equilibrata di una poetica lontana dall'effusione soggettiva e tutta protesa verso una resa plastica e tangibile del contenuto spirituale delle cose, immune sia dall'adesione mimetica all'aspetto di superficie del reale, sia dall'idealizzazione degli aspetti che sembrano trascendere il limite dell'esperienza individuale. Con molta proprietà, Traverso – che già a questa altezza dispone non solo di un sicuro istinto critico, bensì anche e soprattutto di una visione chiara dei compiti del lettore di professione¹⁴ – rileva l'assenza, nelle

11 P, 15.

12 Lettera di Leone Traverso a Enzo Ferrieri del 26 dicembre 1933 (Fondazione Arnaldo e Alberto Mondadori, Milano, Fondo Enzo Ferrieri, serie corrispondenza, fasc. 230, Leone Traverso).

13 Stefan George, *Poesie*, a cura di Leone Traverso, seconda edizione riveduta e raddoppiata, Cederna, Milano 1948. Sull'attività della casa editrice e sul suo programma di traduzioni cfr. Sara Sullam, *Milano porta d'Europa. Le letterature straniere nelle traduzioni di Cederna editore*, in *Milano città delle culture*, a cura di Maria Vittoria Calvi – Emilia Perassi, Edizioni di Storia e Letteratura, Roma 2015, pp. 281-290.

14 Valga come esempio la bellissima lettera a Oreste Macri del 25 novembre 1937: «[...] di' al dottissimo Gianfranco ch'è un bischero integrale, se dice male di Campana. Non s'è accorto che quel 'folle' si mangia in un boccone quanti hanno messo penna in carta dal 900 a oggi, se toglie i due (Giuseppe intendo e Eusebio)?

opere di George, sia di «una deformazione romantica della natura» sia di una «dissoluzione panteistica dell'uomo»¹⁵, per segnalare come, nel transito alla produzione matura, lo spettro degli interessi del poeta si allarghi sempre più verso lo spirito della comunità, coagulandosi nella relazione formativa che si instaura con un gruppo di individui consimili. Tale relazione, peraltro, non implica in alcun caso una fantasia di dominio e di subordinazione violenta, ma si sostanzia nella pacata accettazione di un destino universalmente umano che tiene insieme in un vincolo paritario l'educatore e l'allievo. Il centro della pedagogia georgeana, nota Traverso, coincide con la capacità di nominare i bisogni cruciali della vita e prende forma, dunque, mediante la costruzione del linguaggio. Linguaggio che, nelle prove migliori del poeta, si spinge a toccare

una semplicità nella ricchezza e una forza di propagazione sonora in profondità che consente la più vasta varietà di toni in un unico timbro, dall'ansia dell'attesa all'ebbrezza dell'adempimento, dal lutto per la morte all'invoca-

Ma che cazzo pretendono questi signori dai poeti? Io ho riletto per caso in questi giorni proprio qualcosa di Campana. E se penso ai tanto già vantati Soffici, Papini e simile lordura, in confronto, li vedo affannati sulle piste di Fucini, che non se ne spiccicano mai, con tutte le loro arie saccenti, innovatrici e di Weltkultur! Quello invece ci ha dato un soffio e un brivido che, fuor di Francia, non s'era mai sentito. E la compattezza di quello stile, l'essenzialità dello 'sguardo' sulle cose. Bada come da un fondo di vocabolario (in senso stretto) apparentemente dannunziano ancora, si muova e arrivi a risultati di una semplicità e purezza magica. E la 'sua' luce su tutte le cose. Ma chi se ne frega più di queste dicerie? Io di critica non mi sono occupato mai – né intendo certo guastarmi in avvenire. Noi – con fierissime esigenze formali, aspirazioni all'assoluto etc etc – siamo d'opinione che praticamente un autore 'serva' a qualcosa: in maniera assai strana e tutta speciale poi a chi mai pensi di scrivere qualcosa di proprio un giorno. E d'un autore ci si 'nutre', con certa avidità e soddisfazione magari: né occorre pensarci troppo su, tanto da scoprirci o rimpiangere quello che non c'è. C'è pericolo di non digerirlo, se no. Certo uno scrittore vero legge da scrittore – e dirà o scriverà su un altro autore cose che faranno magari sorridere il critico di professione, o troppo semplici (considerazioni di pura umanità, psicologiche insomma) o troppo aride (di pura tecnica). Più in là non andrà, né occorre che vada. Qualche sostanza dell'altro gli si sarà già trasformata dentro in cosa propria: e questo è quel che vale» (ACGV, Carte Oreste Macrì). Traverso si riferisce al saggio di Gianfranco Contini, *Due poeti anteguerra. II. Dino Campana*, in «Letteratura», 1 (1937), n. 4, pp. 106-110, poi in Id., *Esercizi di lettura sopra autori contemporanei con un'appendice sui testi non contemporanei*, Einaudi, Torino 1974, pp. 16-24.

15 P, 14. Sorprende per questo che, proprio in un «recupero di sostanze romantiche attraverso 'avatars' parnassiani e sublimazioni estetiche del decadentismo tardo-antico», Giuseppe Bevilacqua abbia identificato la chiave dell'interesse di Traverso per George (*Leone Traverso traduttore di poeti tedeschi*, in *La traduzione dei moderni nel Veneto: Diego Valeri e Leone Traverso. Atti del VI convegno sui problemi della traduzione letteraria (Monselice, 12 giugno 1977)*, Antenore, Padova 1978, pp. 59-66: 63).

zione fiduciosa, dalla solennità delle terzine in cui l'«io» rapito oltre la nube estrema si confonde nel tutto, alle brevi strofette timide in cui si esprimono gli affanni e le allegrezze della nuova vita¹⁶.

Queste osservazioni sulla lingua di George chiamano in causa, è chiaro, il compito dello stesso Traverso come traduttore e di tale compito costituiscono una specie di cornice autoriflessiva. Il monostilismo di George, quell'«unico timbro» riconosciuto da Traverso, giunge a una resa altrettanto omogenea attraverso una lingua volutamente illustre, e per questo in realtà poco coincidente con la flessibilità dell'originale (che non teme le aperture di tipo colloquiale e finanche non disdegna di lambire il banale e il sentimentale), ottenuta con un indurimento di moduli della tradizione lirica italiana, soprattutto di derivazione stilnovistica, che per Traverso procede di pari passo con la «parziale rimozione della patina dannunziana»¹⁷ intimamente connessa alla sua formazione estetica. Una rimozione che, in realtà, si compie per sbalzi e singhiozzi: la ricercatezza di singoli lessemi, talvolta riesumati da uno stato di completo disuso («vitalbe» per «reben»¹⁸, «coccole vaje» per «reife-beginnenden beeren»¹⁹, «origliere» per «pfehl»²⁰), e il dominio di una semantica deconcretizzante («sorsi perlati» per «perlenden trankes»²¹, «dei faggi in riga verso il limitare» per «des buchenganges beinahe bis zum tore»²²) concordano nel conferire al soggetto poetante uno slancio assertivo che nel complesso non è sempre conforme al simbolismo georgeano, specialmente nelle liriche di argomento amoroso. Resta, in diversi passaggi, quella sensazione di disuguaglianza fra l'elevatezza complessiva del dettato, che mira a potenziare il decoro della pronuncia intensificandone la letterarietà, e la mancata chiusura di alcune soluzioni in rima che fu colta a colpo sicuro da una lettrice sensibile come Clotilde Schlayer, la quale scrivendo a Boehringer, il 13 febbraio 1938, rilevava che «besonders sein willkürliches Schalten mit dem Reim fiel mir unliebsam auf • weil es manchmal sehr störend und sogar das Versgefüge zerstörend

16 P, 25.

17 Flavia Di Battista, «Tradurre è come scrivere». Leone Traverso mediatore di Hugo von Hofmannsthal in Italia, Tesi di dottorato, Università degli Studi di Roma Tor Vergata, a.a. 2019/2020, p. 176.

18 P, 52.

19 P, 53.

20 *Ibidem*.

21 P, 50.

22 P, 59.

wirkt»²³. Il che – è ovvio – non tocca che marginalmente il valore in termini storico-culturali dell'impresa di Traverso, che, se pure non diede origine a una ricezione sistematica in lingua italiana della lirica di George, stabilì comunque un riferimento canonico destinato a orientare per alcuni decenni la conoscenza del poeta²⁴.

Per le ricerche che sono alla base di questo lavoro mi sono giovato del sostegno di istituzioni ospitali e di individui di buona volontà. L'uso delle lettere di Robert Boehringer è stato autorizzato dagli eredi unitamente allo Stefan George Archiv di Stoccarda, che ha concesso anche la pubblicazione di altri passi tratti da documenti affidati alla sua custodia. Il Fondo Leone Traverso dell'Archivio Urbinate presso la Fondazione Carlo e Marise Bo ha permesso l'uso delle lettere di Leone Traverso. La pubblicazione delle lettere di Traverso a Oreste Macrì è stata autorizzata dai rispettivi eredi insieme al Gabinetto G.P. Vieusseux di Firenze. Gli eredi di Enzo Ferrieri, insieme alla Fondazione Arnoldo e Alberto Mondadori di Milano, hanno concesso l'uso di una lettera di Traverso a Ferrieri. A tutti costoro va il mio più vivo ringraziamento. Sono grato infine, per molteplici forme di collaborazione, a Maik Bozza, Tiziano Chiesa, Diego Coaguila, Elisa D'Annibale, Eleonora De Longis, Flavia Di Battista, Kirsten Dickhaut, Mary Gallagher, Doris Hochdorfer, Gloria Manghetti, Selina Seibel, Ilenia Settineri, Ursula Vogt.

23 StGA Schlayer III, 1925.

24 Per alcune possibili influenze delle versioni georgeane di Traverso sulla poetica di Montale, con riferimento particolare alle *Occasioni*, cfr. Ida Campeggiani, *Montale e la letteratura tedesca di Leone Traverso. Con un'appendice di lettere di Montale a Traverso*, in «Studi Novecenteschi», 37 (2010), pp. 259-322: 278-289.

LETTERE DI ROBERT BOEHRINGER E LEONE TRAVERSO

1.

[Collocazione: StGA, Boehring III, 50275. Lettera manoscritta]

Egregio signore,
secondo il desiderio da Lei espresso nella lettera di risposta al mio amico Karl Schück²⁵, Le accludo una copia di alcune tra le versioni da Stefan George, ch'io intenderei pubblicare "all'insegna del Conero"

25 Karl Schück, nato nel 1901, appartiene al circuito dell'emigrazione tedesca in Italia. Vicino a Wolfskehl, si distingue tra l'altro per una certa simpatia nei confronti del fascismo, che lo porta, nel 1937, a tradurre in tedesco il libro di Achille Starace sulla guerra in Etiopia (*Der Marsch nach Gondar. Eigenbericht aus dem Abessinischen Krieg*, Braumüller, Wien 1937). Nel 1939 emigra negli Stati Uniti e già nel 1941 svolge funzioni di segretario per il German-American Congress for Democracy in California presieduto da Thomas Mann. Nel dopoguerra insegna tedesco presso il Los Angeles City College, dove si impegna per la fondazione di un coro, esprimendo anche in alcune pubblicazioni la convinzione che l'insegnamento musicale abbia la capacità di potenziare i risultati di ogni altra attività didattica. La lettera di Boehringer a Schück è conservata sotto la collocazione: StGA, Boehringer II, 41100. Prima che a Boehringer, Schück si era rivolto a Georg Bondi, il 28 marzo 1935. Si tratta della prima attestazione del progetto di traduzione delle liriche di George:

«Inzwischen machte ich die Bekannschaft eines jungen, mir sehr empfohlenen Italieners Leone Traverso, der mit einer Arbeit über Rilke doktoriert und sich dadurch einen Namen gemacht hat, dass er – vor allem in der führenden "Italia Letteraria" – einige ganz ausgezeichnete George-Uebersetzungen veröffentlicht hat. Dieser Traverso nun hat die Absicht, ein Buch mit circa 45 Uebersetzungen aller Gedichtbände – mit Ausnahme "Das neue Reich" – in einer Sonderauflage von circa 300 Exemplaren herauszugeben, und zwar im Verlag "All'insegna del Conero" in Ancona. Nun handelt es sich darum, dass der genannte Verlag, vor allem angesichts der geringen Auflage, nicht imstande wäre, die wahrscheinlich geforderten Tantièmen zu zahlen, und er bezieht sich dabei auf die Berner Konvention mit der Ablösung nach zehn Jahren nach dem Tod des Verfassers. Da nun die meisten Gedichte aus den um 1889 und -14 erschienen [sic!] Bänden entnommen sind, hofft Traverso durch Sie die Erlaubnis zu erhalten und meint, dass gerade diese Buchausgabe einer Auswahl der schönsten Gedichte nur im Interesse der deutschen Kultur sein würde. Es wäre sehr schön, wenn Sie Ihr Einverständnis und mir recht bald Mitteilung geben möchten, die ich dann dem Uebersetzer weiter geben werde» (presso il George-Archiv è conservata una copia dattiloscritta della lettera, sotto la collocazione B. Stauffenberg V, 4201). Schück si riferisce alle versioni di liriche di George pubblicate da Traverso in due occasioni, tra novembre e dicembre 1933, nell'«Italia Letteraria». In entrambe le circostanze erano apparsi quattro componimenti. Nel numero di dicembre, peraltro, un errore tipografico aveva fuso insieme una poesia tratta dal *Teppich des Lebens* (SW V, 18) e la prima strofa di una tradotta dal *Siebenter Ring* (SW VI/VII, 84), dando luogo a un curioso effetto combinatorio. Altre traduzioni erano apparse poco prima dell'inizio del carteggio, nel febbraio 1935, nel periodico pistoiese «Il Ferruccio».

in Ancona. La scelta completa sarebbe di una cinquantina di poesie tradotte; duecentocinquanta gli esemplari da stamparsi.

Non ho creduto opportuno mandarLe l'intera raccolta, confidando che già da questa diecina di versioni potrà farsi un concetto del mio modo di tradurre il compianto grande poeta, – che ha incontrato favorevolissima accoglienza presso letterati e germanisti italiani.

In attesa d'un Suo cortese riscontro e nella speranza d'ottenere il permesso di pubblicazione,

Le porgo i miei più devoti ossequi.
Suo Leone Traverso
Firenze 2-V-35
lungarno Acciaiuoli 20
presso sig^{ma} de Tomassick

* * *

2.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49500. Lettera in copia dattiloscritta]

Genf 17.5.35.

Sehr geehrter Herr Traverso,
Leider habe ich Sie am 8. Mai in Florenz verfehlt; ich hätte gern mit Ihnen über die mir übersandten Proben gesprochen. So muss ich versuchen, Einiges von dem was ich hatte sagen wollen Ihnen zu schreiben.

Ich habe die Uebersetzungen verglichen und mir scheint vieles gut daran. Gerade deshalb bitte ich um die Erlaubnis Sie noch auf etliche Stellen aufmerksam machen zu dürfen, die Sie vielleicht durch neuerliche Ueberprüfung auf die Höhe des übrigen bringen mögen. Bitte erkennen Sie in diesen Hinweisen das Interesse, das ich an Ihrer Arbeit nehme.

In der vorletzten Strophe des Algabalgedichtes, schreiben Sie "ma larga lama..."²⁶ Dieses "ma" gibt einen Gegensatz, der mir zu stören scheint.

Der Herr der Insel. Dort heisst es:

²⁶ «Ein breiter dolch ihm schon im busen stak •» (SW II, 66). In P, 39 Traverso traduce «Larga una lama gli s'immerge in petto».

So habe er seit urbeginn gelebt.
 Gescheiterte nur hätten ihn erblickt
 Denn als zum ersten Mal die weissen segel
 Der menschen sich mit günstigem geleit²⁷
 wäre es möglich für urbeginn etwas zu finden was den Urzustand
 mehr enthält als più remoti? Gescheiterte sind naufraghi. Accorti sind,
 meine ich zu gewandt, um diesen Vogel zu erblicken. Geleit ist, meine
 ich, nicht carico, sondern eher condotta, vielleicht sogar fortuna.

Du willst mit mir ein reich der sonne stiften²⁸.

Wäre es möglich für aiuole ein Wort zu finden, das die Triften
 besser wiedergäbe mit der Vorstellung von etwas weitem Grünem?
 Vielleicht prati oder pasture?

In der 2. Strophe will mich alfine paghi nicht recht befriedigen,
 und liesse sich rami incantati durch die einfache Wiedergabe von
 höchsten Aesten ersetzen?

Zu meinen träumen floh ich vor dem volke²⁹.

In der ersten Zeile ist ribelle doch zu fremd. Und wäre es wohl
 möglich, in der 4. Strophe die Betonung des Einen Grundes hinein-
 zubringen, zu sagen, dass er das Schweigen bricht, m'induce al canto
 scheint nicht schwer genug dafür. Lässt sich das also der 4. Zeile im
 Italienischen nicht explicite wiedergeben? In der 5. Strophe kommt
 mir dammi leichter vor als darf ich nicht vermissen; ob sich das aber
 ausdrücken lässt?

Ob schwerer nebel in den wäldern hängt³⁰

Darf man pende sagen in der 1. Zeile? Oder verlangt das Italie-
 nische penda? Im Deutschen steht freilich der Indikativ. S'affollano
 scheint mir "regen sie sich" nicht ganz auszudrücken, Muoversi hat
 freilich auch nicht den Hauch der deutschen Wendung.

In der 2. Strophe will mir mortali nicht gefallen; könnten Sie dafür
 den auf den Wipfeln liegenden Reif, brina, pruina hineinbringen?

Die sommerwiese dürrt von arger flamme³¹

27 SW III, 18. Traverso traduce: «Così visse dai tempi più remoti: / I naufraghi
 lo videro soltanto: / Ché il primo giorno che le vele bianche / Degli uomini e la
 scorta più propizia» (P, 48-49).

28 SW IV, 38. Traverso mantiene «aiuole» e «alfine paghi», mentre sostituisce
 «rami incantati» con «cime rare» (P, 64).

29 SW IV, 50. Traverso conserva «ribelle» e «m'induce / Al canto», così come
 risolve con «dammi» il più articolato «darf ich nicht vermissen» (P, 66-67).

30 SW IV, 110. In P, 72 resta «pende», ma «s'affollano» muta in «strisciano».
 «Mortali» viene soppresso ed è accolto anche il suggerimento di Boehringer circa la
 parola «brina»: «Curvi la brina i rami sonnolenti».

31 SW VI/VII, 77. Traverso accetterà il suggerimento: «E sgomenta l'allodola
 saliva» (P, 104).

Auch da scheint mir das ma in der letzten Zeile der 1. Strophe einen nicht vorhandenen Gegensatz anzuzeigen. Ich weiss wohl, dass diese Anmerkungen sich auf Einzelheiten beschränken und die Sache selber nicht treffen. Mündlich wäre das eher möglich. Drum habe ich Karl Wolfskehl³² angefragt, ob er bereit wäre, mit Ihnen darüber zu sprechen. Er hat meiner Bitte entsprochen. Er ist gegenwärtig in Florenz, 54 via Pindemonte. Wenn Sie sich mit Berufung auf mich an ihn wenden mögen, werden Sie gewiss Bereicherung erfahren.

Wenn Sie mir noch weitere Proben schicken wollten, so könnte ich mein Urteil ergänzen. Gern würde ich auch die Herrn Prof.

32 Karl Wolfskehl (1869-1948), appartenente a una benestante famiglia di origine ebraica, conosce Stefan George nel 1893, assumendo un ruolo preminente per la costituzione del sistema di relazioni tra il poeta e i giovani artisti che sarebbero confluiti nella struttura del cenacolo. Una fedeltà che si mantiene inalterata fino alla morte di George, e che si sostanzia sia sul piano intellettuale (Wolfskehl collabora già nel 1894 ai «Blätter für die Kunst», dirige insieme a Friedrich Gundolf, dal 1910 al 1912, lo «Jahrbuch für die geistige Bewegung» ed è autore anche in altre sedi di interventi pubblicitici a sostegno della lirica di George, il quale a sua volta promuove con forza la sua attività di poeta in proprio) sia su quello materiale (si deve a Wolfskehl se il *George-Kreis* finisce per gravitare per lo più intorno alla città di Monaco, dove il poeta può giovare dell'ospitalità dell'amico, tra l'altro nel leggendario *Kugelzimmer* che Wolfskehl prende in affitto tra il 1909 e il 1919 in una mansarda della Römerstrasse per le riunioni del gruppo). Erudito versatile e cosmopolita, sempre molto vicino – anche nella sua produzione di lirico – ai temi della tradizione ebraica, all'indomani dell'incendio del Reichstag (27 febbraio 1933) abbandona la Germania spostandosi prima in Svizzera, poi in Italia. Trascorsi alcuni periodi a Roma e Firenze, si stabilisce in Liguria, tra Recco e Camogli, ma l'aggravarsi della minaccia antisemita nell'Italia fascista lo induce, nel 1937, a riprendere la via dell'esilio verso la Nuova Zelanda. Negli anni trascorsi in Italia, incoraggia la diffusione e la conoscenza dell'opera di George; il 17 aprile 1934, per esempio, tiene un discorso commemorativo in occasione di una cerimonia in ricordo del poeta, organizzata presso l'Istituto Italiano di Studi Germanici a Roma. In questa circostanza Robert Boehringer, a cui si deve l'organizzazione dell'evento, legge una selezione di testi di George, tratti sia dalle raccolte, presentate in ordine cronologico, sia dalle traduzioni della *Divina Commedia* (Patrizio Collini, *Eine Florentinisch-Römische Girlande. Unbekannte Briefe von und an Karl Wolfskehl in Italien 1933-1934*, in «Jude, Christ und Wüstensohn». *Studien zum Werk Karl Wolfskehls*, hrsg. v. Gabriella Pelloni – Davide Di Maio, Hentrich & Hentrich, Berlin-Leipzig 2019, pp. 51-56 riferisce del ritrovamento di carteggi comprendenti anche lettere tra Wolfskehl e Boehringer circa la preparazione della cerimonia a Villa Sciarra). Nell'*Introduzione* all'edizione delle *Poesie* di George, Traverso riconoscerà il debito nei confronti di Wolfskehl, che definirà un «amico geniale del poeta» al quale deve «una paziente e illuminata revisione del mio lavoro» (P, 34). Sulla rete delle relazioni di Wolfskehl negli anni trascorsi in Italia cfr. Karl Wolfskehl, «*Jüdisch, römisch, deutsch zugleich...*». *Briefwechsel aus Italien 1933-1938*, hrsg. v. Cornelia Blasberg, Luchterhand Literaturverlag, Hamburg 1993.

Gabetti³³, Roma, und Prof. Vincenti³⁴, Torino [sic!], denen ich von Ihren Arbeiten erzählt habe, weiterhin unterrichtet halten, wenn Ihnen das recht ist.

Mit verbindlichen Empfehlungen
Ihr sehr ergebener
RB

* * *

3.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49501. Appunto manoscritto su lacerto di carta quadrettata]

Genf 13.VI.35

S. g. H. Tr,

Denken Sie nicht, ich hätte Ihren Brief vergessen. Sie werden von Prof. G direkt hören. In die Uebersetzungsarbeit möchte ich nicht eingreifen, da Sie nun mit KW von dem ich Bericht habe in Verbindung sind. Ihr sehr ergebener

RB

an Leone Traverso³⁵

* * *

33 Giuseppe Gabetti (1886-1948) si laurea nel 1908 a Torino con una tesi su Giovanni Prati, ma sotto la guida di Arturo Farinelli si volge allo studio della cultura tedesca. Nel 1919, dopo alcuni anni di docenza a Genova, è chiamato dall'Università di Roma a prendere il posto di Giuseppe Antonio Borgese sulla cattedra di letteratura tedesca. In questa funzione riceve l'incarico di seguire la costituzione dell'Istituto Italiano di Studi Germanici, di cui nel 1932 diventa il primo presidente.

34 Leonello Vincenti (1891-1963), dopo la laurea a Torino con Arturo Farinelli, nel 1914, è lettore di italiano a Monaco, poi collaboratore delle riviste di Piero Gobetti, «La Rivoluzione liberale» e «Il Baretto» (per il quale pubblica, nel 1925, un importante lavoro sul teatro tedesco di inizio Novecento). Nel 1937 ottiene la cattedra di letteratura tedesca all'Università di Torino.

35 Il Fondo Leone Traverso di Urbino conserva la cartolina inviata da Boehringer. Il testo trascritto nell'appunto è integrato, dopo la firma, dall'annotazione: «vielleicht schicken Sie an Prof. G. Abschrift der neuen Fassung Ihrer Uebertragung».

4.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50276. Lettera manoscritta]

Gentilissimo dottore,
 ho ricevuto ieri una lettera dal prof. Gabetti, che – con mia lieta sorpresa – mi chiede se non sarei disposto ad accettare una borsa di studio per il prossimo anno accademico a Berlino (dal momento che tutti i posti sono occupati all'Istituto di cultura italiana a Vienna)³⁶. La Sua benevola e autorevole parola ha avuto il suo effetto, – di cui io non so veramente come ringraziarLa. A Lei soltanto – che ha avuto la bontà d'interessare di me il prof. Gabetti – debbo questo favore, che non avrei forse ottenuto da' miei connazionali.

Ho terminato oggi di leggere al prof. Wolfskehl le mie versioni, per cui m'è stato ricco di osservazioni e proposte veramente acute e geniali. Non appena avrò corretto e ridotto alla forma definitiva alcuni versi, mi farò premura di spedirLe il manoscritto dell'intera scelta di versioni. Il prof. Gabetti passerà da Firenze dopo il 20 c. m. e avrò così modo di conoscer personalmente quest'uomo di gusto così fine e sicuro e di tanta cultura. (O forse andrò io stesso a Roma prima del 20).

Gradisca i saluti dei sigg. proff. Wolfskehl e Gabetti e i miei più sentiti ringraziamenti e ossequi.

Dev.^{mo} Leone Traverso
 Firenze Lung'Arno Acciaiuoli 20
 13-VI-1935

* * *

³⁶ La lettera, datata 11 giugno 1935, è conservata presso il Fondo Leone Traverso di Urbino:

«Egregio Dr. TRAVERSO,
 il Dr. BOEHRINGER mi trasmette la Sua versione di alcune liriche di GEORGE e mi parla di Lei.

Leggerò in questi giorni prossimi le versioni e le confronterò col testo. E Le dirò la mia impressione [aggiunto a penna:], la quale è, a prima lettura, ottima.

Volentieri L'avrei aiutata nella Sua aspirazione a un posto nell'Istituto di Vienna. Ma, a quanto mi consta, il posto di segretario è già preso. Spero invece di poterLe [correzione a penna:] procurare per il prossimo anno accademico una borsa di studio per Berlino che Le consentirà un soggiorno di un anno in Germania. Mi scriva se è disposto ad accettare».

5.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49502. Lettera in copia dattiloscritta]

Genf, den 16. Juni 1935.

Herrn Leone Traverso

Firenze

Sehr geehrter Herr Traverso,
Ihrem Brief vom 13. Juni entnehme ich, dass die Nachricht von Professor Gabetti Sie schon erreicht hat; machen Sie das Beste daraus. – Die neue Fassung der Uebersetzungen erwarte ich mit Interesse.
Mit verbindlichen Empfehlungen
Ihr sehr ergebener
RB

* * *

6.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50277. Cartolina postale del Regno d'Italia manoscritta, indirizzata a H. D^r Robert Boehringer / Villars sur Ollon / Alpes Vaudoises / Svizzera]

Gentilissimo sig^r Boehringer,
grazie dell'ultima cartolina. Mi dispiace vivamente di non averLe potuto spedire prima il manoscritto colle varianti definitive (dove troverà tuttavia uno spazio bianco per due versi, di cui non ho ancora fissato l'ultima forma).

Probabilmente ai primi giorni o alla metà d'ottobre partirò per Berlino, se il prof. Gabetti – che non potei vedere a Firenze – mi procura la borsa di studio, per cui s'interessò Lei tanto gentilmente. (Potrebbe anche darsi – ma non è sicuro né probabile – ch'io dovessi partire per l'Africa). Mi piacerebbe però che per quel tempo il volume di traduzioni fosse stampato: se no, mancando io da Firenze, l'edizione si dovrebbe rimandare a epoca indefinita. L'editore – che incontrai recentemente a Firenze – non aspetta altro che un permesso Suo o di Bondi³⁷. – A Firenze mi rivide il manoscritto e mi corresse

37 Georg Bondi (1865-1935), cresciuto in una ricca famiglia di origine ebraica,

qualche svista sfuggita a K.W. un altro “georgiano”: K. Mayer³⁸ di Ulm/Donau. – Ora, come si può fare?

Può tenere il manoscritto quanto vuole: io ne ho un'altra copia. Sentirei volentieri un Suo giudizio.

Conselve (Padova) 15-VII-'35

* * *

7.

[Collocazione: FLT. Cartolina postale manoscritta, indirizzata a Dr Leone Traverso / Conselve / (Padova)]

Villars sur Ollon. Alpes Vaudoises 17. VII. 35

Sehr geehrter Herr Traverso, Haben Sie auch eine Kopie an Professor Gabetti geschickt? Dieser wird zwar jetzt in München sein, aber es wäre doch gut, wenn er die definitive Fassung bald sähe. Mich würde sein Urteil auch interessieren, und er bekäme daraus eine Vorstellung von Ihrem Können.

Hier kann ich, wie gesagt, die Uebertragung nicht mit dem Original vergleichen, aber vielleicht werde ich ohnedies an Bondi schreiben können, da KW. sie gesehen hat.

Ihr sehr ergebener

Robert Boehringer

fonda nel 1895 – prima a Dresda e poi a Berlino – una casa editrice che si afferma in pochi anni come un importante organo del naturalismo tedesco. Nonostante questo orientamento, evidentemente contrario rispetto al suo programma, George – che era alla ricerca di un editore a cui appoggiarsi per allargare il circuito ristretto delle prime pubblicazioni a carattere privato, e che a questo fine aveva già avviato delle trattative con Diederichs – nel 1898 stabilisce con Bondi un'intesa in base alla quale tutte le opere del poeta e le più rilevanti pubblicazioni dei componenti del cenacolo appariranno sotto le insegne dell'editore. Alla morte di Bondi, il controllo dell'impresa passerà a Helmut Küpper, che collaborava con lui da qualche anno. A Bondi, Boehringer aveva scritto per la prima volta a proposito del lavoro di Traverso l'11 maggio 1935, esprimendosi fin da allora in termini complessivamente positivi: «Diese Uebersetzungen zeigen eine wirkliche Begabung und sind stellenweise gut gelungen. Andere Stellen allerdings lassen zu wünschen übrig, sodass ich mich mit Herrn Traverso darüber auseinandersetzen möchte» (collocazione: StGA, B. Stauffenberg V, 1312).

38 Karl Kilian Mayer (1898-1942). Allievo di Friedrich Gundolf, si rifugia in Italia costretto dalla persecuzione nazista. A Firenze si dedica a studi su Dante, abbozzando anche una versione in tedesco della *Divina Commedia*. Poco prima dello scoppio della guerra si addottora a Basilea con un lavoro su Nietzsche. Trasferitosi in Inghilterra, viene internato in quanto cittadino tedesco.

8.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50278. Cartolina postale del Regno d'Italia manoscritta, indirizzata a M^{te} D^{te} Robert Boehringer / Villars sur Ollon / Alpes Vaudoises / Svizzera. Senza indicazione di data, timbro postale del 29 luglio 1935]

Conselve (Padova)

Gentilissimo sig.^{re} Boehringer,
scusi se non ho risposto subito alla Sua cortese cartolina. Ma aspettavo notizie dal prof. Gabetti, che speravo d'incontrare almeno a Verona dopo averlo aspettato inutilmente fino alla fine di giugno a Firenze. Ma egli sarà già probabilmente in Germania e io non so il suo indirizzo. Mi rincrescerebbe d'altra parte spedirgli a Roma l'unico manoscritto ch'io serbi delle versioni. (Qui poi mi sarebbe un po' difficile ora farne battere un'altra copia). Un saggio di esse egli conosce già per la Sua cortese premura: e me ne fece – tempo fa – comunicare il suo favorevole giudizio per mezzo del prof. Zamboni³⁹ dell'università di Firenze e me lo confermò poi subito nella lettera in cui mi proponeva la borsa di studio a Berlino.

Le versioni ch'egli conosce son press' a poco un quinto della raccolta completa (ch'egli del resto non mi richiese di vedere) e son persuaso – senza troppa presunzione, credo – che non muterebbe opinione leggendo le altre. Temo potrebbe apparire un'insistenza un po' inopportuna da parte mia s'io gli spedissi ora – senza sua richiesta – il manoscritto completo. – Il giudizio Suo, di KW e di Gabetti mi sembrano poi in sostanza concordi. E Bondi rimetteva, se non m'inganno, la cosa a Lei. E a Lei finalmente io mi rimetto.

Devoti ossequi Suo

Leone Traverso

* * *

39 Giuseppe Zamboni (1903-1986) nasce in Russia da padre italiano e madre tedesca. Si laurea a Firenze nel 1927 con una tesi su Brockes. Libero docente di letterature comparate, dal 1936 insegna letteratura italiana a Lipsia e a Berlino. Dopo la guerra, ottiene incarichi come insegnante di lingua francese e tedesca presso la Scuola Normale di Pisa e dal 1962 è ordinario di letteratura italiana a Basilea.

9.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49503. Lettera in copia manoscritta]

Chalet Pita – Villars sur Ollon den 25.VIII.35

Sehr geehrter Herr Traverso,
Dem Verleger, Georg Bondi, habe ich empfohlen, der Veröffentlichung Ihrer Uebertragungen zuzustimmen; er hat Ihnen schon geschrieben und als einzige Bedingung verlangt, dass Sie ihm und mir je ein Belegexemplar schicken. Meinerseits bitte ich auch den Herren Karl Wolfskehl, G. Gabetti und L. Vincenti je eines zu überlassen. Die Adresse von Herrn Vincenti ist Torino, Corso Quintino Sella 106.

Ich lege Ihnen noch ein Blatt bei mit einigen Anmerkungen⁴⁰, die Ihnen vermutlich dienen können und begrüße Sie mit guten Wünschen für das Erscheinen Ihres Buches als

Ihr sehr ergebener
RB

* * *

40 Le osservazioni allegate alla lettera si devono a Leonello Vincenti, che Boehringer aveva interpellato per un parere. Il 15 agosto 1935, da Monaco, Vincenti aveva inviato a Boehringer una serie di rilievi, introdotti dalla lettera seguente: «Pregiatissimo Signore Boehringer,

Le rinnovo le mie scuse per aver tanto indugiato a riferirLe sulle versioni di L. Traverso. In compenso Le scrivo con qualche ampiezza oggi, alla vigilia di lasciare Monaco per due settimane.

Dall'attento esame del ms. ho avuto confermata la mia primitiva impressione: si tratta di un traduttore acuto, agile, che non si è risparmiato fatica, d'intuito spesso sicuro, felice nel risolvere molte scabrose difficoltà. Le sue aperture sono quasi sempre buone, nel resto dei singoli componimenti c'è invece non di rado un calare fino, qualche volta, a un tono afono, povero di melos e di ritmo. Come poeta il Traverso mi pare un po' monocordo. Anni sono egli sarebbe stato forse un dannunziano. La sua scelta delle poesie di George rivela – se non mi sbaglio – delle simpatie per i motivi i sensi e il linguaggio della “décadence” (storicamente intesa). Anche nel “Teppich” e nel “Ring” egli ha cercato di preferenza le situazioni e gli accenti di “Algabal” e di “Jahr der Seele”. Collo stesso numero di componimenti scelti dal “Vorspiel” avrebbe potuto darne al lettore italiano un'idea caratteristica. Non l'ha fatto. Dal “Ring” non ha scelto nessuno “Zeitgedicht”; quasi tutto invece ha preso dai “Gezeiten”. Nello “Stern des Bundes” ben altro avrebbe potuto prendere. Con tale scelta il lettore italiano ignaro di George non potrà formarsi un concetto chiaro né della sua personalità totale, né dello sviluppo della sua opera. Non di meno sarà un principio e, ad onta di ogni manchevolezza, un buon principio, perché il poeta parlerà direttamente, se anche in modo lacunoso. Il Traverso stesso od altri si sentirà incoraggiato a fare poi di più e di meglio» (collocazione: StGA. Boehringer III, 53375).

10.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50279. Lettera manoscritta]

Gentilissimo signor Boehringer,
ho ricevuto ieri l'altro la lettera di G. Bondi col permesso di pubblicazione. Ne ho subito informato l'editore italiano col quale ero in trattative e spero che il libro possa uscire al più presto e in veste degna. Non dimenticherò naturalmente di farne omaggio a Lei cui tanto devo e agli altri che Lei mi nomina • a cui già spontaneamente io avevo pensato. – Oggi risponderò a Bondi.

Stavo per scrivere a Lei per ringraziarLa della Sua premurosa bontà e trascriverLe alcune varianti ultime di cui ho già informato il mio “consigliere” ufficiale K. Wolfskehl • quando ho ricevuto la Sua gentile lettera. Non so veramente come dimostrarLe la mia gratitudine per l'interesse e la cura che Lei si prende per il mio lavoro • se non facendo tesoro delle Sue osservazioni e tentando di ridurlo alla forma più vicina e degna del testo. Valga come premio delle nostre fatiche l'amore del poeta e la fiducia di alimentarne e diffonderne il culto col meglio delle nostre forze.

Le trascrivo ora qui alcune varianti ultime – anteriori alla Sua lettera – e le varianti o risposte che le Sue osservazioni mi suggeriscono. (S'intende che nei punti di cui taccio son d'accordo con Lei e ho già accettato le Sue proposte).

Pilgerfahrten – “Voi fantasmi”: Le “grida” (“Gerüchten”) mi sembrano dichiarate dai versi seguenti. – Intendo “grida di ardee” (“Reiher”). Se George intendeva altro • non l'ha detto né spetta a me scoprirlo⁴¹.

Algabal – “Quando a cupole” – non è necessario accentare in italiano il “che” – “Son lieto che” è assai comune in italiano, non “son lieto perché” – L'accento si potrebbe mettere tutt'al più per rinforzare • se ce n'è bisogno. Ma qui interromperebbe forse il ritmo⁴².

“Poiché sui giacigli” – Grazie del suggerimento. Ho corretto: “E di morte un glorioso destino”⁴³ “Narrar mi voglio” – Il v. 5 è stato ben compreso. Solo “bene” appariva ed è forse in italiano un po' secco e volgare. “E sia!” mi fu suggerito non ricordo se da KW o da quel dottor K. Mayer • di cui mi sembra d'averLe accennato. “E sia!” del resto può significare tanto decisione già presa quanto azione già compiuta. A me pure del resto piace poco e – in mancanza di meglio

41 SW II, 46; P, 38.

42 SW II, 66; P, 39-40.

43 SW II, 70; P, 41. In realtà Traverso opterà per la soluzione: «E la morte e il più chiaro destino».

– torno al “bene!” – Per eliminare poi la rima in “ai” con “ormai” che ricorre altre volte nelle mie versioni • ho ridotto la str. così:

“Bene! ché a voi mi piacque d’accordare
La goccia dell’anello che una sera
Mi liberi ove la stellata sfera
Io non potessi ormai più riguardare”⁴⁴

Hirtengedichte – “Nel Sud” – ho corretto “I naufraghi lo videro soltanto” (ma “talvolta” era più vago e più poetico). A che s’intendesse “Soltanto i naufraghi” – anche senza tradurre il “nur” – bastava la posizione di “I naufraghi” al principio di verso. V. molti poeti latini e italiani⁴⁵.

Hängende Gärten – “Negli alti palazzi” – ho scelto “piastre” pel suono. Poi io vedevo l’“interno” dei palazzi • pel cui movimento “piastre” va benissimo. – Ma George vedeva forse l’“esterno” – la facciata: Negli “alti” palazzi. A noi Italiani poi vien da pensare a facciate chiare e interni oscuri. Correggerò con “pietre” (ma è un po’ comune): “bugne” o “bozze” suona male. “Massi” non sono sbizzati: “quadri” non sarebbe italiano in questo senso⁴⁶.

Jahr der Seele – per “totgesagt” potrei dire – avvicinandomi di più al testo – “Vieni al parco assopito nel letargo” – ma qui c’è bisogno d’un suono spento o cupo – L’“i” di “assopito” – su cui poi cade l’accento – non va. Sono incerto. Dai versi seguenti si capisce ch’è un falso o almeno breve letargo⁴⁷.

“Camminiamo” – A “canutiglia” avevo pensato anch’io: ma è parola tecnica d’orefici • ignota alla maggior parte dei lettori. “Splendore” è troppo forte e diffuso – “vivido” però • specialmente col suono • corregge il sostantivo. Forse “bagliore”? Ma è lume stracco o a intervalli⁴⁸.

“Le pietre che inasprivano” – Nel 4° verso come si può rendere “weben” e “am” in italiano? Io intendo di fiocchi che aleggino • vaghino intorno al lenzuolo funebre • da cui sono staccati e s’abbattono “sul ciglio” alla gente. Questo significa il mio verso⁴⁹.

“Il verso 12 è senza ritmo” dice Lei⁵⁰. Mi permetto di trascriverLe qui alcune parole del Carducci che di certe cose tecniche s’intendeva

44 SW II, 82; P, 43.

45 SW III, 18; P, 48-49.

46 SW III, 74; P, 53

47 SW IV, 12; P, 57.

48 SW IV, 15; P, 59.

49 SW IV, 24; P, 61.

50 Il verso di George è «Ihr todeswinde mich gelinde träft». Traverso traduce «Miti sfiorate me venti di morte».

• nel suo commento al verso del Petrarca: “Ch’è già di pianger e di viver lasso”⁵¹ – che ha lo stesso ritmo del mio. “È di quei versi per flessibilità e divincolamento meravigliosi, come sapeasi fare solo nel Trecento”⁵². Anche del Petrarca: “Sorga che a pianger e a cantar m’invita”⁵³. Di D’Annunzio nel “Piacere”: “Ara con pianti, anima dolorosa”⁵⁴. V. anche osservazioni del poeta su questo verso. Tipi di endecasillabo se ne annoverano dai grammatici a decine e non è affatto a caso o per necessità ch’io adotto l’uno o l’altro tipo. – Così nell’ultimo verso coll’incertezza degli accenti io volevo rendere il vacillare di chi è appena desto dal sonno. Per l’immagine poi della danza • suggeritami da reminiscenze di poeti – dalla Bibbia a Mallarmé a George stesso – e da opere plastiche • io la lascerei • se anche nel testo manca. Forse giunge un po’ improvvisa: tanto meglio. Si potrebbe però rimediare con un’assonanza: “Dorme occulta speranza giovinetta. / Al primo soffio tepido si desta”⁵⁵.

O anche • con rime vere: “Una speranza giovine è assopita.

Si desta a un soffio d’aria intiepidita”.

“Rotto è l’incanto” – Rimedierò all’ambiguità del v. 5. Nel v. 6 credo di poter lasciare senza scrupolo d’assurdità “onde” – che possono essere anche le minime increspature d’una qualunque superficie d’acqua – anche senza sbocchi come quella d’un lago – a un soffio d’aria • secondo l’uso di tutti i poeti italiani da Dante e Petrarca a oggi. Dopo la rigidità del ghiaccio l’acqua si muove⁵⁶.

“Dal volgo ai sogni” – Anzitutto ho rifatta la 1^a strofe, per togliere il “ribelle” (che rima con “stelle” anche in un’altra versione): non so però se sia ora migliorata.

51 È il v. 11 del componimento CCXLIII dei *Rerum vulgarium fragmenta* di Francesco Petrarca.

52 *Le Rime di Francesco Petrarca di su gli originali*, commentate da Giosue Carducci – Severino Ferrari, Sansoni, Firenze 1899, p. 339.

53 In realtà: «Sorga, ch’a pianger et cantar m’aita» (v. 8 del componimento CCLIX dei *Rerum vulgarium fragmenta* di Francesco Petrarca).

54 Composti quattro sonetti per mettere alla prova le proprie capacità dopo la convalescenza dovuta alle ferite inflittele in duello, Andrea Sperelli – il protagonista del *Piacere* di Gabriele D’Annunzio (1889) – indugia a riconsiderare la loro struttura metrica: «Quando egli ebbe condotti a termine i quattro sonetti, trasse un respiro e li recitò senza voce, con una enfasi interiore. L’apparente rottura del ritmo nel quinto verso dell’ultimo, causata dalla mancanza di un accento tonico e quindi d’una posa grave della ottava sillaba, gli parve efficace e la mantenne» (Gabriele D’Annunzio, *Il piacere*, in *Prose di romanzi*, vol. 1: *Il piacere – L’innocente – Trionfo della Morte*, Mondadori, Milano 1968, p. 153). Il verso in questione è appunto quello citato da Traverso.

55 Traverso opererà per questa soluzione.

56 SW IV, 32; P, 63.

Dal volgo asilo ai sogni miei cercai:

... Solo e puro con nubi e astri parlai. etc.,

La 4^a strofe poi è forse un po' oscura per brevità. Il "che" del secondo verso sta per il comune inelegantissimo "il fatto che". È d'uso presso i migliori scrittori (v. Dizionario universale della lingua italiana del Tommaseo-Bellini) e può aprire una lunga proposizione all'indicativo • che funga da soggetto. (Prorompe dunque, non "prorompa" che cambierebbe la proposizione in finale).⁵⁷

"Se grave nebbia" – Mi sono sforzato specialmente nell'ultimo verso di adombrare il suono del testo: "i – a – a – i" – "Gestirn" sarebbe "costellazione" che è parola troppo lunga e di suono spento. – "Einzig" è "solitario" = "unico" – "In" te fisso = su te fisso = che vigila su di te. – Pei suoni è curioso anzi osservare la sequenza alternata di un suono largo (a) e di uno acuto (i) nelle rime di tutta la strofe ("stanca" "abisso" "manca" "fisso") ripetuta in ordine variato nell'ultimo verso⁵⁸.

Vorspiel – "Mentre il monte" – Non capisco • per quanto ci rifletta • perché l'ultima strofe vada rifatta. Le rime – se anche non rarissime – non sono però così comuni. Raramente anzi si trovano legate in rima le parole "vale" "sale" "vento" "sento" – E son rime tutte di sostantivi e verbi • rime cioè genuine e non di ripiego. Alternati poi i suoni stretti e i larghi. Il secondo verso è interrotto anche nel testo. La proposizione relativa • col "dove" staccato dal verbo "sale" dal termine "tomba" a cui si riferisce • si potrebbe usare anche in francese • ch'è la lingua dalla disposizione delle parole più geometrica e lineare (Gide p. e. usa spesso tali proposizioni anche nei "récits"). Lo iato "Dormono: io" è voluto • a indicare la contrapposizione di "io" a "tutti" – di chi veglia a chi dorme. Un tempo invece di "io" avevo messo "ma". Lo iato con "io" è un suggerimento – felicissimo mi sembra – di K.W. L'anticipazione della relativa "– che ancora il fuoco rianima" è più che legittima in una lingua che deriva dalla latina e può esser poetico far prima apparire l'effetto poi nominare la causa. (Oltre che il lettore può benissimo unire "sento – che" e interpretare il "che" come "dass" tedesco). "Veglia e vale" poi è un latinismo legittimo • raro e chiaro • efficace con quella lettera "v" iniziale comune (v. effetto di "Stabreim" in tedesco e nei latini arcaici)⁵⁹.

Teppich – Ho chiuso "Tristezza di luglio" così:

57 SW IV, 50; P, 66-67.

58 SW IV, 110; P, 72.

59 SW V, 30; P, 81.

Mormora la bocca esangue: Ah d'ogni fiore
Come sono ormai stanco, de' bei fiori stanco!

Non è però una chiusa felice⁶⁰.

Ring – Si può rimediare “Tristi come i sentieri della tomba” senza però guadagnarci molto⁶¹. “Lasciami ora” – Uso “gridare” perché a “rufen” manca nel testo il complemento oggetto che ne dichiara il valore di “chiamare” (Nel vocabolario Rigutini-Bulle trovo anche il senso: “gridare”). “Gridare” poi io l’uso nel senso di “dire ad alta voce” e l’unico con “wie du mich” – Insomma: “Lasciami dichiarare ad alta voce come tu prima per gioco poi etc”. Se no • come si spiega il “wie” etc? Forse come paragone: “tu ora scomparsi come invece un tempo mi guidavi”. Ma allora perché i due punti alla fine del 2° verso?

al v. 12 uso “singhiozzava” perché non traduco “verwaiste” né ho modo di tradurre il gruppo “in seufzertönen lispelte” – potrei sostituire “susurrava” ma – senza “orfana” è debole⁶².

Stern – Potrei fare un verso “senza ritmo” (e “pour cause” – visto il dondolio che si deve esprimere) “D’infanzia si dondolano germogli”⁶³

Mi scusi, sig. Boehringer, questo lunghissimo verbale • che spero valga però a dimostrarLe la buona volontà e lo scrupolo con cui io lavoro.

Di nuovo grazie e rispettosi ossequi. Suo dev.^{mo}

Leone Traverso

Conselve 27 – agosto '35

* * *

60 SW V, 67; P, 89-90. Traverso si deciderà alla fine per la resa seguente: «Io m’abbandono: mormora la bocca esangue: / Come sono de’ bei fiori stanco, stanco ormai d’ogni fiore!».

61 SW VI/VII, 72; P, 98-99. Traverso modificherà leggermente: «Tristi come i sentieri delle tombe».

62 SW VI/VII, 84; P, 108.

63 SW VIII, 82; P, 124. Si tratta del verso «Und wie im kindheit-garten schauen blüten...». Traverso tradurrà «[...] e dondolano come / Nel paese d’infanzia fioriture...».

11.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49504. Lettera in copia manoscritta]

Villars 2. September 1935

Sehr geehrter Herr Traverso,

für Ihren ausführlichen Brief vom 27. Aug. danke ich Ihnen. Mit lebhaftem Interesse habe ich Ihre Darlegungen und Begründungen gelesen; aber ich kann die Autorschaft für die Ihnen zuletzt übersandten Notizen nicht für mich in Anspruch nehmen. Diese stammten von einem Landsmann von Ihnen. Ich gebe aber Ihre Ausführungen dennoch nicht weiter, weil es mir richtig scheint, dass die Diskussion nicht weiter geführt werde. Wohl aber sende ich Ihnen Ihr Manuscript, in welches ein deutscher Freund etliche Anmerkungen eingetragen hat⁶⁴. Auch diese stammen also nicht von mir. Bitte lassen Sie sich auch

64 Presso il Fondo Leone Traverso di Urbino è conservato un manoscritto di versioni da George, comprendente carte di vario formato, talora pesantemente segnate da correzioni, cancellature e sostituzioni. La frequenza di tali interventi lascia pensare a una versione di servizio, non predisposta per essere sottoposta alla valutazione di un esaminatore esterno. Non sono del resto riconoscibili segni apposti in modo sistematico da un lettore unico, secondo quanto annunciato da Boehringer, e le condizioni del manoscritto inducono a ritenere che vi siano confluiti materiali disparati, redatti in momenti diversi e rivisti in modo discontinuo al presentarsi di circostanze occasionali. Il nucleo più rilevante del convoluto è costituito dalla traduzione di venti dei ventiquattro componimenti del *Vorspiel* del *Teppich des Lebens*, riportati in una grafia più distesa e con correzioni assai rade (non risultano tradotti il II, il XVIII, il XXII e il XXIII). L'assenza della gran parte di queste liriche sia dall'edizione Guanda del 1939 sia da quella Cederna del 1948 potrebbe far sospettare l'esistenza di un progetto traduttivo ulteriore, esteso ad altri segmenti del corpus georgeano e poi rimasto incompiuto. La frequenza di soluzioni stilisticamente meno elaborate e in certi passaggi molto lontane dalla resa in volume rimanda peraltro, più che a un'espansione successiva rispetto all'edizione del 1948 (che traduttivamente non si discosta granché da quella del 1939), a una stesura primitiva e poi incisivamente limata. La natura visibilmente composita del manoscritto non permette in ogni caso di collegarlo con sicurezza a un momento definito dell'attività svolta da Traverso come traduttore di George. Se le carte riguardanti il *Teppich des Lebens* parrebbero riferibili a una fase precoce, marcata dai segni di un apprendistato ancora in via di svolgimento, quelle contenenti la traduzione della *Vorrede zu Maximin* riportano invece tutte le correzioni con cui il testo apparirà nella sua prima versione a stampa, quella compresa nell'edizione Cederna del 1948, e sono dunque chiaramente riferibili a un'epoca posteriore. Anche l'uso, per la trascrizione di alcune poesie, di una missiva su carta intestata del letterato vicentino Antonio Barolini (1910-1971), datata 3 gennaio 1946 (foglio 23,10), fa pensare a una raccolta di varianti eterogenee, risalenti a periodi diversi.

davon nicht zu viel beeinflussen, sondern geben Sie Ihr Buch nun in Druck. Hoffentlich haben Sie von Ihrem Verleger befriedigende Nachrichten bekommen. Dies wünscht mit verbindlichen Empfehlungen

Ihr sehr ergebener
Robert Boehringer

* * *

12.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49505. Lettera in copia dattiloscritta]

, den 22. Dez. 35

Herrn Dr. Leone Traverso

Conselve

Sehr geehrter Herr Traverso, seit Monaten habe ich nichts mehr von Ihnen gehört? Ist vielleicht die Drucklegung Ihrer Uebertragungen irgend einer Schwierigkeit begegnet? Wenn ja, so darf ich Ihnen vielleicht verraten, dass Prof. Gabetti mir seinerzeit angedeutet hat, er könne Ihnen eventuell bei der Veröffentlichung behilflich sein. Deshalb hatte ich seinerzeit auch gewünscht, dass Prof. Gabetti eine bereinigte Abschrift bekomme. Jedenfalls möchte ich keinen Zweifel darüber lassen, dass meines Erachtens die Veröffentlichung in Italien und in einem italienischen Verlage erfolgen sollte und dass auch die Zustimmung Bondis unter dieser stillschweigenden Voraussetzung gegeben worden sein dürfte⁶⁵.

Mit verbindlichen Empfehlungen
Ihr sehr ergebener
RB

* * *

⁶⁵ Come riferisce nella lettera del 1 gennaio 1936 a Helmut Küpper (collocazione: StGA, Boehringer II, 17456), Boehringer era venuto a sapere del contatto che Traverso aveva allacciato con la casa editrice Die Runde. Già il 26 dicembre 1935, scrivendo a Berthold von Stauffenberg e Frank Mehnert, argomenta in senso nettamente contrario: «Ich habe bei allen in betracht kommenden stellen mich dagegen gewendet; denn das war nicht die meinung» (collocazione: StGA, B. Stauffenberg III, 1509). Nei giorni successivi Boehringer e Küpper concordano sull'opportunità di preferire un editore italiano e il 6 gennaio Boehringer scrive a Gabetti per un parere sulla situazione (collocazione: StGA, Boehringer II, 17457a). Gabetti, stando a quanto riferisce Boehringer a Küpper il 26 gennaio (collocazione: StGA, Boehringer II, 17460), indica come possibilità di sostegno finanziario l'acquisto preventivo, da parte di una libreria tedesca, di un centinaio di esemplari da vendere in Germania.

13.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50280. Lettera manoscritta]

Gentilissimo signor Boehringer,
 scusi se non mi son fatto vivo in tutto questo tempo – perso in pratiche infruttuose presso editori italiani. Nel momento attuale gli editori italiani – per stampare versioni poetiche da lingue straniere – o richiedono qualche somma, che io non possiedo, o mi propongono edizioni scadenti per carta e accuratezza, in contrasto evidente col carattere della poesia georgiana, oltre all’obbligo di assicurare un certo numero di sottoscrizioni pagate anticipatamente (che è assurdo). Perciò ho intavolato – non molto tempo fa – trattative preliminari – per nulla impegnative – colla “Runde” di Berlino⁶⁶, presso cui potrebbe venire pubblicato entro breve tempo il volume in veste degna e senz’altra obbligazione che di un certo numero di sottoscrizioni (di cui dispongo fin d’ora). – Per un poeta come George mi sembra poi indifferente che venga stampato in Italia o in Germania: fuori di quella cerchia di sottoscrittori, pochi altri italiani, credo, acquisterebbero il volume: l’interesse per George non è così diffuso in Italia ed è anzi pretesto per fare scrivere a quei quattro o cinque che se ne occupano con qualche pretesa, dei libri stupidi, inesatti e inutili (v. recenti pubblicazioni di Mario Pensa e di Clementina di San Lazzaro)⁶⁷. Anche se venisse stampato qui, troverebbe, credo, più acquirenti tra i “georgiani” tedeschi che tra i comuni lettori italiani.

Dal lato commerciale, non credo che Bondi possa vedere in questa pubblicazione eventuale da parte della “Runde” (250 esemplari soli, numerati) ombra di concorrenza o altro.

Io non insisto per stamparlo in Germania se non per ragione dell’edizione certo molto migliore che mi verrebbe da una casa te-

66 La casa editrice Die Runde sorge nel 1930 a Berlino, su iniziativa di Edwin Maria Landau (1904-2001) e Wolfgang Frommel (1902-1986), giovani intellettuali entrambi vicini alle posizioni del cenacolo di George. Il programma culturale dell’impresa, legato agli orientamenti del cosiddetto ‘terzo umanesimo’, e l’origine ebraica di Landau determinarono crescenti difficoltà, che nel 1940 portarono alla cessazione delle attività. Già nel 1937 Landau e Frommel avevano lasciato la Germania.

67 Mario Pensa, *Stefan George*, Zanichelli, Bologna 1935; Clementina Di San Lazzaro, *Stefan George*, Galeati, Imola 1935. Pensa (1904-1971) si laurea a Bologna nel 1926 con Lorenzo Bianchi. Negli anni Trenta è lettore di italiano a Halle e Bonn, poi professore di lingua e letteratura tedesca a Palermo, Cagliari, Bari e Bologna. Clementina di San Lazzaro (1911-1977) si laurea a Bologna nel 1934 con un lavoro su Gerhart Hauptmann che ottiene una certa notorietà e le apre la strada ad altre pubblicazioni, tra cui quella su George. Dal 1942 è libera docente di lingua e letteratura tedesca a Milano.

desca (da noi anche in questo campo si fan sentire le “sanzioni”)⁶⁸.
Del resto, a Lei e a Bondi rimetto ogni decisione.

Il prof. Gabetti mi ha annunciato recentemente che m'è stata concessa una borsa di studio presso la casa di Hegel a Berlino⁶⁹ – stasera parto per Roma per le pratiche necessarie. Io La debbo ora tanto più ringraziare per questo favore concessomi.

Le riscriverò al più presto, spero dalla Germania. Gradisca intanto nuovamente i miei ringraziamenti del ricordo e dell'interesse dimostratomi e i più cordiali auguri pel nuovo anno.

Suo dev.^{mo} Leone Traverso
Firenze 1 genn. 36

* * *

14.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50281. Lettera manoscritta]

sabato 15 febr. 36

Gentilissimo sig. Boehringer,
sono a Berlino da una settimana ormai (e di questo anche son debitore a Lei, che s'è gentilmente voluta interessare di me presso il prof. Gabetti). Ho telefonato all'editore Bondi e ho avuto un colloquio col dott. H. Küpper⁷⁰, che mi consiglia di aver pazienza ancora un poco

68 Riferimento al pacchetto di sanzioni ai danni dell'Italia varate dalla Società delle Nazioni in seguito all'avvio delle azioni militari da parte del governo di Mussolini per l'occupazione dell'Etiopia (ottobre 1935). Furono in vigore dal 18 novembre 1935 al 14 luglio 1936.

69 Lo Hegel-Haus era stata l'ultima abitazione berlinese del filosofo, dal 1828 al 1831. Dal 1931 l'edificio, affacciato sulla Sprea, viene adibito a residenza per i borsisti del Deutsches Institut für Ausländer an der Universität Berlin, un organismo fondato nel 1922 per l'assistenza a universitari e studiosi provenienti dall'estero. Oltre a un riferimento logistico, l'Istituto offre seminari, corsi di lingua e aree per lo studio. Lo Hegel-Haus viene distrutto nel 1944 a seguito dei bombardamenti della Seconda guerra mondiale.

70 Helmut Küpper (1904-1956). Dopo aver studiato a Heidelberg con Friedrich Gundolf e a Monaco con Heinrich Wölfflin, rinuncia alla carriera accademica e nel 1935 entra come socio nella casa editrice di Georg Bondi, diventandone nel 1939 unico proprietario (prima sotto la denominazione Helmut Küpper vormals Georg Bondi, poi dal 1941, per sopprimere ogni riferimento all'origine ebraica del fondatore, solamente Helmut Küpper). Dopo la guerra, le attività dell'azienda riprendono nella doppia sede di Düsseldorf e Monaco, e il programma editoriale assume una marcata connotazione filosofico-religiosa, con la pubblicazione delle opere – tra gli altri – di Ernesto Grassi e Romano Guardini. Nel 1977 la vedova di Küpper cederà

e di tentare l'ultima via – presso l'officina Bodoni. M'ha assicurato che Lei stessa avrà la bontà di scrivere a persone che conosce presso quella casa editrice⁷¹. I miei ultimi tentativi a Firenze in questo senso sono falliti. E nella mia lettera di Natale Le ho enumerato le difficoltà dell'impresa presso gli editori italiani, ch'io conosco. Mi rimetto dunque di nuovo interamente a Lei.

Ho ricevuto stamani una lettera di K. Wolfskehl⁷², che m'informa d'aver incaricato Lei di lettere di presentazione per E. Morwitz⁷³ e altri qui a Berlino. So – dal dott. Küpper – che E. Morwitz mi verrà un giorno a visitare qui.

Ma io desidererei vivamente di far la conoscenza personale finalmente con Lei, a cui tanto io debbo. Spero, se viene a Berlino, vorrà telefonare allo Hegel-Haus che ora mi ospita. Cordiali ringraziamenti e auguri.

Suo dev.^{mo} Leone Traverso

N24 Berlin – Am Kupfergraben 4^a Hegel-Haus

* * *

tutti i diritti all'editore Klett di Stoccarda.

71 Dapprima Boehring, nella lettera a Küpper del 18 febbraio 1936 (collocazione: StGA Boehring II, 17463), si mostra sorpreso per quanto gli riferisce Traverso, poiché con lo stesso Küpper, qualche settimana prima, aveva auspicato che fosse la casa editrice Bondi ad avviare i contatti con l'Officina Bodoni. Poi, il 27 febbraio 1936 (collocazione: StGA, Boehring II, 17464), scrive a Küpper di aver individuato una persona disposta a rivolgersi a Hans Mardersteig, che egli ancora non conosce personalmente.

72 La lettera di Wolfskehl è del 12 febbraio 1936. Il passo relativo al soggiorno di Traverso a Berlino è il seguente: «Mit Freude und Genugtuung entnehme ich Ihrem Brief, dass Sie nun für einige Zeit in dem Lande und der Umgebung verweilen können, denen Ihre Interessen und Arbeiten gewidmet sind. Ihren Wunsch nach einer Empfehlung für Ernst Morwitz und Andere leite ich an Dr. Robert Boehring weiter, der für alles das bis ins Persönliche hinein zuständig ist» (in *Studi in onore di Leone Traverso*, cit., vol. 1, p. 552).

73 Ernst Morwitz (1887-1971) si avvicina a George nel 1905, ancora studente di liceo, e diventa una figura di rilievo della seconda generazione di allievi, quella in posizione intermedia tra Gundolf e Kommerell. Fedele senza deviazioni alle posizioni di George, ma anche immune da cadute nel pathos di un'adesione maniacale, intraprende al ritorno dalla Prima guerra mondiale una carriera nell'amministrazione giudiziaria fino al 1935, quando è allontanato dal servizio a causa della sua origine ebraica. Nel 1938 si rifugia negli Stati Uniti, dove riesce a procurarsi degli incarichi come lettore di tedesco presso varie università e si dedica a una lunga attività di traduzione e interpretazione delle liriche di George.

15.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49506. Lettera in copia dattiloscritta]

Genf, den 23. Februar 36.

Sehr geehrter Herr Traverso,

Ihrem Briefe vom 15. Februar entnehme ich, dass Sie in Berlin ange-
langt sind und auch mit Herrn Dr. Küpper schon in Verbindung stehen.
Ich bemühe mich nun um den geeigneten Weg zur Offizina Bodoni
und hoffe, dass wir zum Ziele gelangen werden. Haben Sie nur noch
etwas Geduld. Prof. Gabetti will mich auch in der Sache unterstützen.

Da Sie demnächst Herrn E.M. sehen werden, so dürften sich
daraus andere Einführungen fast von selbst ergeben. Für alle Fälle
schreibe ich noch an meinen Bruder, Herrn Privatdozent Dr. Erich
Boehringer⁷⁴ in Greifswald, der ab und zu nach Berlin kommt.

Sobald ein Ergebnis der mit Bodoni einzuleitenden Verhandlungen
vorliegt, hören Sie entweder von Dr. Küpper oder von mir.

Inzwischen wünsche ich Ihnen recht ergiebige Wochen in Berlin.

Mit verbindlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

RB

* * *

16.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50282. Lettera manoscritta]

Gentilissimo signor Boehringer,

mi voglia scusare se così in ritardo rispondo alla Sua buona lettera.
Sono stato molto lieto di conoscere Suo fratello, con cui purtroppo mi
son potuto trattenere solo pochi minuti: ma m'ha promesso una più
lunga visita per la fine del mese. La prego di ringraziarlo a mio nome.
Rivedrò poi martedì prossimo per la seconda volta E. Mor. – col quale
ho passato l'unica serata veramente gradevole e fruttuosa dal mio arrivo
a Berlino⁷⁵.

74 Erich Boehringer (1897-1971). Dopo quattro anni di servizio al fronte, du-
rante la Prima guerra mondiale, nel 1925 si addottora in storia antica a Würzburg
e inizia un'attività di archeologo che lo conduce prima a Roma, dove lavora presso
il Deutsches Archäologisches Institut, poi in Sicilia. Ottiene l'abilitazione nel 1932
e nel 1942 è nominato professore di archeologia a Greifswald.

75 Lo scontento di Traverso per il soggiorno a Berlino emerge in vari luoghi

Mi son fatto prestare da Bondi il libro della buona Clementina e da un amico quello di Mario Pensa su George: non ho potuto leggerne più di due pagine, tanto sono male scritti e stupidi. Disgrazia dei poeti, che anche gli stupidi e più spesso, ahimè, gli stupidi che gl'intelligenti si vogliono occupar di loro. Non ho ancora visto l'articolo di K. Muth⁷⁶, di cui ho letto solo una dubbia recensione su un giornale. Ma temo sia peggio dei due "sullodati".

Le sarò molto grato se mi potrà fornire qualche notizia sulle pratiche con Bodoni.

Ringraziamenti e ossequi dal Suo dev.^{mo}

Leone Traverso

Berlin – Am Kupfergraben 4^a

il 24-III-36

* * *

17.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49507. Lettera in copia dattiloscritta]

Genf, den 29. März 1936.

Sehr geehrter Herr Traverso,

Für Ihren Brief vom 24. März danke ich Ihnen schön. Mein Bruder ist jetzt gerade bei mir und hat mir von Ihrer kurzen Begegnung erzählt. Ich bin fortwährend bemüht durch Anfragen bei verschiedenen Stellen einen Verleger für Sie zu finden, und ich habe mich auch entschlossen diese Bemühung durch einen kleineren Druckkostenzuschuss zu erleichtern.

della sua corrispondenza. Agli amici fiorentini, in una lettera del 19 marzo 1936 indirizzata a Oreste Macrì, scrive: «La primavera si sforza anche qui di farsi sentire – e se questi fetenti non si industriassero in ogni più perversa guisa a rovinar tutto, forse dal caffè donde vi scrivo avrei il conforto di contemplare qualcosa di più tenero, in alto, che l'orribile guardia dal casco di porcellana e dai manicotti di cameriere, impalato sotto il semaforo all'angolo tra Unter den Linden e Friedrichstraße. [...] Ogni giorno parate, – marce alla radio e blaterazioni interminabili – ronzo d'aeroplani 'dimostrazioni' anche la notte. Temo che veramente il dominio della terra sia riservato ai violenti – Firenze, dov'è nato qualche omino, non ha mai comandato al mondo: ma chi fermerà questi bruti, che han giurato odio mortale e cacciato dal mondo ogni umanesimo?» (ACGV, Carte Oreste Macrì). Allo stesso Macrì, il 19 maggio 1936, scrive di essere capitato in una «strana e perversa Babele» (ACGV, Carte Oreste Macrì).

⁷⁶ Karl Muth, *Welkender Lorbeer. Bücher der Erinnerung*, in «Hochland», 33 (1936), 10, pp. 353-366.

Sobald ein positives Ergebnis meiner Anfragen vorliegt, gebe ich Ihnen wieder Nachricht. Die Bodoni-Presse druckt nur, aber verlegt nicht⁷⁷. Doch bemüht sich deren Inhaber mit mir in der Sache.

Mit verbindlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

RB

* * *

18.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50283. Lettera manoscritta]

Gentilissimo signor Boehringer,
non saprei veramente dirLe se la Sua premurosa lettera m'abbia più rallegrato o turbato. La Sua bontà è tanta che a un certo momento chi n'è fatto segno resta un po' sgomento e dubitoso d'accettare – per la coscienza di non poter mai non dico ricambiare (che sarebbe porsi pretensiosamente su un piano d'uguaglianza) ma dar qualche prova della propria riconoscente gratitudine. Io, così, resto confuso davanti alla Sua nuova proposta – che d'altra parte non oso rifiutare (ché sarebbe offenderLa, temo) tanto più s'Ella ha già spedito al prof. Gabetti la lettera, di cui gentilmente m'ha voluto accludere una copia. Ma voglio sperare che il prof. Gabetti, se si prende la cosa a cuore, riesca a trovare – e proprio a Firenze – un editore (o Sansoni, che stampa anche la sua rivista⁷⁸, o Le Monnier) che non esiga alcuna spesa.

D'altra parte io continuo a interessarmi all'impresa, solo per rispetto alle persone – tra cui Lei il primo – che se ne sono presa la cura, senza

⁷⁷ Come comunicato a Boehringer da Hans Mardersteig il 5 marzo 1936: «Ich fürchte Sie mit meiner Antwort enttäuschen zu müssen. In dem Verlag der Officina Bodoni veröffentliche ich nur Handpressendrucke und zwar Originaltexte und keine Übersetzungen. Alle anderen Veröffentlichungen publiziere ich mit meinem englischen Partner in der Pegasus Press, Paris. Als Drucker übernehme ich allerdings auch die Herstellung von Druckschriften und Büchern für Verleger und Private. Aber ich glaube, dass Sie vor allem einen Verleger für die italienische George-Ausgabe suchen» (collocazione: StGA, Boehringer III, 24200). Il primo sondaggio presso Mardersteig era stato compiuto da Erich Boehringer, che in virtù dei contatti italiani risalenti al periodo della sua attività di archeologo, viene coinvolto in più di una occasione nella ricerca di un editore. Il 29 marzo 1936 (collocazione: StGA, Boehringer II, 24300), sempre a Mardersteig, Boehringer accenna all'eventualità di contattare Hoepli, informandosi circa la possibilità di una mediazione, che non andrà a buon fine, come Mardersteig riferisce il 27 aprile (collocazione: StGA, Boehringer III, 24202).

⁷⁸ Il riferimento è a «Studi Germanici», la rivista dell'Istituto Italiano di Studi Germanici che inizia le pubblicazioni nel 1935, sotto la direzione di Gabetti.

più ombra d'ambizione personale, anzi con molto distacco: conosco i difetti – qua e là insanabili – del mio lavoro; so anche che difficilmente però in Italia si troverebbe chi potesse dedicarsi con eguale impegno e risultato a una fatica simile – ma come non restare indifferenti, se non – qualche volta – avversi, a quest'esercizio steso e in sostanza compiuto già da tre anni, ritoccato in seguito, ma da un anno ormai messo in disparte? (Io stesso poi non ne possiedo più una copia: una la spedii al prof. Gabetti tempo fa, che non m'è stata più resa; una ne consegnai al dott. H. Küpper al mio arrivo a Berlino – un'altra con molte correzioni spesso illeggibili a uno studente italiano, che lavora su George).

Quanto al poeta stesso, ognuno può onorarlo a modo suo – io m'ero illuso di farlo conoscere colle mie versioni. Ma quando considero come se ne occupa – magari in buona fede – certa gente, penso sia preferibile l'ignoranza alla incomprendimento.

A ogni modo “habent sua fata libelli”⁷⁹: forse il fato del mio manoscritto è di non diventare neppure mai un “libellus” – che non è poi gran danno⁷⁹.

Mi voglia ricordare al Suo gentilissimo fratello e conservarmi tutta la Sua preziosa benevolenza.

Ringraziamenti e ossequi dal Suo dev.^{mo}

Leone Traverso

Berlino 31 marzo 1936

* * *

19.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49508. Lettera in copia dattiloscritta]

Genf, den 13. April 1936.

Sehr geehrter Herr Traverso,

Besten Dank für Ihren Brief vom 31. März. Inzwischen hat mir Professor Gabetti den Verlag Zanichelli, Bologna, empfohlen; er will auch befürwortend dorthin schreiben⁸⁰.

⁷⁹ L'espressione tornerà, sempre a proposito del volume di George, nella lettera del 5 settembre 1939 a Oreste Macrì, oramai alla vigilia della pubblicazione: «ho corrette diligentemente le bozze del George, prefazione e poesie, speditemi da Guanda, ridendo tra me della mia fatica, certo che quella disgraziata raccolta non apparirà (o forse un giorno, 'postuma'. Habent sua fata libelli)» (ACGV, Carte Oreste Macrì).

⁸⁰ Il 13 aprile Boehringer scrive anche a Mardersteig, riferendogli del suggerimento di Gabetti:

Bitte schreiben Sie sofort an Zanichelli und entwerfen Sie mir einen Brief, den ich an Zanichelli schreiben werde. Dieser Brief soll enthalten: Die Anfrage, ob er bereit ist, Ihr Manuskript zu verlegen, wie hoch sich die Kosten bei einer Auflage von x Exemplaren stellen würden und meine Bereitwilligkeit einen Zuschuss zu leisten.

Von dieser ganzen Korrespondenz bitte ich Herrn Küpper Kenntnis zu geben.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

RB

* * *

20.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50284. Lettera manoscritta]

Gentilissimo signor Boehringer,

mi voglia scusare se – per noie impreviste – non ho potuto rispondere subito alla Sua lettera del 13 aprile.

Ho già scritto all'editore Zanichelli, spiegandogli abbastanza minutamente il mio desiderio riguardo la carta, i tipi, il numero di pagine (circa 100), il prezzo (dieci-dodici lire la copia). Ho aggiunto che potrei garantirgli un numero di prenotazioni tra le 100 e le 120 – e che se ne potrebbero tirare inoltre altre 130-150 copie. Ogni esemplare, numerato. Gli ho accennato anche al ragionevole contributo alle spese di stampa ch'Ella sarebbe disposta nella Sua bontà a versare, s'è necessario.

Speriamo che intanto il prof. Gabetti (di cui pure ho fatto il nome nella mia lettera) gli abbia già scritto. Non mi resta per ora che aspettar la risposta. Se la cosa va, un'amica assai intelligente ch'io conosco a Bologna, potrebbe facilitare il lavoro e risparmiare tempo

«Professor Gabetti empfiehlt mir mich an Zanichelli, Bologna, zu wenden und will an diesen Verleger befürwortend schreiben.

Ich möchte alle Möglichkeiten versuchen, um die Uebersetzungen Traversos an einer Stelle unterzubringen» (collocazione: StGA, Boehringer II, 24301).

Mardersteig appoggerà il proponimento, chiamando in causa anche il fatto che Zanichelli avesse da poco pubblicato lo studio su George di Clementina di San Lazzaro: «So dachte auch ich Ihnen vorzuschlagen, mit dem Verlag Zanichelli in Bologna in Verbindung zu treten. Dort ist vor kurzem eine Schrift über Stefan George erschienen, von der ich allerdings nicht mehr weiss, als dass der Autor eine Dame ist» (collocazione: StGA, Boehringer III, 24202).

e noia di posta per le bozze di stampa. Essa conosce le traduzioni e legge agevolmente la mia scrittura (per le correzioni sul dattiloscritto).

È inutile, gentilissimo e fin troppo buono sig^t Boehringer, ch'io tenti di esprimere con povere usuali parole la mia profonda gratitudine per l'interesse ch'Ella prende, senza neppure conoscermi personalmente, al mio lavoro. Compenso adeguato Le auguro sia il frutto, che si spera ricavare da questi tentativi, e la convinzione di contribuire così alla conoscenza e all'amore del Poeta.

Le accludo un abbozzo di lettera in italiano all'editore, non così minuta come quella ch'io stesso gli ho spedita. Mi duole di non poterGliela spedire – per maggior chiarezza – dattiloscritta, perché non è facile qui trovare dattilografe che sappian l'italiano.

La prego di gradire i sensi di più cordiale gratitudine e devozione del Suo

Leone Traverso

Berlino 18 aprile 936

P.S. Domani mi recherò personalmente a informare della cosa il dottor Küpper.

2° P.S. Scuserà l'immodestia di certe espressioni, riguardanti il mio lavoro, necessaria però in una lettera a un editore.

[Allegato. Collocazione: StGA, Boehringer III, 50284a. Lettera manoscritta con occasionali segni a matita di esplicazione per singole parole]

All'editore Nicola Zanichelli – Bologna

Egregio signore,

credo avrà ricevuto da Berlino una lettera del dott. Leone Traverso riguardante una raccolta di circa cinquanta poesie di Stefan George da lui tradotte in versi italiani, ch'egli intenderebbe, se Lei consente, di fare stampare co' Suoi tipi.

Io, come esecutore testamentario e amico del poeta, provo un vivo interesse e non soltanto personale al lavoro del Traverso, che considero finora l'unico contributo del genere – in lingua italiana – degno d'essere conosciuto e divulgato. Ho perciò ottenuto dall'editore G. Bondi di Berlino il permesso di pubblicare in Italia le traduzioni del Traverso senz'alcuna spesa di diritti d'autore.

Desidererei sapere ora s'Ella è disposta ad assumersi l'incarico di stampare – in un lasso di tempo relativamente breve – il lavoro del Traverso, coi tipi e la carta di cui egli stesso m'informa d'averLe scritto più minutamente, in circa 250 esemplari numerati, di cui 100-

120 a prenotazione da pagarsi alla consegna del volume. La pregherei inoltre di comunicarmi la spesa di stampa, che verrebbe a gravare su di Lei nel caso Ella accettasse la proposta, e la misura in cui io potrei eventualmente, in caso di necessità, contribuire ad alleggerirla da parte mia, tenendo conto debitamente della garanzia delle prenotazioni.

In attesa d'una Sua cortese sollecita risposta, La prego di credermi
Suo dev.^{mo}

RB

* * *

21.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49509. Lettera in copia dattiloscritta]

Genf, den 19. April 36.

Sehr geehrter Herr Traverso,

Sie haben recht, ich hatte mich schon gewundert, dass Sie nicht antworteten; denn mein Brief vom 13. April musste ja längst in Ihren Händen sein.

An Zanichelli habe ich laut Durchschlag geschrieben. Jene Wendungen, auf die Ihre zweite Nachschrift anspielt, habe ich weggelassen, weil diese meiner Schreibweise nicht entsprechen würden. Im übrigen ist der Brief ziemlich unverändert.

Heute erhielt ich einen Brief von Prof. Gabetti, demzufolge er Ihr Manuskript befürwortend an Zanichelli geschickt hat.

Ich hoffe, dass der Verleger einen günstigen Bescheid geben wird und bin mit freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

RB

1 Anlage

[Allegato. Collocazione: StGA, Boehringer II, 49509a. Lettera in copia dattiloscritta]

Genève, li 19 aprile 36.

Egregio Signore,

Credo avrà ricevuto da Berlino una lettera del dott. Leone Traverso riguardante una raccolta di circa cinquante [sic!] poesie di Stefan George da lui tradotte in versi italiani, ch'egli intenderebbe, se Lei consente, di fare stampare co' Suoi tipi.

Provo un vivo interesse al lavoro del Traverso; ho perciò ottenuto dall'editore G. Bondi di Berlino il permesso di pubblicare [sic!] in Italia le traduzioni del Traverso senz'alcuna spesa di diritti d'autore.

Desidererei sapere ora s'Ella è disposta ad assumersi l'incarico di stampare il lavoro del Traverso, coi tipi e la carta di cui egli stesso m'informa d'averLe scritto più minutamente, in circa 250 esemplari numerati, di cui 100 – 200 a prenotazione da pagarsi alla consegna del volume. La pregherei inoltre di comunicarmi la spesa di stampa, che verrebbe a gravare su di Lei nel caso Ella accettasse la proposta, e la misura in cui io potrei eventualmente, in caso di necessità contribuire ad alleggerirla da parte mia, tenendo conto debitamente della garanzia delle prenotazioni.

In attesa d'una Sua cortese sollecita risposta, La prego di credermi Suo

dev.^{mo}

RB

* * *

22.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50285. Lettera manoscritta]

Gentilissimo signor Boehringer, m'affretto a spedirLe la risposta di Zanichelli sulla questione del George, nel caso Lei non avesse già ricevuto una lettera analoga⁸¹. Ne informo anche subito il prof. Gabetti. – Temo però la stessa risposta s'otterrebbe oggi da qualsiasi altro editore italiano.

Mi dispiace che il dott. Küpper è partito lunedì per Oxford, dove si tratterà sei settimane, ed io non conosco il suo indirizzo – per informarlo. Se Lei lo conosce, avrà – spero – la bontà d'avvertirlo. A tempi migliori

⁸¹ La risposta dell'editore a Boehringer è del 27 aprile 1936:

«Illustre Signore, abbiamo ricevuto la Sua pregiata del 19 corrente e molto La ringraziamo per la Sua cortesia.

Il Chiar.mo Dott. Leone Traverso ci ha infatti proposta la pubblicazione della raccolta di poesie di Stefan George da lui tradotte: come già abbiamo comunicato al Dr. Traverso, saremmo stati lieti ed onorati di assumere la edizione suddetta; ma la cosa non ci è assolutamente possibile avendo deciso di tralasciare per qualche tempo la pubblicazione di opere in versi.

Voglia gradire, illustre Signore, i nostri ossequi distinti» (collocazione: StGA, Boehringer III, 59100).

dunque – ma ci sarà d’aspettare un pezzo. O rassegnarsi alla “Runde” che offre notevoli vantaggi su ogni casa editrice italiana.

La ringrazio della Sua premura.
Ossequi cordiali. Suo dev.^{mo}
Leone Traverso
Berlino 29 aprile 1936

* * *

23.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49510. Lettera in copia dattiloscritta]

Genf, den 21. Mai 1936.

Sehr geehrter Herr Traverso,

Ihren Brief vom 29. April habe ich erhalten. Die Antwort der Firma Zanichelli vom 27. April gebe ich Ihnen anbei zurück. Inzwischen hatte ich Gelegenheit sowohl mit Herrn Dr. Mardersteig⁸² als mit Professor Gabetti zu sprechen. Beide werden nun mit Mondadori verhandeln, und Prof. Gabetti wird dorthin Ihr Manuskript leiten. Ich hoffe, dass dieser Versuch besser ausgehen wird als der mit Zanichelli.

Man hat mich noch aufmerksam gemacht auf Jacchia Vicenza, Solaria Firenze, Edizioni di poesie Genova. Sind Ihnen diese Verlage bekannt?

Herrn Dr. Küpper habe ich verständigt. Dass “Die Runde” ausscheiden muss, wissen Sie ja selbst.

Mit verbindlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

RB

1 Anlage

* * *

82 Hans Mardersteig (1892-1977). Addottoratosi in giurisprudenza, nel 1922 si trasferisce a Montagnola, nel Ticino, dove fonda una casa editrice – l’Officina Bodoni – basata su un programma di squisita elezione estetica, fin nella distinzione dei caratteri grafici adoperati per la stampa, che cercherà costantemente di perfezionare. Nel 1926 l’affidamento dell’edizione nazionale delle opere di Gabriele D’Annunzio lo induce a spostare la sede delle attività a Verona, dove tra l’altro entra in rapporti di collaborazione con la Mondadori. Nel 1946 assume la cittadinanza italiana e muta il proprio nome in Giovanni.

24.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50286. Lettera manoscritta]

Gentilissimo sig. Boehringer,

mi voglia scusare se – per una leggera bronchite che m’ha tenuto a letto qualche giorno – non ho risposto prima alla Sua lettera. Mondadori sarebbe veramente il più indicato tra gli editori italiani: – egli ha del resto recentemente stampato anche una raccolta di traduzioni poetiche dal francese⁸³, che forse non ne valevan la pena. Come però Zanichelli aveva rimandato a me qui il manoscritto, io aspetto un avviso del prof. Gabetti o di Mondadori per rispedirlo.

Del gruppo letterario di “Solaria” conosco e frequentavo a Firenze gli scrittori – ma la rivista è morta da un pezzo⁸⁴ e non credo stampasse cose di non-collaboratori.

L’edizione di Vicenza è da escludersi come provinciale. Non conosco la genovese.

Ma la cosa si trascina ormai da tanto tempo che credo inutile preoccuparsene ancora, se non s’approda stavolta.

Le sono però molto grato della premura e dell’interesse ch’Ella dimostra.

Ossequi

dev.^{mo}

Leone Traverso

Berlino 27-V-36

* * *

25.

[Collocazione: FLT. Cartolina postale manoscritta, indirizzata a Dr Leone Traverso / Hegelhaus / 4 am Kupfergraben / Berlin]

G. 29.V.36

Sehr geehrter Herr Traverso, wenn das Manuscript, welches Zan. Ihnen jetzt geschickt hat, dasjenige ist, das Prof. Gab. an Zan. sandte, so schreiben Sie bitte gleich an Prof. Gab., ob Sie es ihm, oder

⁸³ *Liriche moderne francesi*. Nelle traduzioni premiate al Concorso per il premio di versione poetica della XIX Biennale Internazionale d’Arte di Venezia (trad. di Libera Carelli, Lionello Fiumi, Folco Gloag, Mario Muner, Corrado Pavolini e Renato Squanquarilli), Mondadori, Milano 1935.

⁸⁴ La rivista cessa le pubblicazioni nel 1934.

ob Sie es direkt an Mondadori senden sollen. Offenbar wartet Prof. Gab. immer noch auf die Rücksendung von Zan. u. deshalb ist auch nichts weiter in der Sache geschehen. Teilen Sie mir dann bitte das Ergebnis mit, damit ich unterrichtet bin.

Mit verbindlichen Empfehlungen
Robert Boehringer

* * *

26.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49511. Minuta manoscritta di telegramma]

Telegramm-Kopie

Traverso 4a Kupfergraben Berlin

Haben Sie Ihr Manuscript an Mondadori geschickt Boehringer

Genf 6. Juni 36 – 10³⁰

* * *

27.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50287. Lettera manoscritta]

Gentilissimo sig. Boehringer,

oggi m'ha stupito il Suo telegramma. Non ha dunque ricevuto la mia ultima lettera? – In questi giorni io sono ancora incomodato dagli strascichi della mia bronchite e non posso darvi molto le mani attorno; ho fatto però scrivere al prof. Gabetti sull'argomento e aspetto ancora una risposta: – è inutile che io spedisca il manoscritto prima, se p.e. Mondadori avesse a rifiutare, come Zanichelli, questa proposta.

Dal Suo telegramma potrei forse anche ricavare che Mondadori ha veramente richiesto il manoscritto; ma nell'incertezza, prima di farlo viaggiare qua e là inutilmente, aspetto un avviso preciso dall'editore o dal prof. Gabetti o da Lei.

Ossequi e ringraziamenti dal dev.^{mo}

Leone Traverso

Berlino 6-VI-36

* * *

28.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49512. Lettera in copia dattiloscritta]

Genf, den 7. Juni 1936.
 Herrn Dr. Leone Traverso
 Hegelhaus
 4a, Am Kupfergraben
 Berlin N 24

Sehr geehrter Herr Traverso,
 Mit meiner Karte vom 29. Mai ersuchte ich Sie, Ihr Manuskript umgehend nach Italien zu schicken; denn Sie schrieben mir in Ihrem Briefe vom 27. Mai, Sie wollten eine Nachricht von Prof. Gabetti oder von Mondadori abwarten, bevor Sie es absenden. Nun habe ich gestern einen Brief von Prof. Gabetti erhalten⁸⁵, worin er mich ausdrücklich bittet, Sie zur Absendung des Manuskriptes an Mondadori zu veranlassen, da Zanichelli das Manuskript an Sie zurückgesandt habe. Ich habe Ihnen deshalb telegraphiert, was folgt: Traverso, 4a Kupfergraben, Berlin, Haben Sie Ihr Manuskript an Mondadori geschickt? Boehringer. Vermutlich haben Sie das schon nach Empfang meiner Karte vom 29. Mai getan; ich muss es aber wissen, sonst kann ich Ihre Sache nicht fördern.

Mit verbindlichen Empfehlungen
 RB

* * *

29.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50288. Lettera manoscritta]

Gentilissimo sig. Boehringer,
 spero avrà ricevuta la mia ultima lettera: per cui non si meraviglierà se solo oggi ho spedito – dopo il Suo avviso esplicito di ieri – il manoscritto con una lettera a Mondadori. Mi permetto poi di richiamarLe

⁸⁵ Boehringer ne dà conto anche a Hans Mardersteig, lo stesso 7 giugno: «Ich weiss nicht, ob ein Brief von Ihnen nicht in meine Hände gelangt ist oder ob Sie noch nicht mit Mondadori gesprochen haben. Wohl aber erhielt ich gestern einen Brief von Prof. Gabetti, Direktor des Italienischen Instituts für Deutsche Studien, in dem dieser den Wunsch äussert, mit Ihnen in Verbindung zu treten, um in Übereinstimmung mit Ihnen auf Mondadori einzuwirken» (collocazione: StGA, Boehringer II, 24303).

che nella Sua pregiata cartolina del 29-V- Lei mi consigliava solo d'informarmi dal prof. Gabetti dell'esito delle trattative e s'io dovessi subito spedire il dattiloscritto a lui o a Milano.

Può così comprendere che il mio ritardo non dipende da mia pigrizia o trascuranza, ma da semplice incertezza. Mi dispiace che Lei nella Sua lettera di ieri non aggiunga altre notizie sull'esito di queste trattative.

Spero aver però presto una risposta direttamente da Mondadori. Ringraziamenti cordiali e ossequi dal Suo dev.^{mo}

Leone Traverso
Berlino 9-VI-36

* * *

30.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49513. Lettera in copia dattiloscritta]

Genf, den 14. Juni 1936.
Herrn Dr. Leone Traverso
Hegelhaus
4a, Am Kupfergraben
Berlin N 24

Sehr geehrter Herr Traverso,
Gestern von der Reise zurück habe ich Ihren Brief vom 9. Juni erhalten, der mir den früheren vom 6. Juni einigermassen erklärt. Gleichzeitig fand ich gestern einen Brief meines Veroneser Freundes⁸⁶ vor, welcher schreibt:

“Meinem Versprechen gemäss habe ich mit Mondadori ausführlich über die Frage der Veröffentlichung der Uebersetzung von Traverso gesprochen. Seine Antwort lautete, dass er sich auf meine Empfehlung hin gern dafür interessieren werde, aber vor allem die Uebersetzung sehen müsse, nicht nur sie lesen wolle, sondern auch auf ihre Güte nachprüfen lassen müsse.

Darauf konnte ich ihm antworten, dass er die Uebersetzung mit einem Geleitbrief von Prof. Gabetti erhalten werde, da die Absendung bereits veranlasst worden sei.

⁸⁶ Hans Mardersteig. La lettera trascritta da Boehringer, del 9 giugno 1936, si trova sotto la collocazione StGA, Boehringer III, 24204.

Ich habe dann eine gute Weile Mondadori nicht zu Gesicht bekommen, erst wieder gestern. Bei dieser Gelegenheit habe ich ihn auch nach den Gedichten gefragt und zu meiner Ueberraschung gehört, dass weder Prof. Gabetti ihm geschrieben noch die Uebersetzung gesandt habe.

Dies wollte ich Ihnen heute berichten, als ich Ihren freundlichen Brief vom 7. Juni erhielt⁸⁷.

Bitte entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen Ihr Telegramm nicht bestätigt hatte. Ich hatte Sie um Ihre Adresse gebeten, weil ich dachte, ich könnte Ihnen eine positive Antwort noch vor Ihrer Rückreise nach Genf geben. Das war aber leider nicht der Fall.

Ich glaube, dass es völlig unnötig ist, wenn Prof. Gabetti noch an Mondadori schreiben würde. Es hängt alles vom Eintreffen des Manuskriptes ab, das ich nach Ihrem Brief aus Rom allerdings längst bei Mondadori wähnte⁸⁷.

Sie wollen daraus entnehmen, dass mein Gefühl, das Manuskript sollte tunlich schnell zu Mondadori gelangen, doch richtig war. Ich hoffe nun, dass die Verhandlungen mit Mondadori zu einem günstigen Ergebnis gelangen; früher konnte ich Ihnen über den Verlauf nichts mitteilen, weil ich selber keine Nachrichten bekommen hatte.

Mit verbindlichen Empfehlungen
RB

* * *

31.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50289. Cartolina postale del «Deutsches Reich» manoscritta, indirizzata a Herrn Doct. / D^r Robert Boehringer / 23 Avenue de beau-séjour 23 / Genf / Schweiz]

Gentilissimo sig^r Boehringer,
scusi se mi rifaccio vivo dopo tanto tempo dalla Sua ultima. Ma non è comodo scrivere stando a letto con la febbre (può darsi che presto io torni in Italia, per cambiare aria) e anche le preoccupazioni letterarie passano in secondo ordine.

Ma Mondadori ha finalmente ricevuto il manoscritto? e perché non me ne scrive due righe? Se bisogna aspettare il giudizio del consulente letterario (che ogni editore tiene a disposizione) – c'è da aspettare un pezzo. – Mi stupisce il silenzio del prof. Gabetti, che sembrava tanto

87 Collocazione: StGA, Boehringer II, 24302.

entusiasta delle mie versioni. – Ma speriamo si sia fatto vivo frattanto.

A me – qualsiasi esito abbiano le trattative – importa sopra tutto di non perdere il manoscritto.

Le sarò molto grato se vorrà informarmi appena sappia qualcosa di nuovo.

Ossequi dal Suo dev.^{mo}

Leone Traverso

Berlino 3-VII-36

Berlin – Nikolassee

Normannenstrasse 12 bei

Prof. Hofmann⁸⁸

* * *

32.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49514. Lettera in copia dattiloscritta]

Abs.
Dr. R. Boehringer
23, Av. Beauséjour
Genf

Herrn Dr. Leone Traverso
bei Prof. Hofmann
Normannenstrasse 12
Berlin-Nicolassee

Genf, den 5. Juli 1936

Sehr geehrter Herr Traverso,

Ihre Karte habe ich soeben erhalten. Auch ich bin ohne Nachricht aus Italien. Sobald ich etwas höre, werde ich es Ihnen mitteilen.

Wegen des Manuskriptes brauchen Sie keine Angst zu haben; denn der Verlag Bondi hat mir das Exemplar, welches Sie ihm gegeben hatten, geschickt. Dieses ist hier sicher verwahrt.

Mit besten Wünschen für Ihre Erholung

Ihr sehr ergebener

RB

* * *

88 Paul Hofmann (1880-1947), dal 1922 professore di filosofia a Berlino, dove è tra l'altro il maestro di Käthe Hamburger. Di origine ebraica, nel 1938 viene allontanato dal servizio. All'indomani della guerra prende in modo assai precoce posizione sui temi della responsabilità collettiva e del confronto critico con gli anni della dittatura.

33.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50290. Lettera manoscritta]

Gentilissimo sig. Boehringer,

Le accludo qui la risposta di Mondadori. Non Le sfuggirà, credo, il tono ironico, sotto le formule eccessivamente cortesi. Così sono gli editori italiani: senza una forte raccomandazione, non si danno la briga neppure di leggere una pagina di quanto viene loro spedito. Io poi non mi sarei indotto a spedire il mio manoscritto senza la garanzia dell'appoggio del prof. Gabetti, che in queste faccende di traduzioni è una autorità. Ma evidentemente nemmeno lui s'è incomodato. – Allora, perché farmi fare questa figura di mendicante? (ch'io per me non avrei certo avuto l'ingenuità di fare).

Spero che per un pezzo non si parlerà d'editori. Io per mio conto non m'indurrò certo a riparlare, se non ho garanzia scritta che il lavoro sarà stampato, come voglio io – s'intende – ed entro un termine di tempo fisso.

Mi dispiace poi che questa inutile e ridicola “*démarche*” mi tagli fin d'ora la possibilità di intendermi (com'era mio disegno) in avvenire con Mondadori per altri lavori (io debbo infine anche guadagnare per vivere). Fare insistere ora dal prof. Gabetti sarebbe una tecnica da “innamorato infelice” per me insopportabile, se anche desse qualche frutto.

Un mio amico m'informa brevemente d'un “George in francese”⁸⁹: – traduzione? (In questa ridicola città della “Kultur” non si può saper mai niente di quanto si pubblica all'estero – per la indigenza di divise). Il George in italiano sarà meglio ormai farlo tradurre dal signor Mario Pensa o dalla beata Clementina di S. Lazzaro, che almeno hanno già il loro editore: e noi potremmo finalmente divertirci e ridere un poco.

Le sarei molto grato, gentilissimo signor Boehringer, s'Ella avesse la bontà di rispedirmi al più presto il manoscritto mandatoLe da Bondi. Può darsi che – per la mia salute – io debba lasciare presto questo clima pestifero e tornare in Italia. Né avrei piacere di lasciare pel mondo certe “pietre di scandalo”.

89 Henry Benrath, *Stefan George. Evocation d'un poète par un poète*, avec 29 poèmes traduits en français, Stock, Paris 1936. Benrath è lo pseudonimo dello scrittore tedesco Albert Heinrich Rausch (1882-1949), fecondo autore di romanzi storici affascinato dalla figura e dall'opera di Stefan George.

Ossequi distinti dal Suo dev.^{mo}
 Leone Traverso
 Bln – Nikolassee 12
 bei Prof. Hofmann
 10 luglio 1936

* * *

34.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50291. Cartolina postale del Regno d'Italia manoscritta, indirizzata a H. Doct. / Robert Boehringer / Avenue de beau-séjour 23 / Ginevra / Svizzera]

Gentilissimo signor Boehringer,
 avrà ricevuto a suo tempo una mia lettera da Berlino sulla risposta di Mondadori. – Ora da una diecina di giorni mi ritrovo in Italia – e anche la mia salute va migliorando in questo nostro clima e con la nostra cucina. Tra qualche giorno forse vo a Venezia. A Mondadori ho scritto una breve lettera (un po' amara, com'è giusto) giorni fa, pregandolo di rispedirmi il manoscritto. Ma anche lui finora non risponde. A Gabetti ho scritto informandolo della mia partenza anticipata dalla Germania e accennandogli la questione del George. – Nessuna risposta. L'altro giorno ho scritto a Ferrieri⁹⁰ di Milano, direttore del "Convegno", chiedendogli chiarimenti sul numero unico da dedicarsi a George⁹¹ (di cui mi parlò a Berlino Morwitz). Ma – alla buona maniera dei direttori di riviste – non risponderà. Da Lei, gentilissimo signor Boehringer, vorrei solo ottenere questo piccolo favore: che Lei mi rispedisca il mio manoscritto. – Grazie e ossequi Suo

L. Traverso
 Conselve (Padova) 31-VII-36

* * *

90 Enzo Ferrieri (1890-1969). Laureatosi in giurisprudenza a Pavia, nel 1920 fonda la rivista «Il Convegno», che si distingue per l'apertura sulla letteratura contemporanea in una prospettiva internazionale. Oltre che in questo campo, mette alla prova la propria operosità come animatore di cultura nel teatro, nella radiofonia e nella critica cinematografica.

91 Verrà realizzato nel fascicolo 9/10 dell'annata 1937. Lo compongono un' *Introduzione all'opera di Stefan George* di Leonello Vincenti (pp. 339-356), un *Avvicinamento a George* di Antonio Banfi (pp. 357-380), un saggio di Ernst Gundolf su *George e gli antichi* nella traduzione di Piero Treves (pp. 381-399), uno di Alessandro Pellegrini su *Stefan George* (pp. 400-424), quattro componimenti nella versione di Vincenzo Errante (pp. 425-429) e undici in quella di Traverso (pp. 429-437), tutti accolti con minime modifiche in P.

35.

[Collocazione: StGA, Boehringier II, 49515. Lettera in copia dattiloscritta]

Villars sur Ollon, 10. August 36

Sehr geehrter Herr Traverso,

Ihren letzten Brief und den von Mondadori habe ich gleich nach Empfang an meinen Veroneser Bekannten weitergeschickt⁹². Dieser schrieb darauf gleich er wolle noch einmal mit Mondadori sprechen⁹³.

Ihr Manuskript hatte ich sorgfältig in Genf eingeschlossen; denn hier bin ich auf dem Lande. Ich musste also warten, bis ich es anlässlich einer Reise nach Genf holen konnte. Das ist inzwischen geschehen, und obwohl ich es eigentlich noch behalten wollte, bis ich das Ergebnis der erneuten Rücksprache mit Mondadori erfahren hätte, habe ich es Ihnen nun, nach Empfang Ihrer Karte vom 3. August eingeschrieben nach Conselve geschickt.

Mondadori hat übrigens erzählt, dass er von Professor Gabetti einen empfehlenden Brief bekommen habe⁹⁴.

Mit verbindlichen Empfehlungen

Ihr sehr ergebener

RB

* * *

92 Si riferisce alla lettera di Traverso del 10 luglio, che inoltra a Mardersteig il 26 luglio (collocazione: StGA, Boehringier II, 24304).

93 Nella lettera del 29 luglio 1936: «Natürlich werde ich versuchen Mondadori noch vor meiner Abreise zu erreichen. Ich kann mir die Sache nur so erklären, dass Mondadori die Sache seinem Condirettore übergeben hat, der von meinen Unterhaltungen mit M. nichts gewusst hatte, da der Condirettore alle Veröffentlichungen unter sich hat, die in Übersetzungen erscheinen. Der Condirettore hat vermutlich auch den Brief an Traverso geschrieben, den Mondadori unterzeichnete, ohne sich bewusst zu sein, dass es sich um die George-Übersetzung handelte» (collocazione: StGA, Boehringier III, 24206-1). Boehringier integrerà la ricostruzione di Mardersteig con una ipotesi ulteriore: «Ich vermute vielmehr, dass entweder bei Mondadori zwei verschiedene Personen die Sache bearbeitet haben, oder dass Traverso durch einen ungeschickten Brief Mondadoris guten Willen zerstört hat» (lettera del 17 settembre 1936, collocazione: StGA, Boehringier II, 24305).

94 Secondo la testimonianza di Hans Mardersteig nella lettera a Boehringier del 23 luglio 1936 (collocazione: StGA, Boehringier III, 24205)

36.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50292. Lettera manoscritta]

Gentilissimo signor Boehringer,
 grazie della lettera e della spedizione del manoscritto. Mondadori
 anche – un po' in ritardo – m'ha rimandata l'altra copia senza ag-
 giungere parola alla lettera ch'Ella già conosce: con lui dunque niente
 da fare. Né ho voglia per ora di tentare altrove. Sarà meglio lasciar
 passare i sette anni che consiglia Orazio⁹⁵: ora – dopo due anni che
 il lavoro è finito – in molte parti non mi piace già più – e chissà che
 alla fine del settimo (o forse assai prima) non mi decida a bruciarlo,
 che sarebbe un bel passo avanti nel buon gusto e nella modestia.

A Lei però i miei più vivi ringraziamenti per l'interesse che m'ha
 dimostrato.

Ossequi dev.^{mo}

Leone Traverso

Venezia – Lido – via Tiro 6

presso Brugnoli

14 agosto 36

* * *

37.

[Collocazione: StGA Boehringer II, 49516. Lettera in copia dattilo-
 scritta]

d. 23. Sept. 36

Sehr geehrter Herr Traverso,

erst heute habe ich den Brief Mondadoris zurückbekommen, den
 Sie mir seiner Zeit geschickt haben. Ich lege ihn bei. Inzwischen hat
 Comm. Mondadori auch auf mündliche Anfrage geantwortet, dass
 er leider das Buch nicht publizieren könne⁹⁶.

95 In realtà nove, secondo i vv. 386-389 dell'*Ars Poetica* di Orazio: «Siquid tamen
 olim / scripseris, in Maeci descendat iudicis auris / et patris et nostras, nonumque
 prematur in annum / membranis intus positis» («Se pure talvolta avrai scritto
 qualcosa, passi prima per la trafilata di Mezio e di tuo padre e mia, e sia trattenuta
 per nove anni riposta nel cassetto»). Quinto Orazio Flacco, *Opere*, trad. it. di Tito
 Colamarino – Domenico Bo, UTET, Torino 2008, p. 557).

96 Come riportato da Hans Mardersteig nella lettera a Boehringer del 21
 settembre 1936 (collocazione: StGA Boehringer III, 24207).

Mit verbindlichen Empfehlungen
Ihr sehr ergebener
RB

* * *

38.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50293. Lettera manoscritta]

Firenze – via dei della Robbia 58 – il 7 maggio 1937

Gentilissimo signor Boehringer,
il dottor Pellegrini⁹⁷ L'avrà informata del numero unico di "Convegno" che s'intende dedicare a Stefan George. Con lui a Firenze s'è parlato anche d'un'eventuale pubblicazione della raccolta completa delle mie traduzioni (di cui solo una dozzina o una quindicina comparirebbero in "Convegno"). Ora lo scrittore Alessandro Bonsanti⁹⁸, direttore della rivista "Letteratura" ch' esce a Firenze, sarebbe disposto a parlare di tale pubblicazione ai fratelli Parenti (di Firenze) editori della sua rivista. Trattandosi di un lavoro che non rappresenterebbe certo un "affare" commerciale per gli editori (io potrei assicurare, sì, un certo numero di prenotazioni – ma poi quanti altri Italiani acquisterebbero il volume?) gli editori vorrebbero garantirsi le spese di pubblicazione, se non con un contributo diretto in denaro (ch'io non potrei dare) almeno con l'acquisto assicurato di un discreto numero di esemplari (una cinquantina a un dipresso). Ho pensato perciò a Lei e alla Sua generosa offerta – avanzatami in passato – di contribuire personalmente all'impresa. Date le Sue conoscenze tra i letterati e i devoti di Stefan George, non credo Le sarebbe difficile soddisfare a questa ragionevole pretesa degli editori. (Lei potrebbe insomma "comperare" addirittura questo tal numero d'esemplari, fornendo poi agli editori gl'indirizzi dei destinatari, per la spedizione, o forse anche assumendosi Lei – se Le sembrasse più comodo – l'incarico

97 Alessandro Pellegrini (1897-1985) aveva pubblicato nel 1934 una monografia su George, tradotta nello stesso anno in tedesco. Negli anni Trenta alterna la ricerca storico-letteraria all'attività di scrittore in proprio, come autore di drammi e narrativa. Dopo la guerra è professore di lingua e letteratura tedesca a Catania e Pavia.

98 Alessandro Bonsanti (1904-1984), dopo aver diretto «Solaria» nell'ultimo periodo di attività, nel 1937 fonda «Letteratura», che intende proseguire sulla linea di interesse per la cultura europea già tracciata dalla rivista precedente. Nel 1941 succede a Eugenio Montale come direttore del Gabinetto scientifico-letterario Vieusseux a Firenze.

di spedirli). Il volume verrebbe a costare sulle otto lire. A. Bonsanti aspetta una risposta su questo punto per parlarne all'editore e decidere. – Io, per parte mia, pregandoLa di dimenticare qualche mia lettera passata molto poco gentile, mi raccomando alla Sua squisita bontà. Ossequi e ringraziamenti dal Suo dev.^{mo}

Leone Traverso

* * *

39.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49517. Lettera in copia dattiloscritta]

Genf, den 16. Juni 37.

Herrn Leone Traverso
58, Via dei della Robbia
Firenze

Sehr geehrter Herr Traverso,
Seit Empfang Ihres Briefes vom 7. Mai hatte ich Gelegenheit Herrn Dr. Pellegrini zu sprechen. Ich hoffe, dass es möglich sein wird, die Erlaubnis zur Veröffentlichung einiger Ihrer Uebertragungen im "Convegno" zu erwirken. Darüber werde ich zur gegebenen Zeit an Herrn Dr. Pellegrini schreiben.

Dagegen möchte ich mich nach den früheren Erfahrungen nicht mehr wegen der übrigen Drucklegung Ihrer Uebertragungen bemühen. Ich bedauere deshalb Ihrem Wunsch nicht entsprechen zu können.

Mit verbindlichen Empfehlungen
Ihr ergebener
RB

* * *

40.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50294. Cartolina postale del Regno d'Italia manoscritta, indirizzata a Herrn Doct. / Robert Boehringer / 23 Avenue de beau-séjour / Genève / Svizzera]

Conselve (Padova) 2-VII-37
Gentilissimo signor Boehringer,
grazie della Sua cortese lettera e della briga, che si prende per

ottenere il permesso di stampare quella dozzina di traduzioni su “Convegno”. (Il dott. Pellegrini mi ha informato che il fascicolo uscirà probabilmente in autunno). – Nella mia ultima lettera io mi ero del resto spiegato in maniera troppo sbrigativa: ai fratelli Parenti interessava non tanto un acconto in denaro per l’edizione, quanto un certo numero di indirizzi di persone interessate all’opera di St. George e a lavori su quest’opera (a cui Lei stesso probabilmente avrebbe parlato o scritto delle mie versioni). – Desidero a ogni modo sapere di preciso s’Ella intenda opporsi o se invece conceda il permesso per la stampa del mio lavoro. – Fin d’ora La ringrazio d’una Sua cortese risposta. Ossequi. Suo

L Traverso

* * *

41.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49518. Lettera in copia dattiloscritta]

Genf, 7.7.1937

Herrn Leone Traverso

Conselve

(Padua)

Sehr geehrter Herr Traverso,
Auf Ihre Postkarte vom 2. Juli erwidere ich, dass ich auch heute noch bereit bin, einer Drucklegung derjenigen Uebertragungen George’scher Gedichte, welche Sie mir früher im Manuskript vorgelegt haben, zuzustimmen⁹⁹.

Mit verbindlichen Empfehlungen

Ihr ergebener

* * *

⁹⁹ Il giorno stesso Boehringer constata con Berthold von Stauffenberg e Frank Mehnert: «Traverso meint wieder einmal, einen verleger für seine übersetzungen gefunden zu haben» (collocazione: StGA, B. Stauffenberg III, 1538).

42.

[Collocazione: StGA, Boehringer III, 50295. Lettera manoscritta]

Gentilissimo dottore,

ho visto qualche giorno fa a Milano Antonio Banfi¹⁰⁰, che m'ha parlato in modo così simpatico di una Sua visita a lui da ispirarmi la fiducia di riscriverLe dopo questo lungo silenzio. Sono contento di poterLe intanto annunciare prossima (per la fine di marzo) la pubblicazione della mia scelta di Stefan George (accresciuta di qualche nuova traduzione) in una veste tipografica soddisfacente¹⁰¹. (Le "prove" almeno, che mi portò a caffè una sera l'editore Arturo Tofanelli¹⁰² dei "Primi piani", mi hanno veramente rallegrato – e con me, amici intenditori, a quel tavolo – e per la carta e pei caratteri bellissimi). Ma l'editore stesso Gliene manderà al più presto un prospetto.

Ho ricevuto poi in omaggio – su richiesta del mio amico Bonsanti, direttore di "Letteratura", ch'è oggi la migliore rivista in Italia – una copia del carteggio George-Hofmannsthal¹⁰³, da Lei curato con tanto amore e precisione. Penso di scrivere una lunga recensione per il prossimo numero di "Letteratura"¹⁰⁴ illuminando specialmente i caratteri diversi dei due poeti, come s'esprimono dalle lettere, e le fasi della loro collaborazione al rinnovamento della poesia tedesca. (Leggo intanto il 2° volume delle lettere di Hofmannsthal nell'edizione di Fischer)¹⁰⁵.

100 Antonio Banfi (1886-1957) insegna storia della filosofia prima a Genova e poi, dal 1932, a Milano. Antifascista, pone l'esercizio critico della ragione alla base della speculazione filosofica, indirizzandosi sempre più apertamente verso il marxismo.

101 Nel lungo intervallo tra questa e la lettera precedente a Boehringer, Traverso aveva proposto la pubblicazione della raccolta anche all'editore Laterza, per il tramite di Benedetto Croce. A Macrì riferisce, in una lettera col timbro postale del 14 dicembre 1938: «Ho scritto a don Benedetto pel George: risponde che parlerà a Natale a Laterza: solo sarà difficile collocarlo in qualche collezione fuori che forse nella 'Bibl. di cultura moderna'. Ma tutto è in aria ancora: né gli ho spedito i manoscritti» (ACGV, Carte Oreste Macrì).

102 Arturo Tofanelli (1908-1994), giornalista e scrittore con una radicata presenza nell'editoria di poesia. Negli anni Trenta collabora con la Guanda, nel 1940 fonda per Mondadori la fortunata collana «Lo Specchio», che per tutti gli anni Cinquanta ospiterà le raccolte dei più importanti lirici italiani.

103 *Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal*, hrsg. v. Robert Boehringer, Bondi, Berlin 1938.

104 La recensione uscirà poi sulla «Nazione» il 3 maggio 1939. Su «Letteratura» Traverso aveva pubblicato sette versioni di liriche di George, tutte accolte in P, nel secondo fascicolo del 1938 (pp. 116-118). Questo numero di «Letteratura» aveva ospitato anche un saggio di Karl Kilian Mayer su *Stefan George* (pp. 149-158).

105 Hugo von Hofmannsthal, *Briefe 1900-1909*, Bermann-Fischer, Wien 1937.

Vorrei riportare anche tradotta qualcuna delle lettere più significative: e spero che Lei non vorrà negare il Suo consenso.

Alla scelta di versioni delle poesie seguirà – stampata in fascicolo a parte e su altra carta – una mia introduzione alle opere di Stefan George¹⁰⁶: dove accenno fra l'altro ai criteri da me seguiti nel mio lavoro e alle ragioni di certe mie preferenze.

Se vorrà dare un'occhiata a tutto, Le manderò le bozze appena ricevute dall'editore e corrette.

Se ha occasione di scrivere alla casa Bondi, La prego di ringraziare per me dell'omaggio del "Briefwechsel" annunciando questo mio articolo, di cui manderò a Lei e a Bondi estratti non appena sarà stampato.

Grazie e devoti ossequi dal Suo
Leone Traverso
Conselve (Padova) – Italia 12-II-'39

* * *

43.

[Collocazione: StGA, Boehringer II, 49519. Lettera in copia dattiloscritta]

16. Februar 39

Sehr geehrter Herr Dr. Traverso,

Gegen die Uebersetzung einiger Briefe im Rahmen einer Besprechung des Briefwechsels habe ich nichts einzuwenden. Dass Ihre Uebertragung einer Auswahl Georgescher Gedichte nun erscheinen wird und überdies eine Einführung in das Werk, habe ich mit Freude gelesen. Leider kann ich in Ihre Korrekturen zur Zeit nicht Einblick nehmen, weil ich von andern Arbeiten in Anspruch genommen bin.

Mit verbindlichen Empfehlungen

RB

106 P, 7-34 (*Introduzione*).

Kritisches Feedback bei internationalen Videokonferenzen in der DaF-Lehrendenbildung

Sabine Hoffmann

1. EINFÜHRUNG

In den 1990ern wurden die ersten Stimmen laut, die auf die «Ver-nachlässigung der Lehrerseite»¹ bei der Erforschung des Fremdsprachenunterrichts hinwiesen. Dies führte zunächst zu einer Erweiterung der Perspektive auf den Gegenstand 'Lehrende' und dann zu einem wachsenden Interesse an den Professionalisierungsprozessen von Fremdsprachenlehrenden². Auch wenn dabei immer noch die Auseinandersetzung mit der Lehrendenbildung im Fach Englisch und damit verbunden die empirische Forschung im anglo-amerikanischen Raum dominiert³, finden sich mittlerweile auch im DaFZ-Kontext zunehmend Studien, die der Professionalisierung von Lehrkräften gewidmet sind⁴. Hierbei gewinnen – wie auch in der gesamten Fremdspracherwerbsforschung – interaktionale Prozesse verstärkt an Bedeutung⁵,

1 Frank Königs, *Was hat die Sprachlehrforschung eigentlich gebracht? Plus- und Minuspunkte aus subjektiver Sicht*, in «Fremdsprachen Lehren und Lernen», 42 (2013), 1, S. 7-20: 12.

2 Michael K. Legutke – Constanze Saunders – Michael Schart, *Zwischen den Disziplinen: Anmerkungen zur Fachspezifik des Professionswissens von Fremdsprachenlehrkräften*, in «Zeitschrift für Fremdsprachenforschung», 33 (2022), 1, S. 3-27: 4.

3 Michael K. Legutke – Michael Schart, *Fremdsprachliche Lehrerbildungsforschung: Bilanz und Perspektiven*, in *Fremdsprachendidaktische Professionsforschung: Brennpunkt Lehrerbildung*, hrsg. v. Michael K. Legutke – Michael Schart, Narr, Tübingen 2016, S. 9-46: 10, 11.

4 Hier sei einmal die «Zeitschrift für Fremdsprachenforschung», 33 (2022), 1 erwähnt, die den Professionalisierungsprozessen von Fremdsprachenlehrenden gewidmet ist, zum anderen die Professionstagung 2022 an der Bergischen Universität Wuppertal (<https://fremdsprachenforschung.de/professionstagung2022/programm/>, letzter Zugang: 28. November 2022). Beide Initiativen zeugen von einem zunehmenden Interesse an der Thematik, zeigen aber auch, dass die Auseinandersetzung damit in der DaFZ-Forschung noch in den Anfängen steckt.

5 Legutke – Schart, *Fremdsprachliche Lehrerbildungsforschung: Bilanz und Perspektiven*, in *Fremdsprachendidaktische Professionsforschung: Brennpunkt Lehrerbildung*, a.a.O., S. 28.

d.h. Lernprozesse von Lehrenden werden als ko-konstruiertes Wissen und Können konzeptualisiert und erforscht. Qualitativ explorative Untersuchungen oder auch solche mit einem quantitativen Zugang⁶ stellen dabei den hauptsächlichen Ansatz dar. Als Beispiel hierfür sei die Studie von Wipperfürth⁷ erwähnt, die anhand von Interviews und Fragebögen sowie qualitativen videografierten Nachbesprechungen von Unterrichtssequenzen untersucht, wie Englischlehrende ihr Erfahrungswissen austauschen und wie sich dabei Professionalität aufbaut. In der englischsprachigen Forschungsliteratur lassen sich auch Untersuchungen mit konversations- und diskursanalytischen Ansätzen finden, die in der *classroom research* bzw. bei der Erforschung von Englischunterricht vorherrschend sind⁸.

Trotz steigender Tendenz bleibt empirische Forschung zur Professionalisierung ein Desiderat. So mangelt es grundsätzlich an Studien, die sich mit dem Austausch von Fremdsprachenlehrenden untereinander befassen⁹. In Bezug auf die virtuelle interkulturelle Dimension beim Fremdsprachenlernen und -lehren stellen Lewis und O'Dowed¹⁰ in ihrer Übersicht über Studien aus den Jahren 1990-2015 fest, dass sich einmal erstaunlich wenige empirische Untersuchungen mit synchroner Kommunikation befassen und dass die Aufmerksamkeit dabei ausschließlich auf dem Lernenden liegt¹¹: In dem untersuchten Zeitraum ließ sich nur eine Veröffentlichung¹² finden, die den Fremdsprachenlehrenden zum Gegenstand hatte. Zwar hat die verstärkte Digitalisierung in den letzten Jahren die Zahl der Forschungsarbeiten, die sich mit der Interaktion in Videokonferenzen im

6 *Ebd.*, S. 13; siehe auch Bianca Roters – Matthias Trautmann, *Professionalität von Fremdsprachenlehrenden – Theoretische Zugänge und empirische Befunde*, in «Fremdsprachen Lehren und Lernen», 43 (2014), S. 51-65.

7 Manuela Wipperfürth, *Professional vision in Lehrernetzwerken. Berufssprache als ein Weg und ein Ziel von Lehrerprofessionalisierung*, Waxmann, Münster 2015.

8 U.a. *Classroom-based Conversation Analytic Research: Theoretical and Applied Perspectives on Pedagogy*, ed. by Silvia Kunitz – Numa Markee – Olcay Sert, Springer Nature Switzerland AG, Cham 2021; Götz Schwab, *Gesprächsanalyse und Fremdsprachenunterricht*, Verlag Empirische Pädagogik, Landau 2009; Steve Walsh, *Classroom Discourse and Teacher Development*, Edinburgh University Press, Edinburgh 2013.

9 Wipperfürth, *Professional vision in Lehrernetzwerken*, a.a.O., S. 17, 19.

10 Tim Lewis – Robert O'Dowed, *Online Intercultural Exchange and Foreign Language Learning: A Systematic Review*, in *Online Intercultural Exchange. Policy, Pedagogy, Practice*, ed. by Robert O'Dowed – Tim Lewis, Routledge, New York 2016, S. 21-66: 48, 64.

11 *Ebd.*, S. 49.

12 Melinda A. Dolly, *Crossing the Intercultural Borders into 3rd Space Culture(s): Implications for Teacher Education in the Twenty-First Century*, in «Language and Intercultural Communication», 11 (2011), 4, S. 319-337.

Lehr- und Lernkontext beschäftigen, deutlich in die Höhe schnellen lassen, nichtsdestotrotz bleiben die 'Lehrenden' dabei immer noch deutlich unterbeleuchtet und weite Teile der Professionalisierung in DaFZ unerforscht.

In diesem Sinne betritt der vorliegende Beitrag in verschiedener Hinsicht Neuland, denn er setzt sich damit auseinander, wie DaF-Lehrende in internationalen Videokonferenzen interagieren, und zwar in Bezug darauf, wie sie kritisches Feedback geben und es rezipieren. Dazu erfolgt zunächst ein Überblick über den Stand der Forschung zu negativem bzw. kritischem Feedback in der Lehrendenbildung (2.1). Im Anschluss daran wird das Konzept 'kollegiales Feedback' im Erasmus+-Projekt LEELU (www.leelu.eu) dargelegt (2.2), das die Datengrundlage für ein multimodales mikroanalytisches Vorgehen (3.) und die anschließenden Schlussfolgerungen (4.) liefert. Die Analyse zielt darauf ab zu zeigen, wie DaF-Lehrende aus unterschiedlichen Ländern und mit unterschiedlichen Kenntnissen in der Fremdsprache Deutsch negatives Feedback erteilen und darauf reagieren. Die darüber abgeleiteten Handlungsmuster sollen zu einer besseren Kenntnis von Feedbackkompetenzen und darin zur Unterstützung von DaF-Lehrkräften in der digitalen Fortbildung beitragen. Der Beitrag knüpft dabei an eine vorherige Arbeit zu dem Thema an¹³.

2. KRITISCHES FEEDBACK IN DER LEHRENDENBILDUNG

2.1 *Definition und Forschungsstand*

Zu 'Feedback' wird mittlerweile in vielzähligen Bereichen geforscht. Im Bildungsprozess hat sich der Begriff gegenüber dem deutschen Wort *Rückmeldung* mehrheitlich durchgesetzt¹⁴; dazu mag auch der Gebrauch desselben Wortes in der englischsprachigen (Forschungs-)Literatur beigetragen haben. Die Tatsache, dass sich die 42. Frühjahrskonferenz zur Erforschung des Fremdsprachenunterrichts mit dem «Feedback beim Lehren und Lernen von Fremd- und Zweit-

13 Sabine Hoffmann, *Feedback bei internationalen Videokonferenzen in der Lehrendenbildung*, in *DaF-DaZ-Unterricht im italienischen Schulsystem. Theorie und Praxis. Didattica del tedesco come lingua straniera e lingua seconda nel sistema scolastico italiano. Teoria e prassi*, a cura di Sandro Moraldo – Paola Paumgardhen – Erierto Russo, Mimesis, Milano (im Druck).

14 Friederike Klippel, *Feedback in der Lehrkräftebildung*, in *Feedback beim Lehren und Lernen von Fremd- und Zweitsprachen. Arbeitspapiere der 42. Frühjahrskonferenz zur Erforschung des Fremdsprachenunterrichts*, hrsg. v. Eva Burwitz-Melzer – Claudia Riemer – Lars Schmelter, Narr-Francke-Attempo, Tübingen 2022, S. 55-65: 55.

sprachen»¹⁵ beschäftigt hat, zeigt, dass es hierüber einer differenzierteren Auseinandersetzung bedarf. Das 'Lehrendenfeedback', womit man gemeinhin die Reaktion des Lehrenden auf eine Äußerung des Lernenden im Unterrichtskontext meint, ist zwar seit Jahrzehnten Gegenstand der Unterrichtsforschung, deckt aber offensichtlich nur einen Teil des Feedbackspektrums ab. So sollte nach Klippel¹⁶ der Wunsch nach der «Entwicklung eines breiteren Umgangs mit Feedback in der Lehrkräftebildung» Untersuchungen anstoßen, in denen «unterschiedliche Aspekte des Feedback-Erteilens und -Rezipierens theoretisch und empirisch erforscht würden». Und einem dieser Aspekte, nämlich dem Erteilen und Rezipieren negativen bzw. kritischen Feedbacks unter Kollegen in der Fremdsprachenlehrendenbildung, wollen wir uns nun zuwenden.

Das kollegiale Feedback im Kontext von Unterrichtsbeobachtung gehört zur Berufspraxis von Lehrenden. Es erfüllt – wie Farr¹⁷ hervorhebt – eine Beratungsfunktion, in der es als «informationsgestützte Rückmeldung»¹⁸ darauf zielt, «das Verhalten des Empfängers oder der Empfängerin zu beeinflussen»¹⁹. Es kann sich dabei um positives Feedback im Sinne von Bekräftigung handeln oder um ein negatives oder kritisches Feedback. Es wird davon ausgegangen, dass beide Formen potenziell eine informative als auch emotionale sowie motivationale Funktion erfüllen, die zur Orientierung und Unterstützung der eigenen Wissenskonstruktion, sowie zu einer künftigen Regulierung des eigenen Handelns führen können²⁰. Im Rahmen von Unterricht beobachten sich Lehrende erst gegenseitig abwechselnd und geben sich anschließend zu vorher gemeinsam ausgemachten Punkten und Fragestellungen Rückmeldung. Das heißt, «Feedback ist hier also vielmehr ein Element einer (mehr oder weniger zielgerichteten) Diskussion zwischen Lehrpersonen über Unterricht [...]»²¹. Es handelt sich insofern bei dem kollegialen Feedback um eine Kooperation unter

15 *Feedback beim Lehren und Lernen von Fremd- und Zweitsprachen*, a.a.O.

16 Klippel, *Feedback in der Lehrkräftebildung*, a.a.O., S. 61.

17 Fiona Farr, *The Discourse of Teaching Practice Feedback. A Corpus-Based Investigation of Spoken and Written Modes*, Routledge, New York-London 2011, S. 1.

18 Claudia M. Funk, *Kollegiales Feedback aus der Perspektive von Lehrpersonen*, Springer, Wiesbaden 2016, S. 11.

19 Patrizia Salzmann, *Lernen durch kollegiales Feedback: Die Sicht von Lehrpersonen und Schulleitungen in der Berufsbildung*, Waxmann, Münster 2015, S. 22.

20 *Ebd.*, S. 24-26. Im Unterschied dazu wird negatives Feedback im Sinne von korrekтивem Feedback seitens des Lehrenden gegenüber dem Lernenden im Unterricht als tendenziell demotivierend und nicht lernförderlich angesehen (Klippel, *Feedback in der Lehrkräftebildung*, a.a.O., S. 56).

21 Salzmann, *Lernen durch kollegiales Feedback*, a.a.O., S. 23.

Gleichgestellten und damit um ein tendenziell symmetrisch angelegtes Lernarrangement²².

Auf den ersten Blick unterscheiden sich davon andere Feedback-situationen in der Lehrendenausbildung, z.B. in der Mentor:innen-Lehrenden-Konstellation, wo neben unterschiedlicher Expertise auch hierarchische Verhältnisse mit hineinspielen (können)²³. Während es diesbezüglich noch an deutschsprachiger empirischer Forschung fehlt²⁴, liegen bereits einige aus dem angelsächsischen Raum stammende ethnomethodologische und soziolinguistische Studien²⁵ vor. So legt Copland in ihren Untersuchungen zur Englischlehrendenausbildung Gesprächsstrukturen offen, die deutlich eine direktive Gesprächsführung und darüber ein asymmetrisches Verhältnis zwischen den Teilnehmenden kennzeichnen: «However, it is notable that trainees tend to direct both their talk and their attention to the trainer, who also has the right to self-select, interrupt, and nominate who will speak»²⁶. In den untersuchten Gesprächssequenzen weist sie Spannungen nach, die bei den Auszubildenden Reflexionsprozesse erschweren oder sogar verhindern²⁷. Zu einer Verbesserung dieser Situation könnte – so Copland²⁸ – eine gezielte Vorbereitung auf die Mentor:innentätigkeit beitragen mit Fokus darauf, wie die Auszubildenden in den Feedbackprozess bewusster eingebunden werden können. Ähnlich resümieren

22 Funk, *Kollegiales Feedback aus der Perspektive von Lehrpersonen*, a.a.O., S. 44; Salzmann, *Lernen durch kollegiales Feedback*, a.a.O., S. 26.

23 Funk, *Kollegiales Feedback aus der Perspektive von Lehrpersonen*, a.a.O., S. 43.

24 Klippel, *Feedback in der Lehrkräftebildung*, S. 62.

25 U.a. Younhee Kim – Rita Elaine Silver, «*What Do You Think About This?*», *Differing Role Enactment in Post-Observation Conversation*, in *Classroom-based Conversation Analytic Research*, a.a.O., S. 303-328; Hansun Zhang Waring, *Two Mentor Practices that Generate Teacher Reflection without Explicit Solicitations: Some Preliminary Considerations*, in «*Regional Language Centre (RELC) Journal*», 44 (2013), 1, S. 103-119; Fiona Copland, *Legitimate Talk in Feedback Conferences*, in «*Applied Linguistics*», 33 (2012), 1, S. 1-20; dies., *Negotiating Face in Feedback Conferences: A Linguistic Ethnographic Analysis*, in «*Journal of Pragmatics*», 43 (2011), S. 3832-3843; dies., *Causes of Tension in Post-Observation Feedback in Pre-Service Teacher Training: An Alternative View*, in «*Teaching and Teacher Education*», 26 (2010), S. 466-472; Fiona Copland – Giorgina Ma – Steve J. Mann, *Reflecting in and on Post-Observation Feedback in Initial Teacher Training on Certificate Courses*, in «*English Language Teacher Education and Development*», 12 (2009), S. 14-23.

26 Copland, *Negotiating Face in Feedback Conferences*, a.a.O., S. 16.

27 Copland – Ma – Mann, *Reflecting in and on Post-Observation Feedback in Initial Teacher Training on Certificate Courses*, a.a.O., S. 18; Copland, *Causes of Tension in Post-Observation Feedback in Pre-Service Teacher Training*, a.a.O.

28 Copland – Ma – Mann, *Reflecting in and on Post-Observation Feedback in Initial Teacher Training on Certificate Courses*, a.a.O., S. 21; Copland, *Causes of Tension in Post-Observation Feedback in Pre-Service Teacher Training*, a.a.O., S. 471-472.

Kim und Silver²⁹ in ihrer Untersuchung zur Unterrichtsbeobachtung von Hochschullehrenden als Mentor:innen in Grundschulklassen:

In other words, by enacting a feedback-provider role, the mentor contributes to shaping the interaction in a way that places the teacher in a position of responding to feedback, thus possibly inhibiting the teacher's reflection orientation. Alternatively, an episode can be structured in a way that gives a less primary voice to the mentor and provides more space for the teacher to reflect.

Dagegen ließen sich bei Waring³⁰ in den von ihr untersuchten Gesprächen zwischen Mentor:innen und Lehramtsstudierenden im Fach Englisch sowohl bei positivem als auch negativem Feedback durchgehend kollaborative, im Sinne von nicht direktiven Aushandlungsprozesse beobachten:

In sum, in these data, the mentor's assessment appears to be treated by the teacher as an opportunity to share their own perspectives. A positive assessment can garner either affiliative or disaffiliative uptake, where the teacher presents an independent analysis of her success or reconsiders a pedagogical practice that has just been deemed favorable by the mentor. In the case of negative assessment, the teacher produces an account that asserts her effort at minimizing the undesirable. Such an assertion can constitute the beginning of further in-depth considerations of the nature of the difficulty as well as potential solutions.

Analoge empirische Studien und Erkenntnisse zum kollegialen Feedback liegen dagegen nicht vor³¹. Es mangelt an Wirkungsstudien und insbesondere an Untersuchungen, die die Interaktions- und Verstehensprozesse in Präsenz sowie in digitalen Räumen rekonstruieren, d.h. wie (Fremdsprachen-)Lehrende im Diskurs mit Feedback umgehen und dieses aushandeln³².

29 Kim – Silver, «*What Do You Think About This?*», a.a.O., S. 324.

30 Waring, *Two Mentor Practices that Generate Teacher Reflection without Explicit Solicitations*, a.a.O., S. 110.

31 Funk, *Kollegiales Feedback aus der Perspektive von Lehrpersonen*, a.a.O., S. 45, 68; Salzmann, *Lernen durch kollegiales Feedback*, a.a.O., S. 28.

32 Britta Viebrock, *Feedback im Fremdsprachenunterricht und im Kontext fremdsprachendidaktischer Lehrer:innenbildung*, in *Feedback beim Lehren und Lernen von Fremd- und Zweitsprachen*, a.a.O., S. 205-214: 210-211. Dem gegenüber steht eine breit gefächerte Konzeptualisierung und theoretische Untermauerung, die in den 1980er Jahren begonnen und seither diverse Modelle und eine umfangreiche Literatur zum Thema hervorgebracht hat (s. Farr, *The Discourse of Teaching Practice Feedback*, a.a.O.; Funk, *Kollegiales Feedback aus der Perspektive von Lehrpersonen*, a.a.O.).

2.2 Kollegiales Feedback im Erasmus+-Projekt LEELU³³

Das Erasmus+-Projekt LEELU ist eine im Blended-Learning-Format konzipierte und durchgeführte internationale Bildungsmaßnahme, die sich an achtzehn DaF-Lehrende, bestehend aus neun Lehrendentandems aus drei verschiedenen Ländern richtete. Jedes Tandem bestand aus Lehramtsanwärter:innen und erfahrenen Lehrenden, die abwechselnd ihren Unterricht durchführten oder beobachteten und im Folgenden ihre eigens aufgenommenen und dann ausgewählten Unterrichtssequenzen zur Besprechung auf die digitale Plattform *edubreak* hochluden. Vor der Besprechung standen die Videosequenzen zur Kommentierung zur Verfügung, außerdem hatten alle Lehrenden Zugang zu einem Arbeitsprotokoll, das die von ihnen selbst entschiedenen Besprechungspunkte enthielt.

Das kollegiale Feedback wurde bei LEELU im Rahmen eines kognitiv-konstruktivistischen Lernmodells konzeptualisiert. Um den Austausch und damit die Feedbackmöglichkeiten zu erweitern, wurde 1.) auf das Potenzial von Noviz:innen-Expert:innen-Konstellationen in den Tandems gesetzt und damit auf die jeweils unterschiedlichen Erfahrungshintergründe und somit Perspektiven; 2.) der kollegiale Austausch in drei verschiedenen Kontexten durchgeführt: a) schulintern (1 Tandem), b) zwischen drei Schulen am gleichen Standort (3 Tandems), c) länderübergreifend (3 Tandems aus drei Schulen in unterschiedlichen Städten (= Ländern)³⁴. Dieses Vorgehen stellte potenziell eine Erweiterung der Perspektiven und damit eine Bereicherung der Ko-Konstruktion von neuem Erfahrungswissen dar. Allerdings zeigten sich bei seiner Durchführung auch unvorhergesehene Schwierigkeiten und Grenzen: Neben dem Bedarf einer tiefer gehenden Vorbereitung auf eine kollegiale Videoanalyse sowie darauf, wie Feedback erteilt und angenommen wird³⁵, drückte sich in der im Anschluss an das Projekt durchgeführten Interviewstudie auch Fremdheit gegenüber der

33 Dieses Projekt wurde mit Unterstützung der Europäischen Kommission finanziert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung trägt allein die Verfasserin; die Kommission haftet nicht für die weitere Verwendung der darin enthaltenen Angaben. Zu den Thesen und Ergebnissen sei auf die Webseite des Projekts (<<http://www.leelu.eu>>, letzter Zugang: 28. November 2022) verwiesen. Die vorliegende Interaktionsanalyse versteht sich als Erweiterung bzw. Vertiefung dieser Befunde; sie basiert auf den im Rahmen des Projekts erhobenen Daten, war aber nicht Ziel und Bestandteil des LEELU-Projektdesigns.

34 Marta Dawidowicz et al., *Erfahrungsbasiertheit, kollegiale Kooperation und videobasierte Reflexion als Prinzipien des LEELU LehrerInnenbildungsprojekts*, <<https://leelu.eu/wp-content/uploads/sites/164/2019/08/Konzeptpapier-zur-Lehrerbildungsmaßnahme-im-LEELU-Projekt-Endfassung-2019.pdf>>, S. 13 (letzter Zugang: 28. November 2022).

35 *Ebd.*, S. 37.

anderen Lehrperson oder deren Gegebenheiten vor Ort aus³⁶, sowie die unterschiedlichen Deutschkenntnisse der Lehrenden als wesentlich für den Verlauf der internationalen Gespräche beurteilt wurden³⁷.

Die vorliegende Untersuchung setzt an diesen Beobachtungen an und möchte offenlegen, wie die Teilnehmenden kritisches Feedback verbal und verkörperlicht³⁸ in den internationalen digitalen Sitzungen aushandeln, d.h. wie hier negatives Feedback vorgebracht wird und wie die angesprochene Lehrperson darauf reagiert. Das Ziel ist dabei, mögliche typische Handlungsmuster für die internationale Lehrendenbildung anhand der Gesprächsführung (sequenziell und simultan) aufzuzeigen und dabei auch zu sehen, ob sich die symmetrisch angelegte Konstellation (s.o.) bestätigen lässt. Dazu wird auf ein mikroanalytisches Verfahren zurückgegriffen, das auf der Konversationsanalyse fußt³⁹. Die Aufarbeitung der ausgewählten Fragmente erfolgt nach den Transkriptionskonventionen GAT 2⁴⁰ und der anderen semiotischen Ressourcen in Anlehnung an Mondada⁴¹. Die im Transkript benutzten Zeichen befinden sich im Anhang 1.

3. EMPIRISCHER TEIL

Aus dem Datenkorpus, das aus den acht länderübergreifenden Videokonferenzen mit insg. neun Stunden Aufnahmezeit besteht, wurden drei Fragmente aus einer und ein Fragment aus einer weiteren Sequenz ausgewählt. Die Fragmente aus der ersten Sequenz (27.3.2018, Min. 12:25-20:22) stammen aus der dritten der insg. drei internationalen Gesprächsrunden, die zweite Sequenz ist aus der ersten Runde (28.11.2017, Min. 13:02-14:12)⁴².

36 Katrin Hofmann, *Strukturelle Gelingensbedingungen videogestützter Lehrpersonengespräche über DaF-Unterricht: Eine Interviewstudie zu Paar- und Gruppeninteraktionen*, in «Fremdsprachen Lehren und Lernen», 1 (2021), S. 106-123: 116, 117.

37 *Ebd.*, S. 115.

38 Der Begriff 'verkörperlicht' wird in der multimodalen Interaktionsanalyse zur Beschreibung aller durch den Körper ausgedrückten Aktionen benutzt.

39 Harvey Sacks – Emanuel A. Schegloff – Gail Jefferson, *A Simplest Systematics for the Organisation of Turn-Taking for Conversation*, in «Language», 50 (1974), 4, S. 696-735.

40 Margret Selting *et al.*, *Transkriptionssystem 2 (GAT 2)*, in «Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion», 10 (2009), S. 353-402, <<http://www.gesprachsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf>> (letzter Zugang: 28. November 2022).

41 Lorenza Mondada, *Conventions for Multimodal Transcription*, <https://www.lorenzamondada.net/_files/ugd/ba0dbb_986ddd4993a04a57acf20ea06e2b9a34.pdf> (letzter Zugang: 28. November 2022).

42 Die Erlaubnis für die Veröffentlichung des Materials inkl. *Screenshots* aus

3.1 Sequenz 1 «Aquarium»

Das Gesprächsthema der Sequenz sind die Reflexionsphasen der Lernenden zu den von ihnen gelesenen Büchern. Die Moderatorin kündigt das folgende Tandempaar und dessen Video an und eröffnet die Diskussion mit der Aufforderung, noch offene Fragen zu stellen. Die Unterrichtssequenz, auf die Bezug genommen wird, zeigt, wie in einer Klasse eine Aufgabe mit dem Namen «Aquarium» (s. Anhang 2) durchgeführt wird. Diese Aufgabenstellung war allen Lehrenden zu einer möglichen Initiierung und Unterstützung von Reflexionsprozessen im Einführungsseminar zu der Bildungsmaßnahme erklärt und die Vorlage ausgehändigt worden. In der Mitte des Bildschirms ist zu Beginn noch das Standbild der zuvor besprochenen Unterrichtssequenz mit den Kommentaren der Lehrenden zu sehen, und rechts davon an der Seite erscheinen die Gesichter der am Gespräch beteiligten Personen, von oben nach unten: die Lehrenden Markus (MAR), Melissa (MEL), Ilse (ILS), die Projektmitarbeiterin Gisela (GIS) und die Lehrende Renate (nicht im Transkript). Die Moderatorin (MOD) ist nicht zu sehen.

Fragment 1

```

01 MOD (...) °h und die frage wäre vielleicht-
02   jetzt an die gruppe,
03   °h ähm also welche FRAGEN noch OFFEN-
04   geblieben sind für euch-
05   wenn es darum geht wie man dies wie man-
06   diese ph wie man diese phasen gestalten
07   kann.
08   (7.0) + ^ (2.0)
09   ils      ^führt das Mikrofon am Kopfhörer zum Mund--->
10 ILS na ja.
11 (1.5)
12 ILS hört ihr mich?
13 MOD ja.
14 GIS ja.
15 ILS okay.^
    ---->^
16   ähm (1.0) es gab dieses aquarium-
17   bei melissa und markus nicht?

```

den Videokonferenzen zu Forschungszwecken liegt vor. Die Namen der Lehrenden in den Transkripten wurden geändert. Zum Vorgehen s. Dawidowicz *et al.*, *Erfahrungsbasiertheit, kollegiale Kooperation und videobasierte Reflexion als Prinzipien des LEELU LehrerInnenbildungsprojekts*, a.a.O., S. 21-29.

16 das war das aquariumverfahren,
 17 das gemacht wurde,
 ((auf dem Bildschirm erscheinen die ver-
 schiedenen Videofiles))
 18 °h ähm und ich habe eigentlich-
 ((Klingelgeräusch))
 19 da: äh ähh mich abgefragt ob (.) es tatsächlich-
 20 wenn man mit einer kleineren gruppe arbeitet,
 21 auch etwas BRINGT,
 22 m äh noch die #zuschauer(ring) zu haben,
 Abb. #Abb.1



Abb. 1

23 um dieser schon eigentlich-
 24 kleinen tisch(.) von äh leuten,
 25 die haben geredet,
 26 ähh also was (.) hat das dann gebracht?
 27 habt ihr das können äh idi identifizieren
 können?
 28 °h ähm äh was war: (.) ähm ja was war
 eigentlich GUT daran,
 29 das so zu tun,
 30 und diese grup gruppe aufzuteilen,
 31 °h äh (1.0) ähm denn es hat ja (---) ich, (---)
 32 [das wundert] mich eigentlich,
 33 MAR [okay]
 34 ILS einfach eine frage.
 35 (1.5)
 (...)
 44 MEL okay.
 45 ^also wir haben ^oder besser äh,

ils ^nähert sich dem Bildschirm^
 46 die: kleine gruppe besteht (.) aus (.) schüler,
 47 die: frei(.)willig äh oder sponTAN ähm:, (---)
 48 wollten ähm (--) das spiel natÜRLICH MACHen
 und äh-
 49 normalerWEISE sind die SCHÜLER,
 50 äh die ähm immer im unterricht äh-
 51 an einem gespräch teil(.)nehmen.

Die Moderatorin richtet an die gesamte Gruppe ihre Aufforderung, Fragen zu stellen (Z. 01-06). Während einer längeren Pause (Z. 07) bereitet sich Ilse sichtbar auf eine Äußerung vor, indem sie nach ihrem Mikrofon greift und es an den Mund führt (Z. 07-13), dabei setzt sie zunächst etwas zögernd mit «na ja» (Z. 08) ein. Darauf vergewissert sie sich nach einer kurzen Pause (Z. 09), dass man sie hört (Z. 10), was auf einen längeren Redebeitrag hindeuten könnte. Nach erhaltener Bestätigung (Z. 11, 12) und richtiger Positionierung des Mikrofons kündigt Ileses «okay» (Z. 13) an, dass sie nun zu ihrer Äußerung ansetzt. Diese adressiert sie namentlich an das Tandem «Melissa-Markus» (Z. 15) und deren Unterrichtssequenz bzw. Durchführung der Aufgabe «Aquarium» (Z. 14, 16, 17). Die Nachfrage «nicht?» lenkt die Aufmerksamkeit nochmals verstärkt hierauf (Z. 15). Nachdem dieser gemeinsame Aufmerksamkeitsfokus hergestellt ist, setzt Ilse mit leichter Verzögerung zu ihrem Feedback an, wobei sie mit «eigentlich» signalisiert (Z. 18), dass der nun folgende Gedanke «schwieriger oder richtiger einzustufen ist» als vorher Angenommenes oder Gesagtes⁴³. Sie formuliert ihn allerdings als indirekte Frage an sich selbst, sozusagen als eine Art Selbstreflexion, («mich abgefragt», Z. 19). Durch das verstärkende «tatsächlich» und durch das betonte Verb «etwas BRINGT» (Z. 19, 21) wird eine Verneinung der Frage antizipiert bzw. mit Bezug auf den vorherigen *Wenn*-Satz (Z. 20) der pädagogische Nutzen der durchgeführten Aufgabe in dieser Gruppenkonstellation in Frage gestellt. Das führt Ilse dann weiter aus, indem sie konkret auf die Bildung eines Innen- sowie Außenkreises Bezug nimmt (Z. 22-24), wie es auf dem Bildschirm zu sehen ist (Abb. 1). Dabei signalisiert sie nochmal mit «eigentlich kleinen Tisch» (Z. 23, 24), dass sie die Voraussetzungen zur Durchführung der Aufgabe als nicht gegeben oder zumindest als fragwürdig einstuft. Anschließend

43 Norbert Dittmar, *Lakmüstest für funktionale Beschreibungen am Beispiel von auch (Fokuspartikel, FP), eigentlich (Modalpartikel, MP) und also (Diskursmarker, DM)*, in *Modus, Modalverben, Modalpartikel*, hrsg. v. Cathrine Fabricius-Hansen – Oddleif Leirbukt – Ole Letnes, Wissenschaftlicher Verlag Trier, Trier 2002, S. 142-177: 162.

leitet sie mit «also» eine prospektive (Re)formulierung⁴⁴ ein, und zwar in Form einer an das Tandempaar gerichteten Frage: «also was (.) hat das dann gebracht?» (Z. 26); dem folgt die Frage nach deren Evaluierung der Maßnahme («habt ihr das können äh idi identifizieren können?»), Z. 27) und letztendlich nochmal explizit nach dem geschätzten pädagogischen Mehrwert der Gruppenteilung (Z. 28-30). Wieder klingt mit «eigentlich» ein Infragestellen der Handlung an («was war: (.) ähm ja was war eigentlich GUT daran, », Z. 28). Das folgende Stocken (Z. 31) und die Kennzeichnung ihrer Beobachtungen als subjektiv («das wundert mich eigentlich», Z. 32) mildern das kritische Feedback, und am Schluss wird es durch das abschwächende «einfach eine Frage» noch weiter neutralisiert.

Nach einer kurzen Pause (Z. 35) und größerer Unsicherheit, wer von dem Tandempaar antworten soll oder will (Z. 36-43, nicht im Transkript) signalisiert Melissa, dass sie zur Antwort ansetzt (Z. 44). Das am Anfang stehende «also» deutet wieder darauf hin, dass eine Präzisierung oder ein Nachtrag⁴⁵ zum Geschehen folgt. In ihren Ausführungen nimmt sie auf die geringe Anzahl der Lernenden Bezug («kleine gruppe», Z. 46), geht aber nicht auf die Frage bzw. Einwände der Kollegin bezüglich der Eignung der Aufgabe für eine solche, d.h. kleine Gruppe ein. Sie beschreibt dagegen die Lernenden, wobei sie die Größe bzw. die Gruppenkonstellation dahingehend begründet, dass es sich hierbei um die aktiven und motivierten Schüler:innen handle. Im Folgenden führen sowohl Melissa als auch ihr Tandempartner Markus die Beschreibung weiter aus (Z. 52-90, nicht im Transkript). Ilse zeigt Interesse durch die Näherung an den Bildschirm (Z. 45). Als sie merkt, dass ihre Frage nicht beantwortet wird, setzt sie zu einer Nachfrage an (s.u., Z. 90).

In diesem Fragment drückt die Lehrende Ilse kritisches Feedback aus. Dabei schwächen als subjektiv ausgewiesene Äußerungen oder an sich selbst gerichtete Fragen die Kritik ab, während der häufig benutzte Diskursmarker «eigentlich», die Wahl des Verbs «etwas bringen» sowie dessen Betonung Zweifel an dem pädagogischen Mehrwert der durchgeführten Aufgabe und damit an dem Handeln des Kolleg:innentandems anklingen lassen. Die angesprochene Lehrende geht nicht auf die Frage nach der Angemessenheit der Aufgabe für diese spezifische Gruppe ein, sondern es werden Begründungen angeführt, warum sich diese Gruppe gebildet hat. Die Annahme liegt nah, dass Melissa aufgrund mangelnder sprachlicher Kompetenz die

44 Arnulf Deppermann, *Notionalization: The Transformation of Descriptions into Categorizations*, in «Human Studies», 34 (2011), S. 155-181.

45 *Ebd.*, sowie Dittmar, *Lakmüstest für funktionale Beschreibungen*, a.a.O., S. 170.

Im Anschluss daran wird auch von Melissa betont, dass die Klasse normalerweise größer ist, genau genommen aus vierundzwanzig Schülerinnen und Schülern besteht (nicht im Transkript).

119 ILS ja (.) okay.
 120 denn (-) wenn man zum beispiel
 vierundzwanzig leute- (.)
 121 in der der klasse hat °h äh ähm- (-)
 122 wäre es dann gut zum beispiel-
 123 einen innerkreis von fünf,
 124 und ein außenkreis von acht,
 125 oder so was zu wählen?
 126 #^spielen ^diese zahlen eine ROLLE?
 ils ^bewegt ihre Hände^
 Abb.#Abb. 2



Abb. 2

127 (1.5)
 128 MAR äh ja wir haben SO dies dies spiel
 strukturiert,
 129 die weil (1.5) das aquarium war SO
 strukturiert.
 130 deswegen haben wir (-) das spiel SO gemacht,
 131 weil (.) es WAR so.
 132 oder (.) wir haben SO dieses spiel,
 133 in dieser WEISE dieses spiel interpretiert.
 134 (1.5)
 135 ILS ok. (...)

Ilse begründet ihre vorherigen kritischen Anmerkungen mit einer mangelnden Information hinsichtlich der Klassengröße (Z. 107, 108, 109). Das betonte «SIND» in der Nachfrage (Z. 109) implizieren die Bitte um eine genaue Zahlenangabe, während das folgende «aber es ich ich dachte» (Z. 110) ausdrückt, dass sie von den wenigen im Video sichtbaren Teilnehmenden ausgeht. Markus deutet die Frage dahingehend, dass Ilse die Anzahl der Schülerinnen und Schüler, die normalerweise in der Klasse sind, wissen möchte. Das heißt, er setzt Iلس Frage nach der Größe der Klasse nicht in Bezug zur vorangegangenen Beobachtung hinsichtlich der Aufgabe, sondern versteht sie

als Bitte um eine davon losgelöste Information (Z. 111, 112). Nach einer weiteren Bekräftigung von Melissa (nicht im Transkript), zeigt Ilse mit «okay» (Z. 119) an, dass sie die Informationen bezüglich der genannten Klassengröße nun erhalten hat und daran jetzt ihre Überlegungen anknüpft. Dabei nennt sie die Anzahl der Lernenden als Beispiel und relativiert damit den direkten Bezug auf die Klasse des Kolleg:innenandems (Z. 120). In der daran anknüpfenden Frage (Z. 122-125) wird außerdem durch den Konjunktiv «wäre» Distanz zu der Situation geschaffen. Diese Abwendung von dem konkreten Fall wird am Schluss auch noch durch «oder so was» (Z. 125) unterstrichen. Daran setzt dann nochmal die direkte Frage an, ob die Durchführung bei solch kleinen Gruppen Sinn macht («spielen diese zahlen eine ROLLE?», Z. 126). Die Betonung von Rolle und die das Verhältnis beider Gruppen zueinander darstellende Bewegung ihrer Hände (Abb. 2) stellen einen weiteren Versuch dar, Melissa und Markus zu einer Reflexion bezüglich des Verhältnisses der Klassengröße zur Durchführung der Aufgabe anzuregen bzw. das eigene Handeln zu hinterfragen. Die Reaktion von Markus nach einer kürzeren Pause (Z. 127) zeigt, dass er diese Aufforderung zur Reflexion verstanden hat, diese aber zurückweist: Die viermalige Betonung von «SO» (Z. 128, 129, 130, 132), sowie das hervorgehobene «es WAR so» (Z. 131) drücken aus, dass Melissa und Markus die Aufgabe als gegeben übernommen haben. Das heißt, weitergehende Überlegungen bezüglich der Angemessenheit der Aufgabe in Bezug auf die Klassenstärke haben nicht stattgefunden. Auch im weiteren Verlauf des Gesprächs (nicht im Transkript) bestätigt sich, dass die Durchführung der Aufgabe vordergründig als Redeanlass gedient hat.

In dieser Sequenz wird in verschiedener Form kritisches Feedback vorgebracht. Dabei schwächen in Fragment 1 als subjektiv ausgewiesene Äußerungen oder an sich selbst gerichtete Fragen die Kritik ab, während hingegen der häufig benutzte Diskursmarker «eigentlich» sowie die Wahl und Betonung des Verbs «etwas bringen» Zweifel an dem pädagogischen Mehrwert der durchgeführten Aufgabe implizieren. In Fragment 2 versucht die Lehrende, sich anders auszudrücken, um damit die Absicht ihrer kritischen Rückmeldung klarer und verständlicher zu machen, was ihr auch gelingt. Da sie aber immer noch in Bezug auf die Durchführung Zweifel hegt bzw. bei den Kolleg:innen eine diesbezügliche Reflexion vermisst und anregen möchte, benutzt sie in Fragment 3 die genannten Schüler:innenzahlen als Beispiel für die Beschreibung der Situation. Dabei schafft sie eine Art Distanz zu dem Geschehen. Die Reaktion darauf zeigt, dass die beiden Lehrenden die Frage nun verstanden haben, das Angebot zu

Reflexion allerdings energisch zurückweisen mit der Begründung, dass sie die Aufgabenstellung eben so durchgeführt haben, wie sie ihnen ausgehändigt worden war.

3.2 Sequenz 2 «Bibliothek»

In der zweiten Sequenz geht es um den Raum, wo der extensive Leseunterricht durchgeführt wird. Dies soll vorzugsweise ein Ort sein, wo die Lernenden die Möglichkeit zur individuellen Leseerfahrung und zum vergnüglichen Lesen in einem vom normalen Unterricht deutlich abgegrenzten Raum haben sollen⁴⁶. Auf dem Bildschirm rechts sind von oben nach unten die Gesichter der Moderatorin (MOD) und die von zwei Lehrenden, Erika (ERI) und Agnese (AGN). In der Mitte des Bildschirms sieht man eine Bibliothek, in der Schülerinnen und Schüler sitzen oder stehen.

```
01 MOD agnese wolltest du auch noch was ergänzen?
02 AGN ja: ähm (---)§also ich denk mir:, äh (---)
    eri                §schaut angespannt----->
03     ich find das †SCHÖN mit der biblio†THEK, (---)
04     das sieht doch gemütlich #ε+      ε†AUS- (---)
                                εlächeltε
    mod                +lächelt---->
    Abb.                #Abb. 3
```



Abb. 3

```
05 mod [ähä+]
    --->+
06 AGN [mit ] den tischen, (-)
```

⁴⁶ Doris Abitzsch *et al.*, *Freies Lesen im LEELU-LehrerInnenbildungsprojekt*, <<https://leelu.eu/wp-content/uploads/sites/164/2019/08/Konzeptpapier-zum-Freien-Lesen-im-LEELU-Projekt-Endfassung-2019.pdf>> (letzter Zugang: 28. November 2022).

07 ähm der WECHsel ähm (1.0) frag ich mich-
 08 wie das dann funktionIERT,
 09 weil auch ne schulbibliothek ist in meinen augen,
 10 hat was mit SCHULE zu tun;
 11 der ORT (1.5) (Gebäude) bleibt SCHULE; #ehm?
 εlächelt---->
 Abb. #Abb. 4



Abb. 4

12 und (1.0) ε εdas- ε
 ----->ε εzieht die Schulter leicht hohe
 13 (2.0) [()]
 14 ERI §[eigentlich] eigentlich nicht.
 ---->§
 15 also die bibliothek ist ja ziemlich äh abseits,
 16 vom vom großen geschehen in der schule; (--)
 17 und das ist ähh das ist äh da da mhm- (-)
 18 da werden keine STUNDen veranstaltet.

Nachdem die Moderatorin Agnese das Rederecht erteilt hat (Z. 01), setzt diese etwas zögernd an, indem sie die folgende Äußerung als eigenen Gedanken kennzeichnet und mit «also» eine mögliche Reformulierung des Vorgegangenen (s.o.) antizipiert («also ich denk mir,» Z. 2). Dabei spiegelt das Gesicht die Kollegin (Erika), deren Video besprochen wird, Anspannung wider. Dann aber unterbricht sich Agnese nach einer kurzen Pause und fährt fort, indem sie die Initiative der Kolleginnen, für die extensive Lesestunde in die Bibliothek überzusiedeln, mit betontem «↑SCHÖN» lobt (Z. 03). Daran schließt der Deklarativsatz «das sieht doch gemütlich ↑AUS» (Z. 04) mit dem Konsens herstellenden Diskursmarker «doch»⁴⁷ an. Durch den Tonhöhen sprung bei den drei betonten Worten «↑SCHÖN», «biblio↑THEK» und «↑AUS» begleitet von dem Lächeln der Sprecherin, erhält die eingeschobene Aussage eine leicht ironische Note. Auch das Lächeln der Moderatorin sowie Erikas Gesichtsausdruck legen diese Auslegung

47 Wolfgang Imo, *Diskursmarker im gesprochenen und geschriebenen Deutsch*, in *Diskursmarker im Deutschen. Reflexionen und Analysen*, hrsg. v. Hardarik Blühdorn – Arnulf Deppermann – Henrike Helmer – Thomas Spranz-Fogasy, Verlag für Gesprächsforschung, Göttingen 2017, S. 49-71: 65.

nah (Abb. 3). Nach kurzer Pause und Feedback zum Weitersprechen von der Moderatorin (Z. 05) schließt Agnese «mit den Tischen» (Z. 06) ihre Bemerkung bezüglich der Gemütlichkeit der Bibliothek ab. Als an sich gerichtete Frage «frag ich mich» (Z. 07) kehrt sie nun zu ihrem unterbrochenen Feedback zurück und spricht den «WECHSEL» der Räume an, d.h. vom Klassenzimmer in die Schulbibliothek (Z. 07, 08). Dabei hinterfragt sie bzw. meldet Zweifel daran an, dass dieser Wechsel auch ein Verlassen der Institution Schule und damit freies Lesen impliziert (Z. 09, 10). Das Gesagte wird hierbei durch «in meinen augen» als persönliche Meinung gekennzeichnet. Die erstgenannte «schulbibliothek» (Z. 09) ordnet Agnese zunächst der betonten «SCHULE» (Z. 10) zu und bestimmt dann beide als Teil des Schulgebäudes (Z. 11). In ihrem Lächeln bei der Nachfrage «hm?» (Z. 11, Abb. 4) verstärkt abermals ein Anflug von Ironie ihre kritische Rückmeldung, während das Hochziehen der Schultern (Z. 12) deren Fragecharakter unterstreicht. Die nachfolgende Pause lässt Raum für den Sprecherwechsel, worauf Erika mit leichter Zeitverzögerung reagiert (Z. 13), was wahrscheinlich an technischen Problemen liegt, wofür auch die Überlappung spricht (Z. 13, 14). Die Kollegin weist sofort mit einem «eigentlich eigentlich nicht» (Z. 14) die kritische Anmerkung der Kollegin zurück und leitet mit «also» ihre Gegenargumentation ein, indem sie die Schule nicht als physisches Gebäude, sondern über ihre Funktionsbereiche und damit die Schulbibliothek als einen ent-institutionalisierten Freiraum definiert.

In dem analysierten Fragment wird durch als persönlich gekennzeichnete Äußerungen die kritische Rückmeldung gemildert, andererseits aber durch verbal ausgedrückte und verkörperlichte Ironie verschärft. Die Reaktion darauf zeigt, dass das Feedback auch in seiner feinen Kritik verstanden worden ist. Es wird von der Kollegin aufgrund einer anderen Vorannahme unter Anführung von Argumenten zurückgewiesen.

4. SCHLUSSFOLGERUNGEN

Das Ziel der vorliegenden Abhandlung war es aufzuzeigen, wie in Videokonferenzen zwischen Lehrenden im internationalen Kontext kritisches Feedback ausgehandelt wird. In den ausgewählten Fragmenten war generell zu bemerken, dass die Lehrenden ihre kritischen Anmerkungen sehr behutsam und vorsichtig vorbringen. Äußerungen werden vermehrt als persönliche Meinungen ausgegeben, Konditional oder Konjunktiv gewählt, Beobachtungen relativiert und dadurch

entpersonalisiert sowie die angesprochenen Lehrenden um Stellungnahmen oder Erklärungen gebeten. In der zweiten Sequenz ließ sich zudem leichte Ironie feststellen. In diesen Merkmalen weisen die Diskurse deutlich Ähnlichkeiten zu kollaborativen Formen von Gesprächsführung in Mentoraten auf⁴⁸. In beiden Sequenzen erfolgt eine Zurückweisung der kritischen Rückmeldung, indem die Lehrenden ihr Handeln bzw. die Situation erklären. Dies scheint dagegen bei Mentoratsgesprächen seltener vorzukommen. Inwieweit diese Reaktion stärker bei kollegialem Feedback unter Lehrenden auftritt, könnte eine Hypothese darstellen, der in weiteren Studien nachzugehen ist.

In der ersten Sequenz wurde anfänglich – höchstwahrscheinlich aufgrund sprachlicher Schwierigkeiten – die Nachfrage nicht verstanden und das kritische Feedback als solches nicht rezipiert. Das veranlasst die Lehrende dazu, dieses umzuformulieren sowie nachzufragen, um weitere Informationen zu erhalten und anhand derer ihre kritische Rückmeldung zu veranschaulichen. Die angewandten Strategien, um die Kollegin und den Kollegen zu einer Reflexion ihres Handelns zu bewegen, führen insofern zu einer verstärkten Verbalisierung auf beiden Seiten, denn die angesprochenen Lehrenden starten verschiedene Versuche, auf die Fragen zu reagieren. Dies macht die Sequenz 'Aquarium' verhältnismäßig lang und z.T. etwas mühsam. Dazu trägt auch die eingeschränkte Funktion semiotischer Ressourcen bei⁴⁹, die in Videokonferenzen die Interaktionsmöglichkeiten reduziert und eine stärkere Ausrichtung auf das rein Sprachliche bedingt.

Die im Gespräch zutage tretenden Handlungsmuster zeigen, wie in der ersten Sequenz unterschiedliche Sprachkompetenzen die eigentlich symmetrisch angelegte Konstellation unter Gleichgestellten unterlaufen. Über die Fähigkeit, kritisches Feedback artikulieren, verstehen und darauf reagieren zu können, bauen sich im Diskurs unterschiedliche Rollen zwischen den Lehrenden auf, wie es ja auch von diesen selbst bemerkt wurde⁵⁰. Dies hängt natürlich nicht nur von sprachlichen Kompetenzen ab, sondern auch davon, wie und ob die Lehrenden gewohnt sind bzw. ob sie es in ihrer Aus- und Weiterbildung gelernt haben, mit kritischem Feedback umzugehen, also von den jeweiligen Lehr- und Lerntraditionen⁵¹. Insbesondere

48 Vgl. 2.1 und Waring, *Two Mentor Practices that Generate Teacher Reflection without Explicit Solicitations*, a.a.O.

49 Auf deren Wichtigkeit weisen u.a. Kim – Silver, «*What Do You Think About This?*», a.a.O., hin.

50 Vgl. 2.1 und Hofmann, *Strukturelle Gelingensbedingungen videogestützter Lehrpersonengespräche über DaF-Unterricht*, a.a.O.

51 Hoffmann, *Feedback bei internationalen Videokonferenzen in der Lehrendenbildung*, a.a.O.

in der ersten Sequenz scheinen die Lehrenden nur ansatzweise an einen reflexiven Umgang mit dem eigenen Unterricht und an einen Austausch darüber gewöhnt. Noch deutlicher wird das im Vergleich zu der zweiten Sequenz, in der die Reaktion direkt erfolgt und davon zeugt, dass das kritische Feedback als solches rezipiert wurde und die Lehrende in der Lage ist, ihr Handeln zu reflektieren. Hier ermöglichen die vorhandene Sprach- und Reflexionskompetenz eine sofortige Reaktion und ein flüssiges Gespräch, worüber sich eine symmetrische Gesprächskonstellation aufbaut. Diese Verknüpfung kultureller und sprachlicher Verschiedenheiten tritt im Diskurs hervor und bestätigt, dass kritisches Feedback im internationalen Kontext eine erhebliche interaktionale Arbeit darstellt. Es zeigt sich, dass die (fremd-)sprachlichen Kompetenzen dabei eine nicht unerhebliche Rolle spielen, die in Zukunft sicher weiter ausgeleuchtet werden muss. Denn gerade die Sonderrolle von DaF⁵² bedingt, dass die Sprachkenntnisse der Lehrenden keinesfalls in allen Ländern und Standorten auf dem gleichen Niveau vorliegen. Beachtung verdient dieser Aspekt insbesondere im Rahmen der Professionalisierung von Fremdsprachenlehrenden, zu deren professionellem Wissen nicht nur pädagogische, fachdidaktische und fachliche Qualifikationen, sondern eben auch angemessene Fremdsprachenkenntnisse gehören⁵³.

52 Legutke – Saunders – Scharf, *Zwischen den Disziplinen: Anmerkungen zur Fachspezifik des Professionswissens von Fremdsprachenlehrkräften*, a.a.O., S. 7.

53 Katrin Thomson, *Conceptualizing Teachers L2 Classroom Discourse Competence (CDC): A Key Competence in Foreign Language Teaching*, in *Classroom Discourse Competence. Current Issues in Language Teaching and Teacher Education*, ed. by Kathrin Thomson, Narr, Tübingen 2022, S. 13-30.

ANHANG 1

In Anlehnung an die multimodalen Transkriptionskonventionen von Mondada (2019) werden folgende Sonderzeichen benutzt:

MOD, ILS, MAR, MEL, AGN, ERI	Abkürzungen für Moderatorin und Lehrende
mod, ils, eri	Das Teilnehmendensigle in Kleinbuchstaben indiziert eine verkörperlichte Handlung
	Sonderzeichen indizieren Anfang und Ende von Blickrichtung, -bewegung sowie Gestik und Körperbewegung in der Sprechzeile von
+ +	Moderatorin
^ ^	Ilse
ε ε	Agnese
§ §	Erika
----->	Handlung zieht sich über mehrere Zeilen hin
----->+	Ende der Handlung

ANHANG 2

*Aquarium*⁵⁴



⁵⁴ Angelehnt an Hermann Funk – Christina Kuhn – Dirk Skiba – Dorothee Spaniel-Wiese – Rainer E. Wicke, *Aufgaben, Übungen, Interaktion*, Klett-Langenscheid, München 2014.

Ziel:

Arbeitsform in Kleingruppen, die die Lernenden zur Reflexion bezüglich ihrer Lesekompetenz und/oder Leseinteresse (Buchauswahl) anregen und zur Entwicklung eines selbstständigeren und bewussteren Zugangs zum eigenen Lesen Lernen beitragen sollen.

Durchführung:

Eine kleine Gruppe ('Fische') diskutiert vor einer größeren Zuhörergruppe ('ins Aquarium Schauende') über ein Buch, das ein/e Schüler aus dem Innenkreis für sich als besonders spannend, 'Mein Buchtipp' (ev. auch besonders unpassend) empfunden hat. Ein Stuhl im Innenkreis bleibt frei. Der Innenkreis stellt nun dieser/em Schüler/in Fragen (s. Ordner 'Für den Unterricht'). Diese Fragen sollten oder können vor der Durchführung am besten im Plenum oder in Kleingruppen gesammelt werden.

Z.B.:

- Warum hattest du das Buch ausgewählt?
- Wie / wann hast du gemerkt, dass das Buch 'das richtige' ist?
- War das Cover ansprechend?
- Kanntest du den Autor/Buch schon vorher?
- Fandest du das Thema besonders interessant?
- War das Buch sprachlich schwer zu verstehen?
- Was hast du gemacht, um es besser zu verstehen?
- War es das Buch, das du zuerst ausgewählt hast?
- Haben die Bücher, die du zuvor ausgewählt hast, deine Wahl beeinflusst?
- Haben dir deine Mitschüler/innen bei der Wahl des Buches geholfen?
- Hat dir deine Lehrerin bei der Wahl des Buches geholfen?
- War das Buch so, wie du dir das vorgestellt hast?
- Was hat dir nicht oder weniger gefallen?
- (Wie) Beeinflusst das Buch die nächste Buchauswahl?
- Ist das Auswahlkriterium bei der nächsten Buchauswahl das gleiche?
- ...

Die im Außenkreis Stehenden können in die Diskussion eingreifen, indem eine Person aus dem Außenkreis sich spontan auf den freien Stuhl setzt und eine weitere oder weiterführende Frage stellt oder eine Äußerung kommentiert. Nachdem sie diese Frage gestellt hat, steht sie wieder auf und geht zurück in den Außenkreis.

Bemerkung zur Durchführung:

1. Es sollte eine Diskussion entstehen, die über die Frage-und-Antwort-Runde ('Verhör') hinausgeht. D.h., die Fragen sollten einmal individuell, aber auch in der Gruppe zu einer Reflexion führen, was z.B. ein Buch schwer macht oder was dessen Wahl beeinflusst.

2. 'Aquarium' sollte im Anschluss an die 20 Minuten Lesezeit in den restlichen 10 Minuten stattfinden und über Video aufgenommen werden. Vorschlag 1-2 pro Monat in parallel je nach Klassengröße 2-4 Kleingruppen, ev. die Diskussionsrunde auch thematisch ausrichten oder ähnliches.



INDICE

RECENSIONI

Letteratura e cultura

- Francesca Fabbri p. 247
Gabriella Catalano, *Goethe und die Kunstrestititionen. Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein und Mayn Gegend. Ein Reisebericht und seine Folgen*
- Mirjam Mansen 250
Andreas Gipper – Lavinia Heller – Robert Lukenda (hrsg. v.), *Politiken der Translation in Italien. Wegmarken einer deutsch-italienischen Übersetzungsgeschichte vom Risorgimento bis zum Faschismus*
- Hermann Dorowin 256
Barbara Beßlich, *Das Junge Wien im Alter. Spätwerke (neben) der Moderne (1905-1938)*
- Aldo Venturelli 261
Massimo Cacciari, *Paradiso e naufragio. Saggio sull'«Uomo senza qualità» di Musil*
- Alexander Auf der Heyde 265
Ernst Michalski, *Die Verwandlung des Knaben Kai. Roman*, kritische Edition hrsg. v. Anna Maria Voci
- Paola Gheri 267
Lucia Perrone Capano, *Re-visioni della modernità nell'opera di Irmgard Keun*
- Elena Stramaglia 271
Elena Polledri – Simone Costagli (a cura di), *Riscritture dei classici tedeschi nella poesia del secondo dopoguerra*
- Simone Furlani 275
Camilla Miglio, *Ricercar per verba. Paul Celan e la musica della materia*
- Stefano Apostolo 277
Ingeborg Bachmann, *Das dreißigste Jahr*, hrsg. v. Rita Svandrlik, unter Mitarbeit v. Silvia Bengesser – Hans Höller
- Serena Grazzini 282
Micaela Latini, *Lo sguardo ritratto. Thomas Bernhard tra parola e immagine*
- Rosa Coppola 285
Eriberto Russo, *Yoko Tawada. Metamorfosi kafkiane*

Pietro Gori Luca Guidetti, <i>Gli elementi dell'esperienza. Studio su Ernst Mach</i>	p. 288
Roberto Redaelli Giacomo Gambaro, <i>Emil Lask e le matrici neokantiane dell'empirismo trascendentale</i>	291
Elisa Pontini Francesco Gagliardi, <i>La luce e la caverna cosmica. Spengler, Meyer e la «Kultur» magico-araba</i>	293
Tommaso Gazzolo Carlo Altini, <i>La storia della filosofia come filosofia politica. Carl Schmitt e Leo Strauss lettori di Thomas Hobbes</i>	297
Gabriele Guerra Damiano Roberi, <i>Leggere Benjamin contropelo. Alla ricerca dell'idea di natura</i>	299
Giulia Frare Marco Maggi (a cura di), <i>Walter Benjamin e la cultura italiana</i>	301
Aldo Venturelli – Vivetta Vivarelli Philipp Felsch, <i>Wie Nietzsche aus der Kälte kam. Geschichte einer Rettung</i>	304
Valentina Serra Ulrike Böhmel Fichera – Paola Paumgardhen (a cura di), <i>Ritratti di scrittrici tedesche</i>	308
Alessandra Goggio Peter Wolfgang Waentig, <i>Sprache – Literatur – Gesellschaft in Deutschland. Zehn kulturgeschichtliche Beiträge</i>	311
<i>Linguistica e didattica della lingua</i>	
Katharina Salzmann Angela Grimm – Valentina Cristante, <i>Deutsch als Zweitsprache – DaZ</i>	313
Anna-Lena Wagner Susanne Günthner – Juliane Schopf – Beate Weidner (hrsg. v.), <i>Gesprochene Sprache in der kommunikativen Praxis. Analysen authentischer Alltagssprache und ihr Einsatz im DaF-Unterricht</i>	316
SEGNALAZIONI	322

RECENSIONI

Letteratura e cultura

Gabriella Catalano, *Goethe und die Kunstrestititionen. Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein und Mayn Gegend. Ein Reisebericht und seine Folgen*, Wallstein, Göttingen 2022, pp. 224, € 29

La restituzione di oggetti d'arte o di manufatti artigianali (più in generale di artefatti ai quali viene assegnato un alto valore culturale) da musei e istituzioni di una nazione a un'altra ha infiammato in questi ultimi vent'anni il dibattito prima scientifico, poi politico, e ha interessato infine fasce sempre più larghe di pubblico. Il tema si è intrecciato e si intreccia di fatto a una moltitudine di altri temi e concetti, peraltro oggi soggetti a ripensamenti e nuove definizioni: fra questi l'idea di una precisa identità culturale – collettiva e individuale – che in quello specifico manufatto si può, o meglio si vuole riconoscere, nonché il tema fondamentale della colonizzazione e dell'attuale, problematica, decolonizzazione delle nostre istituzioni culturali (molti progetti di restituzioni portano infatti il titolo «decolonising the museum»), e ancora il nuovo ruolo del museo in una società multiculturale, fino alle questioni più pratiche: che cosa deve essere restituito? E a chi? Si pensi ad esempio al dibattito italiano intorno alla restituzione dell'obelisco di Axum in Etiopia, alle discussioni che coinvolgono al momento le istituzioni londinesi sui marmi del Partenone da restituire alla Grecia (richiesta perorata dall'Unesco nel 2021), ai grandi progetti di restituzione verso l'Africa annunciati dalla Francia sulla base del noto rapporto Sarr-Savoy, così come dall'Austria e dalla Germania (per gli ultimi sviluppi del dibattito cfr. Sophie Schönberger, *Was soll zurück? Die Restititionen von Kulturgütern im Zeitalter der Nostalgie*, C.H. Beck, München 2021).

Il lavoro di Gabriella Catalano ci porta agli albori di questo dibattito con un testimone straordinario: Johann Wolfgang von Goethe che, fra luglio e agosto 1815, intraprende un viaggio nella sua regione natale, nei territori sulle sponde del Reno e del Meno, di nuovo praticabili dopo la fine delle guerre di liberazione dalle truppe napoleoniche. Sono luoghi ricchi di oggetti d'arte ben noti al poeta, già analizzati in scritti di gioventù e adesso rivisitati con occhi nuovi.

Questi territori riconquistati, e posti in gran parte sotto il controllo della Prussia, si presentano trasformati sia dal passaggio delle truppe francesi sia da un nuovo processo di ricostruzione e di ripensamento: essi sono proprio in quei mesi alla ricerca di una nuova identità culturale e rappresentano un laboratorio di grande fascino per il ministro plenipotenziario, perché sulle loro opere artistico-architettoniche si innesta un processo politico e religioso (i due termini non saranno per lungo tempo più distinguibili) che si concretizza soprattutto nella restituzione delle opere d'arte che erano state trafugate per volere di Napoleone e trasportate nel suo museo parigino.

Il sogno imperiale di un unico sito illuminista e illuminato, deputato a concentrare in sé e a irradiare per le future generazioni il meglio dell'arte

europea, e quindi della cultura umana, si infrange con la disfatta napoleonica. A partire dal 1815 gli oggetti, già decontestualizzati, rientrano nei rispettivi territori, accompagnati da un afflato mistico. Essi vengono reintegrati in una cornice collettiva di nuovi sentimenti patriottici: i *disiecta membra* danno ora linfa vitale al corpo della futura nazione, in essi i nuovi cittadini sono chiamati a identificarsi. Esempolari sono a questo proposito le processioni che accompagnano il ritorno in patria della grande pala di Rubens, che l'autrice ricostruisce nel loro contesto politico-sociale (pp. 31-45).

Goethe osserva con spirito vivacissimo queste dinamiche, prende appunti, raccoglie riflessioni che invia al figlio, al duca Carl August, agli amici berlinesi come il musicologo Zelter, all'editore Cotta, all'altro grande protagonista di questa stagione, Sulpiz Boisserée. È un continuo colloquio che accompagna le tappe del viaggio prima, la stesura di un rapporto di viaggio (*Reisebericht*) dopo, un colloquio di cui Gabriella Catalano puntualmente riesce a rianodare i fili, facendone una sorta di paratesto critico, disseminato dal poeta nella sua posta corrente.

Nel *Reisebericht* Goethe si concentra sui monumenti e sulle collezioni, e stende così la cartografia artistica della nuova nazione: egli ne individua le potenzialità simboliche, ma anche i pericoli, nella possibile deriva verso un misticismo irrazionalista. Le opere sono colte nel loro divenire, nel loro processo di trasformazione non solo attraverso il loro recupero, restauro e adattamento alla nuova realtà, bensì anche nella loro nuova veste di oggetti funzionali e rifunzionalizzati per una nuova società civile, trasformati dagli sguardi e dalle aspettative dei differenti attori che a questo cambiamento partecipano.

Il ritorno delle opere nei territori d'appartenenza rappresenta il suggello scenografico della chiusura di un ciclo storico e ne apre di fatto un altro, votato alla risacralizzazione del territorio attraverso le opere stesse. Questo avviene (non a caso) quando i grandi cicli storiografici si sono chiusi o si stanno chiudendo: gli scritti di Leopoldo Cicognara, Seroux D'Agincourt, Luigi Lanzi, August Wilhelm Schlegel, solo per citarne alcuni, sono ben presenti a Goethe durante la redazione di questo testo.

Il viaggio, gli incontri e la stesura del *Reisebericht* nel 1816 avranno conseguenze fondamentali e su più livelli, come sottolinea l'autrice già dal titolo. In primo luogo la trasformazione del rapporto scritto – richiesto al ministro plenipotenziario del ducato di Sachsen-Weimar per sottoporlo alla lettura del cancelliere prussiano Karl August von Herdenberg – nel primo numero di una rivista la cui pubblicazione si estende su sei volumi e occupa il poeta fino alla morte (l'ultimo numero esce postumo): «Kunst und Alterthum». Il periodico è un ambizioso progetto letterario, culturale, sociale e dunque anche politico dell'ultima fase goethiana. Esso è stato per lungo tempo quasi dimenticato dalla critica (l'autrice ne ripercorre la sfortuna a p. 8), ma si rivela fondamentale per comprendere l'ultima fase di produzione e di riflessione del poeta. Gabriella Catalano indaga, attraverso varie prospettive, i vari testi che compongono la rivista: quelli da Goethe personalmente redatti e quelli da lui ispirati e poi scelti per la pubblicazione, secondo quel

modello di autorialità collettiva che caratterizza larga parte della sua opera tarda. L'autrice pone efficacemente la poetica della rivista a contatto con vari brani tratti sia da altri progetti letterari contemporanei sia dagli scritti autobiografici di Goethe: questo periodico, fra le più interessanti creazioni della maturità del poeta, è in fondo un archivio di scritture, di storie, ma anche lo specchio dinamico del presente e dei progetti sul territorio, e quindi una piattaforma di discussione per modellare il futuro.

In secondo luogo le conseguenze riguardano direttamente la struttura delle collezioni goethiane. L'autrice, che a queste stesse raccolte ha già dedicato vari studi, affronta il tema a partire da due stampe apparentemente marginali, che svelano però una nuova percezione dell'oggetto d'arte, ormai uscito dalla cerchia degli specialisti (i *Kunstfreunde*) per entrare attraverso la medializzazione dei progressi litografici in un circuito di dibattito più ampio. Si tratta dell'immagine della *Vera icon* della collezione Boisserée, che Goethe allega con grande cura al primo numero di *Kunst und Alterthum* (pp. 91-103), e di un piccolo altarolo, oggi posto nella Sala detta d'Urbino sul Frauenplan, contenente la riproduzione a stampa di un trittico presente nel Duomo di Colonia (pp. 186 ss.). Proprio l'approfondita discussione su questi due oggetti mostra l'interesse del tardo Goethe per la cosiddetta «altdeutsche Kunst». Un interesse immune dal misticismo politico di matrice romantica e tardo-romantica (in «Kunst und Alterthum» viene pubblicato il pamphlet, redatto da Johann Heinrich Meyer e ispirato da Goethe, contro la «neudeutsche religio-patriotische Kunst») e caratterizzato semmai dall'intento di legare una cultura artistica a un territorio, a un'identità locale (e non nazionale).

In questo senso il *medium* della rivista – come luogo di scambio culturale e di dibattito – costituisce uno spazio per il riconoscimento delle differenze reciproche nel rispetto dell'altro. Una frase goethiana assai significativa in questo senso – «Diese Zeitschriften, wie sie sich nach und nach ein größeres Publicum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirksamste beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede seyn könne, die Nationen sollen übereindenken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen» – è proprio tratta da una recensione apparsa sul periodico («Kunst und Alterthum», 6, 2, p. 396).

Un terzo campo in cui le conseguenze del viaggio sono più evidenti, in un espandersi dall'individuale al collettivo, è quello della nuova politica artistica del ducato di Sachsen-Weimar. In quegli anni Goethe e i suoi collaboratori arrivano a riscoprire, far restaurare e riallestire politici lignei di grande interesse nei territori assegnati a Carl August dopo il Congresso di Vienna. Con la proclamazione di Weimar a Granducato (sicuramente agevolata dalla presenza nella città sulla Ilm di Maria Pawlowna, sorella di Alessandro I, nuora di Carl August e futura Granduchessa), Goethe divenne ministro di stato con il controllo e la direzione di tutte le istituzioni deputate alle scienze e all'arte sul territorio. Molti i progetti concepiti in questa fase: dal salvataggio di antiche sculture conservate nel villaggio di Blankenheim, o di politici lignei dall'affascinante iconografia, alla richiesta di una completa

catalogazione di tutti i beni storico-artistici contenuti negli edifici pubblici e religiosi, fino al progetto di allestimento museale della Wartburg, già percepita da Goethe come futura meta turistica dal forte potenziale evocativo.

Il volume di Gabriella Catalano presenta 200 pagine dense di spunti e di nuove prospettive per lo studio dell'*Ästhetik um 1800*, come recita il titolo della collana curata da Johannes Grave e Sabine Schneider in cui è apparso. Il testo si rivela fondamentale soprattutto per approfondire l'affascinante rapporto fra Goethe e il romanticismo: il poeta entra a tutti gli effetti con straordinaria vitalità nel territorio delle istanze e dei desideri dei romantici tedeschi, con cui cerca un dialogo e una discussione. Assolutamente significativa in questo senso l'immagine scelta per la copertina: non un dettaglio della Weimar classicista ma una veduta di Colonia opera di Karl Friedrich Schinkel (1817): qui il duomo, medievale ma in continua costruzione, è il monito al presente chiamato a modellare il futuro. Lo spazio aperto davanti all'edificio sacro è anche lo spazio dinamico, in perenne metamorfosi, a cui guarda questo progetto dell'ultimo Goethe.

Francesca Fabbri

Andreas Gipper – Lavinia Heller – Robert Lukenda (hrsg. v.), *Politiken der Translation in Italien. Wegmarken einer deutsch-italienischen Übersetzungsgeschichte vom Risorgimento bis zum Faschismus*, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2022, pp. 320, € 60

Nicht umsonst ist der Titel des vorliegenden Bandes in den Plural gesetzt: *Politiken der Translation in Italien*. Denn nicht nur historisch gesehen ist der Bogen vom Risorgimento bis hin zum Zeitalter des italienischen Faschismus weit gespannt. Auch durch die methodische Vielfalt der Zugänge entsteht ein facettenreiches Bild des deutsch-italienischen Kulturaustauschs im genannten Zeitraum. So geht es einerseits um einzelne wichtige 'Akteure' im deutsch-italienischen Übersetzungsgeschehen. Andererseits wird die Frage nach institutionalisierten Formen der Translationspolitik gestellt, wie sie in literaturwissenschaftlichen Zeitschriften oder bei einzelnen Verlegern bzw. Verlagen erkennbar wird.

Der gewählte zeitliche Rahmen ist, wie im Vorwort zu lesen, nicht nur den «spezifischen Interessen der Herausgeber» (S. 11) geschuldet. Es handelt sich mit den historischen Eckpunkten von Risorgimento und Faschismus auch objektiv gesehen um zwei Epochen, in denen die Frage nach möglichen Translationspolitiken zweifellos besonders fruchtbar erscheint: So erreicht die Übersetzungsdebatte, ausgehend von der deutschen Romantik, in Italien ihren Höhepunkt im Zeitalter des Risorgimento und der hier zu beobachtenden Suche nach einer nationalen Identität, oder steht, wie es im Text formuliert ist, ganz im Zeichen des *nation building*. Nicht weniger konstitutiv bleibt die Übersetzungspolitik im Kontext der Ausbildung eines nationalen Eigenbildes in der Zeit vor und während des Ersten Weltkriegs,

von der faschistischen Epoche ganz zu schweigen. Der Begriff der «Translation» wird, wie aus dem Vorwort sowie aus Lavinia Hellers einleitendem theoretisch-methodologischem Kapitel zu entnehmen, nicht von ungefähr gewählt: Als Pate für den hier verwendeten Begriff kann Werner Goetz mit seiner grundlegenden Arbeit *Translatio Imperii* aus dem Jahr 1955 angeführt werden, auf der die moderne Reflexionsgeschichte der Translation fußt. Denn hier wird, so Lavinia Heller, auf die Untrennbarkeit von Historiographie und Übersetzung verwiesen. Der enge Nexus von Übersetzung und Geschichte – Geschichte verstanden in der Doppelheit von geschichtlichem Handlungs- und Bewusstseinsraum (Reinhart Koselleck; vgl. Heller, S. 25 ff.) –, der im Begriff der Translation angelegt ist, wird von den Herausgebern im Vorwort als programmatisch herausgestellt: «Translatorisches Handeln und translationstheoretische Reflexion finden nicht im luftleeren Raum statt, sondern sie entwickeln sich unter spezifischen sozialen und (kultur-)politischen Bedingungen», heißt es hier (S. 14). Das bedeutet: Übersetzung wird hier nicht als einfaches ‘Vehikel’ innerhalb des deutsch-italienischen Kulturtransfers beleuchtet, sondern als wesentlicher Faktor innerhalb der komplexen Geschichte der Ausbildung nationaler Eigen- und Fremdbilder verstanden. So ist es erklärtes Ziel, dass die im vorliegenden Band versammelten Beiträge ein differenziertes Bild davon geben sollen, welche entscheidende Rolle die Übersetzung im historischen Handlungsraum bzw. translationshistorische Fragestellungen bei der Rekonstruktion nationaler Diskurse spielen: «Es gilt [...] aufzuzeigen, wo und wann der Funke vom Text(korpus) in die Diskurse bzw. in den (politischen) Reflexionsraum überspringt, wer ihn gezündet hat, wer oder was ihn befördert und [...] wo dieser Funke wiederum transformative Selbstläufer ausgelöst hat [...]» (S. 15). Ohne diese ‘Maximalforderung’ zum Maßstab für jeden einzelnen Beitrag erheben zu wollen, soll im Folgenden ein knapper Überblick über den Inhalt, d.h. die hier versammelten «Wegmarken einer deutsch-italienischen Übersetzungsgeschichte», gegeben werden.

Das theoretische Fundament zum Translationsbegriff und seiner Verbindung zur Historiographie wird im einleitenden Aufsatz von Lavinia Heller gelegt. Kenntnisreich skizziert sie die wichtigsten Etappen in der Diskussion um den Translationsbegriff und stellt die Notwendigkeit heraus, den im Zuge des *cultural turn* weit gefassten Translationsbegriff wieder schärfer zu konturieren, um zu einer «feinkörnigen historischen Analyse» zu gelangen (S. 23). Den Auftakt konkreter Untersuchungen zur Translationspolitik im risorgimentalen Italien macht Robert Lukenda mit seinem Beitrag zur Übersetzungstheorie und -politik von Giovanni Berchet. Schwerpunkt seiner Untersuchung ist neben Berchets *Lettera semiseria* von 1816 die im Exil entstandene Romanze *Le fantasie* von 1829, in der die politische Botschaft kaum verhüllt ihren Einzug in die Literatur hält: «Der Text illustriert meines Erachtens auf eindruckliche Weise die [...] durch Translationsprozesse generierten Dynamiken von *grenzüberschreitenden* und *grenzbildenden* Kräften sowie jenes Spannungsverhältnis zwischen der interkulturellen und der politischen Ebene» (S. 51). Überzeugend ist das «(längere) Fazit», in dem Lukenda die ambivalente Natur von Berchets Übersetzungstätigkeit als Charakteristikum

der Dynamiken der Translation im Zeitalter des Risorgimento herausstreicht: «Auf der einen Seite erschließen sie [Berchets Bürger-Übersetzungen] jenen universellen, den Völkern Europas gemeinsamen ideellen Horizont [...]; auf der anderen markieren sie das Fremde und ‘Unübersetzbare’ – versinnbildlichen das, was Deutsche und Italiener kulturell, historisch und mentalitätsgeschichtlich trennt» (S. 53).

Der zweite der risorgimentalen Translationspolitik gewidmete Beitrag von Kathrin Engelskirchner beschäftigt sich mit Giuseppe Mazzini und dessen Projekt einer (nie vollständig realisierten) *Biblioteca Drammatica*, mit der er eine Verjüngung der italienischen Kultur durch die Übersetzung ausländischer Dramen und deren literaturkritischen Kommentar anstrebt. Ein Aufsatz aus dem dritten und letzten Band dieses Bildungsprojekts «mit volkspädagogischem Anspruch» (S. 59), der *Saggio sulla letteratura europea degli ultimi cinquant’anni*, wird dabei stellvertretend für Mazzinis Einflussnahme auf die Übersetzungen ins Italienische herausgegriffen. Anhand konkreter Stellenvergleiche der deutschen Originalfassung von Werners Schicksalsdrama *Der vierundzwanzigste Februar* von 1838 mit der italienischen Version von Agostino Ruffini zeigt Engelskirchner die manipulativen Strategien der italienischen Übersetzung überaus einleuchtend auf. Hier wird deutlich, dass insbesondere Mazzinis Vorstellung von der Gottgewolltheit der republikanischen Staatsform zu konkreten Textmanipulationen in Ruffinis Übertragung führt. Die Untersuchungen zur Übersetzungspraxis im *Risorgimento* werden durch einen Beitrag von Iris Plack bereichert, die sich dem im 19. Jahrhundert häufigen Rekurs auf französische Relaisübersetzungen widmet und deren Bedeutung für die Verbreitung der deutschen Literatur in Italien anschaulich darstellt.

Durch den Artikel von Christian Rivoletti über *I ‘due volti’ di Friedrich Schlegel e la cultura italiana* wird einerseits die Übersetzung von Schlegels Wiener Vorlesungen zur Literaturgeschichte aus dem Jahr 1812 in den Vordergrund gerückt: Der Erfolg des Buches im italienischen 19. Jahrhundert erscheint dem Autor nicht frei von paradoxen Zügen, wird doch ausgerechnet eine konservative, sich am Ideal des mittelalterlichen Kaiserreichs orientierende Schrift zur Entwicklung eines nationalen Selbstbewusstseins umfunktioniert. Andererseits bemerkt Rivoletti, dass die frühen, revolutionären Schriften Friedrich Schlegels erst im 20. Jahrhundert in Italien übersetzt und rezipiert werden, so dass sich sein Beitrag zum einen den Untersuchungen zur Übersetzungspolitik im Risorgimento anschließt, zum anderen in Zusammenhang mit den weiteren Beiträgen zum 20. Jahrhundert steht.

Die Präsenz deutschsprachiger Literatur in der avantgardistischen Zeitschrift «La Ronda» (1919-1923) wird von Anna Baldini untersucht. Die Seiten zur deutschsprachigen Literatur kreisen hier neben Beiträgen zu Nietzsche und zu Heinrich Mann hauptsächlich um die Werke Goethes. Wie Baldini in ihrem Kapitel *Goethe conteso* überzeugend darlegt, wird in «La Ronda» (wie bereits von den Avantgardisten zu Beginn des 20. Jahrhunderts) der Goethe des *Sturm und Drang* rezipiert und kann nun, in einem inneritalienischen Diskurs, gegen Croces Verständnis von Goethe als einem «gran borghese

romantico» (S. 108) in Stellung gebracht werden (vgl. auch die scharfe Kritik an Croces Goethe-Buch von Marcello Cora, aus der Baldini auf den Seiten 109 f. zitiert). Äußerst verdienstreich ist darüber hinaus das vollständige Verzeichnis anderer fremdsprachiger in «La Ronda» publizierter Literatur, welches sich im Anhang zu Baldinis Beitrag findet (S. 116-121).

Basierend auf Bourdieus Feldtheorie untersucht Michele Sisto die Translations- und Publikationspolitik, die sich hinsichtlich der italienischen Ausgaben von Heinrich Manns Romanen *Der Untertan* und *Die Armen* beobachten lässt (beide 1919 im sozialistischen Verlagshaus Sonzogno erschienen). Eine zentrale Rolle spielt hierbei der «anarchisch-sozialistische» (S. 123) Übersetzer und Schriftsteller Mario Mariani, der seine Übersetzungen durchaus mit der Absicht einer kulturellen Erneuerung Italiens verbindet. Unverkennbar ist hier die mit der Übersetzung einhergehende politische Umfunktionierung von Heinrich Manns Romanen, die dem Übersetzer gleichzeitig zur Legitimation der eigenen literarischen Produktion dient. So avanciert Heinrich Mann bei Mariani zum «romanziera della rivoluzione» nicht nur für den deutschen Kontext, sondern zugleich auch für den italienischen. Mit Blick auf ähnlich geartete Fälle der Translations- und Publikationsstrategien kommt Sisto zu dem Schluss: «La vicenda italiana di Heinrich Mann mostra come la struttura dualistica del campo [campo di produzione ristretta vs. campo della produzione di massa] resista di fatto agli sconvolgi della guerra, del biennio rosso e dell'avvento del fascismo, e anzi tenda a consolidarsi [...]» (S. 139).

Bei zwei der folgenden Beiträge, der Untersuchung zu Giovanni Gentile und seinem Einfluss auf das Florentiner Verlagshaus Sansoni (Andreas Gipper) sowie zur Veröffentlichungspolitik des Turiner Verlags Einaudi mit seinen prominenten Lektoren Cesare Pavese, Leone Ginzburg und Giaime Pintor (Gisela Schlüter) lassen sich, trotz der gegensätzlichen politischen Gesinnungen ihrer Verleger, durchaus Parallelen erkennen: Eine vollständige politische Gleichschaltung findet in beiden Fällen nicht statt; vielmehr setzt der Sansoni Verlag, der ab 1932 unter Gentiles Ägide steht, ganz auf eine Internationalisierung und «Deprovinzialisierung» des italienischen Buchmarktes und zeichnet sich durch eine große Anzahl übersetzter Bücher aus. Ein geschicktes Balancieren zwischen der Veröffentlichung regimegefälliger und regimefremder Literatur ist auch im Einaudi Verlag zu beobachten. Jedoch kann kein Zweifel darüber bestehen, dass Zugeständnisse an die faschistische Ideologie im Falle von Sansoni sehr viel deutlicher und umfangreicher sind. Doch selbst hier etabliert sich auf der Kehrseite der offiziellen Achsenpolitik jene «andere Achse», von der Lavinia Mazzucchetti in dem von ihr herausgegebenen, im Jahr 1946 erschienenen gleichnamigen Buch schreibt. So kommt Gipper zu dem Schluss: «Betrachtet man die Liste der Sansoni-Übersetzer insgesamt, so fällt eine erstaunliche ideologische Diversität auf» (S. 155). Mit Ausnahme von Guido Manacorda, besonders aber von Vincenzo Errante seien von den übrigen Übersetzern «eine ganze Reihe von ihnen eher dem Antifaschismus zuzurechnen» (*ibd.*).

Ein weiterer Beitrag zur institutionellen Translationsgeschichte stammt von Natascia Barrale und beschäftigt sich im Wesentlichen mit den Über-

setzungs- und Publikationsstrategien des Mailänder Verlags Mondadori. Barrale stellt sich hier die Frage, ob es mit der Einführung der Rassengesetze in Italien sowie dem Deutsch-Italienischen Kulturabkommen von 1938, mit dem die Publikationen beider Länder auf ihre jeweilige Regimetreue hin geprüft werden sollten, zu entscheidenden Veränderungen in der Verlagspolitik von Arnaldo Mondadori kommt. Das Jahr 1938 sei, so Barrale, zwar insofern als «Zäsur» zu sehen, als die Anzahl der in Italien veröffentlichten deutschen Romane «markant» zurückgehe (S. 166). Auch bei Mondadori ist jedoch ein ähnlicher «Äquilibriumismus» zu beobachten (S. 170) wie bei den bereits genannten Verlagen Sansoni und Einaudi. Neben Arnaldo Mondadori spielte hier vor allem Lavinia Mazzucchetti eine zentrale Rolle: «Mit großem Weitblick versuchte Lavinia Mazzucchetti schon 1934 das auffällige Übergewicht von unerwünschten Autoren auszubalancieren, um dadurch mögliche Gefahren zu vermeiden, die auf zukünftigen verlegerischen Entscheidungen hätten lasten können» (*ibd.*).

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Christopher Rundle, der sich unter dem Titel *Eine späte Reaktion* mit den Übersetzungspolitiken des faschistischen Regimes im Allgemeinen beschäftigt. Ungeachtet des offensichtlichen Versuchs des Regimes, die Übersetzungstätigkeit in Italien streng zu reglementieren, bleibe Italien dennoch fast bis Kriegsende äußerst durchlässig für fremdsprachige Publikationen: «Trotz der skizzierten hitzigen Debatte und des starken Drucks der Autoren griff das Regime erst 1938 in die Frage der Übersetzungen ein, wobei es seine Intervention zunächst auf eine relativ milde Überwachungstätigkeit beschränkte [...] und erst ab 1941/42 tatsächlich Einschränkungen vornahm» (S. 242). Einzige Ausnahme: die Schulbücher. Hier wurde bereits 1938 interveniert, «um junge Menschen [...] vor ungesunder oder gar gefährlicher Lektüre» zu schützen (S. 241).

Die Frage, welches Deutschlandbild in der Zwischenkriegszeit nach Italien vermittelt wird, ist Gegenstand des ersten Teils des Beitrags von Mario Rubino. Als Kulturvermittler werden zwei italienische Verfasser von Reportagen über Deutschland, Paolo Monelli und Corrado Alvaro, präsentiert, die ein sehr zweigeteiltes Bild von den Jahren der Weimarer Republik zeichnen: Das «geliebte, romantische Deutschland» scheint nur noch in der Provinz vorhanden, die Hauptstadt Berlin hingegen erscheint als 'Sündenpfehl' der Modernität: «c'è del putrido nella marca di Brandeburgo», meldet Monelli (S. 247); über die «mille demoni della modernità» der Berliner Großstadt berichtet auch Alvaro und erhebt es zum klaren Gegenbild des heimischen Italien, das mit durchaus positiver Konnotation als «unmoderner» Staat bezeichnet wird (S. 249). Im zweiten Teil seines Beitrags verweist auch Rubino auf die Zäsur des Jahres 1938, was die Frage der verlegerischen Translationspolitik anbelangt: «Fra il 1938 e il 1939 tutte le traduzioni delle letterature straniere calano di metà rispetto al 1934» (S. 255). So sind deutliche Zugeständnisse an den Zeitgeist beispielsweise im Mondadori Verlag zu verzeichnen, wie die Publikation von Werken Ernst Jüngers oder Theodor Krögers; einzige 'Überlebende' bleiben hier Rilke, Hofmannsthal und Binding (S. 256).

Mit der letzten Sektion, die den Titel *Übersetzungstheorie und Übersetzungspraxis im Zeitalter des italienischen Faschismus* trägt, wendet sich der Band, abgesehen vom ersten Beitrag (Diego Stefanelli, *La traduzione in Benedetto Croce e Karl Vossler fra pratica e teoria*), von streng translationspolitischen Themen ab und kreist vielmehr um innerliterarische Fragestellungen. Auch im Kapitel über Croce und Vossler, die deutsch-italienischen Kulturvermittler *par excellence*, geht es im Schwerpunkt um einen wissenschaftsgeschichtlichen Aspekt: Die Frage nämlich, welche Impulse Croce bzw. Vossler einander im Bereich der Literaturwissenschaft gegeben haben und für welchen regen kulturellen Austausch sie mit der Übersetzung und Veröffentlichung ihrer Werke seit den Anfangsjahren des 20. Jahrhunderts gesorgt haben. Zeitgeschichtliche Fragen werden auch hier gestreift, wenn es zum Beispiel um Croces Hinwendung zu Goethe in der Zeit während und nach dem Ersten Weltkrieg geht, in der Goethe für ihn zum «Symbol und Helfer» wurde: Bei ihm suchte Croce Zuflucht «in den äußeren und inneren Erschütterungen des Ersten Weltkriegs» (S. 266). Eine ähnliche Rolle, könnte man hinzufügen, spielte der italienische Dichter Dante Alighieri für Karl Vossler im selben Zeitraum, wovon insbesondere das Vorwort zu seinem Werk *Dante als religiöser Dichter* von 1921 zeugt.

Auch die zwei den vorliegenden Band abschließenden Beiträge, Furio Brugnolos detaillierter deutsch-italienischer Übersetzungsvergleich von insgesamt sieben Gedichten Friedrich Hölderlins sowie Birgit Wagners Untersuchung zu Antonio Gramsci als Übersetzer des *Rumpelstilzchen* fallen zeitlich zwar in das *Ventennio*, sind mit der Zeitgeschichte jedoch nur locker verbunden (so Brugnolo selbst, S. 273). Brugnolo unterscheidet in seinem Fazit (S. 291), es gebe, in sprachlicher Hinsicht, einen «dreiförmigen Hölderlin»: einen Hölderlin *grosso modo* «carducciano» (Bianchi, Politi, Nesti), einen Hölderlin «foscoliano-leopardiano» (Errante, z.T. auch Traverso und Vigolo) sowie einen Hölderlin «in senso lato 'ermetico'» (Contini und Traverso). Inwiefern es bei den zwei Versionen des *Rumpelstilzchen* um translationspolitische Fragen geht, bleibt bei Wagner etwas im Ungewissen. So mag der von Gramsci benutzte Begriff der *traducibilità* neben der wörtlichen durchaus eine metaphorische (und damit eventuell politische) Bedeutung beinhalten (vgl. Wagner, S. 313); offen bleibt jedoch die Frage, ob sich seine *Rumpelstilzchen*-Versionen, die auf den Seiten 316 f. miteinander verglichen werden, in einem politischen Kontext verankern lassen.

Flankiert werden die genannten Beiträge schließlich durch eine Überblicksdarstellung zur Sprachenpolitik im italienischen Faschismus von Joachim Scholtyseck, bei der die Frage nach der Translationspolitik in Südtirol im Vordergrund steht.

Abschließend lässt sich festhalten, dass das Verdienst des vorliegenden Bandes nicht nur darin liegt, durch «Tiefenbohrungen» (S. 14) zu emblematischen 'Akteuren' der Zeit bzw. durch einen Blick auf die wichtigsten Verleger und Verlagshäuser des hier präsentierten Zeitraums wichtige Bausteine für eine deutsch-italienische Übersetzungsgeschichte zu liefern. Es werden darüber hinaus – mosaikartig – auch zeitgeschichtliche Zusammenhänge erhellt, insbesondere in Bezug auf einen grundsätzlich ambivalenten Prozess

des Grenzerweiterns und Grenzziehens, der mit der Übersetzungspraxis *per se* verbunden ist.

Mirjam Mansen

Barbara Beßlich, *Das Junge Wien im Alter. Spätwerke (neben) der Moderne (1905-1938)*, Böhlau, Wien-Köln-Weimar 2021, pp. 408, € 55

Der Titel dieses Buchs enthält ein Oxymoron, das uns sofort neugierig stimmt. «Das Junge Wien im Alter», das ist so wie ‘Die Vorsokratiker nach Sokrates’ oder ‘Die greisen Stürmer und Dränger’. Das Cover zeigt uns zwei Jungwiener als verschmitzte ältere Herren im Badeanzug von dazumal – Hermann Bahr und Peter Altenberg auf dem Lido von Venedig – und einen etwas behäbigen, doch sichtlich vergnügten Arthur Schnitzler. Nur Hugo von Hofmannsthal, der vierzig Jahre zuvor als *Loris* das jugendliche Genie der Wiener Jahrhundertwende schlechthin verkörpert hatte, blickt uns ernst und mahnend an. Das Altern und die Altersproduktion dieser Autoren, zu denen noch Leopold von Andrian, Richard Beer-Hofmann, Felix Salten, Felix Dörmann und andere hinzukommen, werden von der Heidelberger Germanistin Barbara Beßlich in diesem hochinteressanten, originell angelegten Buch einer umfassenden Prüfung unterzogen. Wie haben sich die Themen und literarischen Formen verwandelt, die Jung Wien einst zum Laboratorium der Moderne machten? Welche Evolution haben im Einzelnen die bedeutenden Talente dieser Autoren durchlaufen, wie haben sie ästhetisch, philosophisch, ideologisch auf die radikalen Umbrüche des frühen 20. Jahrhunderts reagiert? Diesen und anderen Fragen geht die Autorin mit Hilfe eines reichhaltigen, flexiblen Instrumentariums nach, das den sozial-, kultur- und wissenschaftshistorischen Kontext immer präsent hat und zugleich feine narratologische, poetologische, intertextuelle und rezeptionsästhetische Analysen bereithält.

Nach 1900 ist Jung-Wien kein homogener Dichterkreis mehr, weshalb die hier untersuchten, zwischen 1905 und 1938 verfassten Texte allesamt das «Nachleben einer Gruppe» (S. 14) dokumentieren, deren Komponenten sich im Lauf der Jahre, neben der literarischen Produktion, auch dem Journalismus, der Diplomatie, dem Arztberuf und anderen Tätigkeiten widmeten. Der Ausbruch des Weltkriegs und das Ende des Vielvölkerstaats provozierten bei diesen eher unpolitischen Ästheten insgesamt einen Politisierungsschub, ein Interesse für die Europa-Idee, eine Reflexion über die Rolle des neuen, republikanischen Kleinstaates Österreich und bei einigen eine Hinwendung zu den traditionellen Religionen – Katholizismus und Judentum – als Antwort auf die epochalen Verunsicherungen. Interessant ist auch die Öffnung dieser Autoren gegenüber populären, mehr oder weniger kommerziellen Kunstformen, wie Operette und Film, wovon hier einige Beispiele analysiert werden. Schließlich zeigt Beßlich die komplexe Beziehung der alternden Jungwiener zum Berliner Expressionismus und

zur Neuen Sachlichkeit, der z.B. der späte Schnitzler als sozialer Chronist durchaus nahestand.

Die erste Fallstudie gilt Peter Altenberg, dessen impressionistische Prosa-miniaturen der Neunzigerjahre von Karl Kraus und Alfred Polgar hoch über die Produktion der anderen Jungwiener gestellt wurden. Ab 1905 wandte sich der Autor einer lebensreformerischen, diätetischen Ideologie zu und gebrauchte manche seiner Texte als pharmazeutische Ratgeber, was naturgemäß die Parodisten auf den Plan rief. Dennoch bewahrte Altenberg, dank der extremen Verknappung seiner Texte – dieser Extrakte von Extrakten, die Kurt Pinthus als «geistige Bouillonkapseln» (S. 64) bezeichnete – eine stilistische Originalität, die ihn unter den Berliner Expressionisten zur Kultfigur machte. Im zweiten Kapitel wird das Engagement einiger Jungwiener Autoren als Operettenlibrettisten untersucht, was ein Verlassen des literarischen Höhenkamms und ein Hinabsteigen in die Bereiche des «Populären und Eingängigen» (S. 68) impliziert. Dies gilt zwar nicht für die Zusammenarbeit Hofmannsthal's mit Richard Strauss, wohl aber für einige Libretti, die der höchst erfolgreiche Komponist Oscar Straus bei verschiedenen Autoren in Auftrag gab. Für die berühmte Tanzoperette *Ein Walzertraum* von 1907 lieferte Felix Dörmann ein Textbuch, das die 'Schlüpfrigkeit' seiner eigenen dekadenten Jugendlyrik nicht ganz verleugnet, zugleich aber eine Reihe von satirisch überzeichneten Alt-Wien-Klischees geschickt dazu nutzt, Walzer- und Champagnerseeligkeit zu produzieren, sodass die Operette «zwischen Rebellion und Sedativ» (S. 83) die Waage hält. Karl Kraus freilich sprach von einer «Verknödelung Offenbachs» (S. 70) durch Neu-Wien. Dass die Wiener Operette, mit ihren ungarischen und böhmischen Schauplätzen und Figuren, durch das Ende der Gesamtmonarchie ihre Basis verlor, lässt sich am Misslingen von *Die galante Markgräfin* (1919) nachweisen, einem Produkt, das selbst durch angedeutete Wagner-Parodien und gezielt eingesetzte Anachronismen nicht gerettet werden konnte, wie Barbara Beßlich detailliert nachweist. Auch die Verwandlung von Schnitzlers Burleske *Der tapfere Cassian* in ein einaktiges Singspiel rekonstruiert die Autorin genau, so wie Felix Saltens Biedermeier-Operette *Mein lieber junger Herr* von 1910, die kurz darauf vom Erfolg des *Rosenkavaliers* in den Schatten gestellt wurde. Einige historische Figuren der Biedermeierzeit (Gentz, Schwind, Bauernfeld) werden von Paul Wertheimer und Richard Batka in der Operette *Die himmelblaue Zeit* (1914) auf die Bühne gebracht, die eine eher milde, «augenzwinkernde Zeitkritik» (S. 107) am autoritären Regime der Restauration enthält, sich aber vor allem satirisch mit den Liebesaffären des *senex amans* Friedrich von Gentz befasst. Richard Batka's Hoffnung auf eine «aristophanische Hebung des Operettenniveaus» (S. 105) wurde wohl durch diese Produktion kaum erfüllt.

Im Jahr 1914 hatten die Autoren freilich andere Sorgen; sie mussten auf den Ausbruch des Kriegs reagieren und die meisten taten das mit patriotischen Reflexen. Das lässt sich z.B. an Felix Salten illustrieren, der sich publizistisch im «Krieg der Geister» (S. 112), zumal gegen die französischen Intellektuellen stark macht, während seine gleichzeitige fiktionale Produktion – etwa die Erzählung *Abschied im Sturm* – den Krieg als kathartischen

«Vererntiger des Lebens» (S. 117) deutet. In ihrer Interpretation weist die Autorin nach, dass Salten stilistisch von Bahrs Narratologie und Schnitzlers Novellen beeinflusst ist. Auch im Umgang mit Richard von Schaukals *Ehernen Sonetten* (1914) beschränkt sich Barbara Beßlich nicht auf eine, durchaus naheliegende, ideologiekritische Lektüre dieser martialischen Lyrik, sondern bestimmt aufgrund von Metrik, Metaphorik und Intertextualität die poetische Positionierung des Dichters, seinen Anspruch auf Traditionsbildung. Es fällt auf, dass sowohl Saltens, als auch Schaukals besondere Empörung Maurice Maeterlinck gilt, diesem einstigen Idol Jung Wiens, der jetzt als gehässiger, 'undankbarer Schmäher' Österreichs dasteht. Anders sieht die Situation 1918 aus. Nach dem Ende Österreich-Ungarns wenden die Jungwiener Autoren ihr Interesse auf die Perspektive einer europäischen Einigung, einen 'Völkerbundesstaat', der aus den Erfahrungen der Donaumonarchie manches übernehmen könne. «Der Österreicher», schreibt Hermann Bahr, «ist ein Entwurf, gewissermaßen ein erster Versuch des Europäers» (S. 143). Hugo von Hofmannsthal hatte schon während des Kriegs an einer 'Idee Europa' gearbeitet, die sich von Friedrich Naumanns germanozentrischem Modell deutlich unterschied. Geistig, nicht rassistisch sollte dieses Europa definiert sein und auch den Götzen Gesundheit, Sicherheit und Geld sich nicht vorbehaltlos ergeben. Das Interesse an unserem Kontinent entsteht gerade unter den österreichischen Intellektuellen aus den Verlusterfahrungen. «Niemand», sagt Hofmannsthal, «wird in seiner Sorge um Europa aufrichtiger sein als der, dem Europa ein verlorengegangenes Vaterland ersetzen muss» (S. 158). *De facto* wurde dieses Vaterland jedoch durch eine demokratische Republik ersetzt, mit der die Autoren sich in unterschiedlichem Maß identifizierten. Kurios ist die Haltung des einstmals patriotischen Rhetors Hermann Bahr, der in seiner humoristischen Novellette *Heimkehr* (1924) der untergegangenen Monarchie ein kleines Satyrspiel nachsendet. Der aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrte einstige k.u.k. Oberst, der seine Frau wiederverheiratet findet und mit ihr gemeinsam den neuen Gatten betrügt, dessen Sohn wiederum ganz den Lebensstil der Neuen Sachlichkeit vertritt: diese und andere Figuren sind von der narkotischen Strahlkraft einer Metropole umfungen, die wie ein Organismus ihre Feinde einverleibt, das «lächelnde, weltüberwindende Wien» (S. 166).

Noch einmal steht Hermann Bahr im Zentrum, als es um das Thema «religiöses Suchen in säkularisierten Zeiten» (S. 168) geht. Dass der Weg dieses Intellektuellen von einer betont wissenschaftlichen Weltsicht zurück zur (katholischen) Religion der Väter führte, ist allgemein bekannt. Barbara Beßlich untersucht nun – in einem wissenschaftshistorisch orientierten Kapitel – Bahrs Berliner Studien zur Nationalökonomie und weist u.a. nach, dass 1/5 seiner Dissertation in der berühmten, durchaus religionsfremden Schrift *Zur Kritik der Moderne* (1890) weiterverwendet wurde. Erst um 1912, unter dem Eindruck des *renouveau catholique* und der Schriften Barrès', fand Bahr dann in einer Rückkehr zum Glauben seinen «Ausweg aus der Décadence» (S. 173), wie er im Roman *Himmelfahrt* (1919) und in seinem *Selbstbildnis* (1923) betonen wird. Bei genauerer Betrachtung bediente sich der Autor freilich schon

als Theoretiker der ‘Nervenkunst’ in den Neunziger Jahren eines religiösen Vokabulars; zumal der Begriff der ‘Mystik’ wurde, meist metaphorisch, als ästhetische, poetologische Kategorie, als «Formel zur Wiederverzauberung der modernen Welt» (S. 182) verwendet. Gegen eine inflationäre, modisch-okkultistische Umdeutung der Mystik betonte Bahr dann in den Zwanziger Jahren, in Übereinstimmung mit dem niederländischen Maler und Mönch Jan Verkade, die Notwendigkeit eines Formbewusstseins und objektiver geistiger Bindungen. Bahrs Weg der ‘Rekatholisierung’ hat in diesem semantischen Wandel des ‘Mystik’-Begriffs eine Entsprechung. Die ‘Religion der Väter’ ist jedoch durchaus nicht für alle Jungwiener der Katholizismus. Richard Beer-Hofmann etwa knüpft mit seinem Weihespiel *Jaakobs Traum* (1918) an die jüdische Tradition an, wobei auch ein zionistisches Element vorhanden ist, das sein Freund Hofmannsthal als allzu chauvinistisch empfand. Doch gerade Hofmannsthals lyrische Dramen, zumal *Der Tod des Tizian*, beeinflussten den Stil dieses Traumtheaters, wie etwa die Gegenüberstellung des panerotischen Natur- bzw. Gotteserlebnisses in den beiden Texten beweist. Zahlreiche Rezeptionsdokumente lassen erkennen, wie sehr dieses jüdische «Mysterienspiel» (A. Polgar, S. 202), zumal dank der Regie Max Reinhardt und der Bühnenbilder Alfred Rollers, in einem zwiefachen Wiener Traditionskontext stand: dem lyrischen Drama des *fin de siècle* einerseits und dem jesuitischen Bühnenzauber andererseits.

Dass es in der Wiener Traditionspflege auch für einen Autor wie Lessing Platz gab, beschreibt Barbara Beßlich in einer brillanten Rezeptionsstudie zum «Umgang mit einem norddeutschen Aufklärer» (S. 218). Der Concordia-Ball in den Sophiensälen wurde zweimal (1912 und 1929) zum Anlass genommen, Lessing zu feiern und an seinen kurzen Wien-Aufenthalt vom Jahre 1775 zu erinnern. Ein riesiges Wandgemälde zeigte ihn mit Eva König in den Wiener Weinbergen. Als ‘Damenspende’ wurde jeweils ein Almanach mit Texten über den großen Aufklärer überreicht, wobei die meisten Beiträge von Jungwiener Autoren wie Bahr, Schnitzler und Saltan stammten. Darüber hinaus erschienen im Jubiläumsjahr 1929 auch Lessing-Aufsätze von Hofmannsthal, Auernheimer und Schaukal in der Wiener Presse. Dass der Kamenzer Autor den Wienern als Durchreisender in Erinnerung geblieben war, beweist auch das Lessing-Denkmal von Siegfried Charoux auf dem Judenplatz, das ihn im Reisemantel und energisch vorwärtsschreitend abbildet. Nach jahrelangen Vorbereitungen und Diskussionen war dieses Denkmal 1935 enthüllt, bald nach dem ‘Anschluss’ aber von den Nazis wieder eingeschmolzen worden. 1968 errichtete Charoux es dann noch einmal auf dem Kai, von wo es erst 1981 auf seinen ursprünglichen Standort zurückgebracht wurde, der die Konnotation Lessings als Freund und Verteidiger des Judentums evident macht. Nach diesem Exkurs in die literarische Erinnerungskultur wendet sich die Autorin einem der komplexesten der Jungwiener Spätwerke zu, dem Dramen-Fragment *Timon der Redner* von Hugo von Hofmannsthal. Dieser «Riesentorso» (S. 237), der als politische Komödie aus der Spätantike ein Gegenstück zum *Turm* bilden sollte, erfuhr im langen Prozess der Ausarbeitung so viele Anreicherungen intertextueller Art – von Lukian bis Shakespeare,

von Rabelais bis Offenbach, von Spengler bis Spann – dass die Struktur letztlich überfrachtet war und zerbersten musste. Aus den *disiecta membra* dieser Explosion klaut Barbara Beßlich interessante Bruchstücke politischer Theorie zusammen, nicht zuletzt deutliche Hinweise auf einen unmittelbaren satirischen Zeitbezug dieses anspruchsvollen, aber misslungenen Projekts.

Ein bedeutendes, innovatives Werk gelang dem 66jährigen Arthur Schnitzler mit seinem Roman *Therese. Chronik eines Frauenlebens* (1928). Es handelt sich um die gattungsästhetische Transformation eines Jugendwerks, nämlich der Prosaskizze *Der Sohn* (1892), und gerade die vergleichende Lektüre dieser beiden Texte lässt die stilistische Evolution des Autors erkennen. Während die frühe Novelle vom jugendlichen Muttermörder eine psychologische Studie aus dem Übergangsbereich zwischen Naturalismus und Impressionismus darstellt, erscheint die späte Fassung als ein Gesellschaftsroman aus der Perspektive einer Gouvernante, der von der Abfolge zahlreicher Anstellungen in bürgerlichen Häusern und von den wechselnden Liebhabern der Protagonistin seinen monotonen Rhythmus erhält. Gerade das Motiv der Wiederholung und Serialität macht diese, von Thomas Mann hochgelobte Chronik eines Frauenlebens faszinierend und literarisch innovativ. Die 'neusachliche', kühle Behandlung sozioökonomischer Faktoren lässt Schnitzlers *Therese* als ein Werk der Moderne (und nicht neben ihr) erscheinen. Ähnliches lässt sich freilich von Leopold von Andrians Spätschriften nicht sagen. Dieser Freund und Altersgenosse Hofmannsthals, dessen Jugendlyrik und -prosa zum Kernbestand des Jungen Wien der Neunzigerjahre gehörten, sah sich schlagartig mit dem Ausbleiben seiner Kreativität konfrontiert. Die konservativ geprägten, weltanschaulichen Spätschriften des Autors, zumal das politisch-historische Viergespräch *Österreich im Prisma der Idee* (1937), stellen den insgesamt misslungenen Versuch dar, sich in eine von Hofmannsthal, Borchardt, Kassner und anderen herkommende dialogessayistische Tradition zu stellen und so den Weg zur Literatur wiederzufinden.

Das Erbe Jung Wiens wirkte auf die nachfolgende Generation zugleich traditionsstiftend und bedrückend. Wie einige der Späteren mit dieser 'Einflussangst' umgingen, zeigt Beßlich in dem originellen abschließenden Kapitel an den 'Nachschriften' von Raoul Auernheimer und Leo Perutz. Bei Auernheimer handelt es sich geradezu um eine Einflusswut. Von Kritikern und Kollegen wurde ihm eine stilistische und intellektuelle Abhängigkeit von Arthur Schnitzler attestiert und Franz Blei definierte ihn in seinem *Bestiarium* als einen «Jockey, der am häufigsten den Schnitzler geritten hat» (S. 308 f.), wobei er zum Beweis ein fiktives Quellenwerk unter dem Titel *Meine Siege auf Schnitzler* anführte. Auernheimers feuilletonistische Beiträge enthalten ein zugleich übertriebenes und ambivalentes Lob Schnitzlers. Seine Wut aber ließ er in der «Schmähnovelle» (S. 318) *Der Dichter* von 1905 ab, deren Protagonist als ein alternder, wohlbeleibter und eiter Faun erscheint, der seinen jungen Leserinnen bis in die 'Provinz' nachstellt und von ihnen genarrt wird. Auch der ab 1901 in Wien lebende Prager Leo Perutz war von Schnitzler, zumal von dessen Erzählungsband *Dämmerseelen* (1907) fasziniert. Sowohl die okkultismuskritische *Weissagung*, deren Qualität sich dem syste-

matischen Einsatz des ‘unzuverlässigen Erzählens’ verdankte, als auch die berühmte Selbstmord-Studie *Andreas Thameyers letzter Brief* regten Perutz zu seiner Erzählung *Nur ein Druck auf den Knopf* an. Dass Thameyers junge Frau, wie andere Wienerinnen, nach einem Besuch in dem für die ‘Völkerschau’ eingerichteten Ashanti-Dorf mit einem schwarzen Kind niederkam, erklärt der Ehemann mit der verbreiteten, auch von Otto Weininger vertretenen Theorie des ‘Versehens’, einer allein durch den Blick bewirkten Telegonie. Dieser Versuch einer Ehrenrettung seiner Frau ist rührend und grotesk zugleich. Perutz hingegen lässt seinen Protagonisten nicht an der Wahnidee der Fernzeugung, sondern an derjenigen einer Ferntötung laborieren. Die Ironie dieser intertextuellen Beziehung besteht nicht zuletzt darin, dass zwei eifersüchtige, ‘gehörnte’ Ehemänner, also Opfer des Betrugs, ihrerseits den Leser betrügen. Diese Burleske sieht die Autorin in der Tradition der komischen Novellen Boccaccios.

Mit diesem amüsierten und amüsanten Ausblick auf das «Ausstrahlungsphänomen» (S. 330) Jung Wien schließt die umfassende, gründliche, aber nie langweilige Studie von Barbara Beßlich, der wir überraschende neue Einblicke in ein zentrales Phänomen der Kultur- und Literaturgeschichte und viele interessante Lektüeranregungen verdanken.

Hermann Dorowin

Massimo Cacciari, *Paradiso e naufragio. Saggio sull’«Uomo senza qualità» di Musil*, Einaudi, Torino 2022, pp. 114, € 13

Questo saggio di Cacciari riproduce il suo contributo già apparso nel 2003 nel quinto volume dell’opera collettiva *Il romanzo*, curata da Franco Moretti; l’editore assicura che, in occasione di questa nuova pubblicazione, il saggio è stato integralmente riveduto e corretto. Non è facile stabilire quali siano state queste revisioni e correzioni, ma l’importante è constatare che l’autore, nel 2022, riproponga con forza la sua indagine dell’opera musiliana e quindi consideri Musil come una figura emblematica del Novecento, anzi – si sarebbe quasi tentati di aggiungere – quella nella quale le tensioni culturali e scientifiche del secolo trascorso sono state evidenziate con una precisione e una profondità rimaste ancora oggi, per molti versi, uniche.

Evitare di ridurre la «straordinaria complessità» dell’opera musiliana a «una prospettiva ironico-saggistica tradizionale, a un esercizio intellettualmente sofisticatissimo di critica dissolvente» (p. 33): questa è la finalità fondamentale del saggio di Cacciari, che è indubbiamente anche il suo maggior punto di forza, quasi la sua singolarità nel quadro della *Musil-Forschung*. La lettura proposta da Cacciari dell’opera musiliana potrebbe facilmente essere definita come eminentemente *filosofica*, per quanto l’autore sia pienamente consapevole della critica a quella che Musil definiva la ‘violenza’ del sistema filosofico, sulla quale si fonda tutto il suo romanzo. Il denso saggio di Cacciari si mantiene infatti distante dalle tendenze più

recenti della *Musil-Forschung* e dall'attuale evoluzione del complesso lavoro di edizione di tutta l'opera musiliana; evita ogni indagine più circostanziata del rapporto – certo in Musil non lineare – tra biografia e opera o tra opera e contesto storico, ed evita quindi di addentrarsi nei diversi problemi dovuti alla labirintica stratificazione del romanzo e, in genere, di tutta la produzione letteraria musiliana. Al contrario, Cacciari rivive con particolare intensità, quasi interiorizza o comunque fa proprio, l'*itinerario* compiuto da Musil, ne *astrae* una linea di sviluppo, attraverso cui si dipana un insieme di riflessioni e di esperienze che, in qualche modo, giunge a una conclusione. Nel ricostruire questo itinerario, l'autore, dall'alto della sua profonda e ramificata conoscenza del pensiero tedesco della *Moderne*, non manca di individuare con grande esattezza i principali punti di riferimento della ricerca musiliana: da Nietzsche a Wittgenstein, da Husserl alla *Gestaltpsychologie*, da Max Weber a Cassirer, da Rathenau a Simmel, da Carnap a Schrödinger; in alcuni casi tende a estendere questa vasta rete di riferimenti ad autori (come Kraus, Klages e Spengler) che Musil considerò in genere molto criticamente ma che, ad avviso di Cacciari, avrebbero potuto ulteriormente ampliare l'orizzonte culturale musiliano. Anche in questo caso Cacciari non si mostra particolarmente interessato a una più specifica ricostruzione e contestualizzazione cronologica e tematica dei riferimenti agli autori indicati, ma segue piuttosto un criterio prevalentemente tematico, con l'attenzione rivolta a evidenziare maggiormente la connessione logica e la coerenza interna della riflessione musiliana.

Per meglio comprendere il taglio dell'indagine condotta da Cacciari sull'opera musiliana, si può partire dalla distinzione, che egli introduce, tra *Essayismus* e *Versuch*: a suo avviso infatti, quello di Musil non è il semplice sperimentalismo proprio del *Versuch*. Il saggismo musiliano – sempre per Cacciari – deve allo stesso tempo riuscire a dare forma alla contingenza casuale degli avvenimenti e delle impressioni, e produrre una decisione interiore capace di spezzare questa inafferrabile continuità dell'accadere (cfr. p. 29). Giustamente Cacciari sottolinea il carattere costruttivo del saggismo musiliano, il suo essere fondato sul rifiuto di ogni forma di diletantismo, la sua vocazione matematica, che è però quella propria a una matematica uscita dalla «crisi dei fondamenti» e consapevole di non essere più il linguaggio della natura, ma solo la «finzione» necessaria per porre in qualche ordine le relazioni tra gli enti e tra osservante e osservato» (p. 24). Quindi tutto nel romanzo è connesso, nessun elemento che lo costituisce – sia esso un personaggio, un avvenimento o una disposizione del sentimento – può essere disgiunto dall'altro, ma nello stesso tempo tutto appare come sospeso al limite di una decisione, la cui necessità in genere non viene percepita e che pure incombe su tutto quanto nel romanzo viene rappresentato. È indubbio che – come si è già accennato – la linea di demarcazione tra *Essayismus* e *Versuch* sia molto esile e non facile da determinare; quella che distingue *Gestalt* ed *Entscheidung* risulta forse ancora più esile, soprattutto perché la decisione riconduce quasi necessariamente a un'idea 'tradizionale' di soggettività e responsabilità che, ad esempio

nel caso di Moosbrugger, risulta fortemente problematica, come osserva giustamente lo stesso Cacciari (cfr. p. 37).

Questo essere sospeso tra *Gestalt* ed *Entscheidung* contraddistingue in ogni caso – sempre ad avviso di Cacciari – la peculiare posizione di Ulrich nei confronti di tutti i restanti personaggi del romanzo, nei quali Cacciari individua singoli «frammenti di vita offesa e infelice», ricostruiti nella loro specifica singolarità dallo scrittore ma comunque tra loro sempre strettamente interconnessi. Tali frammenti di vita sono in gran parte manifestazioni di un'inquieta *Schwärmerei*, che Cacciari interpreta – senza alcun riferimento diretto al dramma musiliano – come espressione di un «amor inordinatus» (cfr. p. 43); massimo esempio di tale *Schwärmerei* appare nel romanzo la figura di Clarisse, ella ne è la sua «*facies* nobile, pura» (p. 46), sebbene interamente posseduta da «un preteso carattere *assolutamente decisionistico* dell'ideale» (p. 44), senza alcuna capacità di verificare con freddezza e oggettività tale ideale. Nella *Schwärmerei* rientrano altresì nel romanzo – ad avviso di Cacciari – anche i personaggi di Diotima, di Hans Sepp e di Meingast; contrapposto a loro è soprattutto il personaggio di Arnheim, nel quale Cacciari individua come caratteristica fondamentale quella di voler essere il grande conciliatore (cfr. p. 53), ovvero l'uomo delle grandi sintesi, sempre teso a «trasformare l'irrazionale in energia 'positiva', in elemento rigeneratore» della *Zivilisation* (cfr. p. 51). Forme diverse di «vita offesa e infelice» sono rappresentate da coloro che Cacciari definisce come «sedicenti realisti» (p. 61), ovvero il conte Leinsdorf, Leo Fischel e il capodivisione Tuzzi; un caso diverso è rappresentato da Walter, che viene invece caratterizzato come «uomo del risentimento» e convinto sostenitore di «un'ideologia fatta di risentita solitudine» (p. 68). Quasi sospesa tra 'vita infelice' e 'altro stato' è quella che Cacciari definisce come la 'stupidità' propria, seppure con modalità molto diverse, dei personaggi di Bonadea e del generale Stumm; paradossalmente, proprio tale stupidità – sempre secondo Cacciari – apre la strada al tentativo esistenziale più importante compiuto da Ulrich, dato che essa, pur nella sua intrinseca limitatezza, è riuscita a svelare «l'incommensurabile vanità dell'Azione Parallela» (p. 73), evidenziandone così tutta l'insensatezza.

Questo tentativo conduce Ulrich – nel corso del romanzo – al di fuori del mondo dell'Azione Parallela; la sua ricerca si rivolge così principalmente a ristabilire una problematica 'unità del sentire', che non riesce però mai a realizzarsi compiutamente in un'adeguata forma espressiva. L'aspirazione a una forma sobria e chiara di estasi, sottratta a ogni velleitaria arbitrarità dell'entusiasmo e della *Schwärmerei*, si scontra infatti con i limiti intrinseci del linguaggio: quanto riesce a trasformarsi in discorso, non è così mai del tutto immune dalla violenza insita in ogni modalità di possesso. I due rami dell'amore e della forza sembrano quindi rimanere due polarità opposte e inconciliabili; da ciò appunto deriva quella contrapposizione pressoché insuperabile tra l'«istante dell'intuizione» e il «discorrere della parola» (cfr. p. 88). Di fronte a tale contrapposizione – per Cacciari – «saggio e ironia sono chiamati a sormontare se stessi, senza nulla perdere della propria esattezza, bensì, anzi, trasformandola in chiarezza» (*ibidem*).

Questa ‘trasfigurazione’ del saggismo riuscirebbe a realizzarsi attraverso un peculiare rapporto tra *metafora* e *analogia*: mentre la metafora tende alla comparazione ed è sempre soggetta alla dissociazione dei due termini che vengono in essa posti in correlazione, l’analogia «trae la distinzione dall’unità presupposta», riesce a nominare le cose nella loro identità, ma nello stesso tempo fa apparire tale identità non come limitatezza, ma come frammento di una più ampia comunanza (cfr. p. 94). Così, nell’interpretazione di Cacciari, diviene caratteristico per Musil un linguaggio «costruito intorno a metafore *contro* se stesse, ad analogie drammaticamente spezzate, a chiarezze che si perdono nel loro stesso esprimersi» (p. 99); tale linguaggio – quello appunto nel quale Ulrich e Agathe si esprimono – appare sempre sospeso tra fede e conoscenza, tra l’amore inteso come dono e l’amore concepito come approfondimento della conoscenza, tra la concezione di un Dio che si è rivelato e quella di un *Deus adveniens* (cfr. p. 112). In fondo, in questo linguaggio, capace di inventare sempre nuove forme e nuove immagini lungo un itinerario senza fine verso una divinità irraggiungibile (cfr. pp. 113-114), torna a ripresentarsi, seppure sotto altri aspetti, quell’esile linea di demarcazione tra *Essayismus* e *Versuch*, tra *Entscheidung* e *Gestalt*, che era già stata evidenziata nell’indagine dedicata da Cacciari al saggismo e all’«utopia dell’esattezza». Certo ci si potrebbe chiedere se Musil non si sia mosso anche con modalità diverse e con altri esiti lungo tale linea di demarcazione. Nella nuova *Gesamtausgabe*, ad esempio, il curatore, Walter Fanta, ha collocato gli appunti raccolti da Musil negli ultimi mesi della sua vita sotto la denominazione di *Laientheologie* – poi ricopiati e dattiloscritti da Martha Musil dopo la morte del marito e da lei inviati al pastore Robert Lejeune, al quale lo stesso scrittore li aveva destinati, nel giugno 1942 – tra i progetti dello scrittore compiuti, ma non realizzati; indubbiamente sono appunti che sarebbero stati quasi certamente rivisti in modo profondo, soprattutto qualora fossero stati riutilizzati negli ultimi capitoli del romanzo, alla cui stesura Musil si stava allora dedicando. È difficile quindi dedurre da tali appunti probabili esiti diversi dell’itinerario compiuto dallo scrittore rispetto alla ricostruzione compiutane da Cacciari, anche se essi mostrano tonalità e accenti diversi in questo complesso itinerario percorso dallo scrittore alla ricerca di un ignoto *Deus adveniens*. Altre possibili ipotesi interpretative non diminuiscono quindi in alcun modo il grande merito di questo saggio di Cacciari: egli ha infatti ripercorso e rivissuto con straordinaria intensità l’intima coerenza della strenua ricerca condotta da Musil, fin quasi a trasformarla in una profonda esperienza intellettuale, nella quale non sono forse del tutto assenti anche tonalità più prettamente personali. Proprio tale profondità crea un significativo effetto di risonanza, che riguarda tutti noi e ci invita ad accostarci di nuovo a Musil come a una delle figure più rappresentative della *Moderne*.

Aldo Venturelli

Ernst Michalski, *Die Verwandlung des Knaben Kai. Roman*, kritische Edition hrsg. v. Anna Maria Voci, Ergon, Baden Baden 2021, pp. 270, € 48

Die Verwandlung des Knaben Kai è un romanzo di formazione permeato di elementi autobiografici che lo storico dell'arte Ernst Michalski scrive tra il 1933 e il 1936. Grazie alla donazione del cugino di Michalski, Kurt Mitchell, il manoscritto del romanzo è depositato al Deutsches Literaturarchiv di Marbach e adesso viene edito da Anna Maria Voci, che è anche autrice della postfazione ben informata su *Ernst Michalski (1901-1936), Kunsthistoriker und Schriftsteller* (pp. 225-263).

Nato nel 1901 a Berlino da una famiglia della borghesia ebraica, Michalski compie studi di letteratura, filosofia e archeologia a Friburgo e a Heidelberg, per poi dedicarsi alla storia dell'arte, appresa nei seminari di Adolph Goldschmidt (Berlino), Heinrich Wölfflin (Monaco) e infine Wilhelm Pinder (Lipsia), con il quale avrebbe scritto la tesi di dottorato (1924). Michalski, che è stato compagno di studi di Nikolaus Pevsner, Ernst Kitzinger e Otto von Simson, si è distinto come conoscitore della scultura tedesca del Settecento (Balthasar Permoser); nel corso della sua breve carriera accademica, bruscamente interrotta dall'estromissione dei docenti ebrei dagli atenei tedeschi, si è dedicato anche a campi fino ad allora scarsamente esplorati come l'*art nouveau* (1925), per poi affrontare nella tesi di abilitazione il rapporto tra spazio artistico e spazio reale (1931). Prima della riscoperta delle sue riflessioni metodologiche a opera di Bernhard Kerber, che cura nel 1996 una riedizione della sua *Habilitationschrift* monacense discussa con Pinder, Michalski era letteralmente scomparso dalla storia della disciplina, ed è merito della curatrice Anna Maria Voci aver correttamente ricostruito la sua vicenda scientifica e umana conclusasi in patria dopo una breve esperienza inglese non però coronata da successo. Come il protagonista del suo romanzo, anche Michalski sente il richiamo di una patria che lo isola ed estromette, tanto da abbandonarlo alla malattia e alla morte in solitudine nel 1936.

Il romanzo si colloca in un arco temporale compreso fra il 1930 e il 1931. Il protagonista è uno studente diciannovenne di filosofia e storia dell'arte, rampollo di una famiglia benestante di Monaco. Il lettore segue il suo percorso iniziatico attraverso tre luoghi principali: a Roma Kai frequenta gli ambienti germanici facendo la conoscenza dell'attrice Anna Sabin con la quale instaura un rapporto ambiguo, segnato da confidenze e attrazione reciproca, mai però esplicita; al suo ritorno in patria – tra Innsbruck e Monaco – il giovane conosce con Stephanie ter Meeren, una donna disinvolta e fascinosa, sensibilmente più anziana di lui, con la quale inizia una relazione, e poi si innamora infelicamente di una ragazza monacense semplice e ingenua, Genofefa Perchthold, che a sua volta è attratta dal suo fratello gemello Alexander; la terza parte del romanzo è ambientata in Norvegia, Paese d'origine della madre, dove il giovane incontra finalmente, con la fanciulla finlandese Aïno, il grande amore che conquista salvandole la vita attraverso un gesto coraggioso. L'educazione sentimentale di Kai appare quindi come il processo di affrancamento di un giovane introverso

e narcisista, propenso a percepire il mondo attraverso il filtro estetizzante dell'arte e della letteratura, che da spettatore passivo si trasforma in regista pienamente consapevole delle proprie scelte.

A questo processo di crescita emozionale del giovane uomo che varca la soglia della maturità sull'asse Roma-Monaco-Spitzbergen, corrisponde – sul piano scientifico – l'addestramento visivo di uno storico dell'arte che individua nei musei e nei monumenti romani l'obbligatorio punto di partenza per la (ri)scoperta dell'arte settentrionale del Sei e Settecento, maturata all'interno delle università tedesche. Infatti, agli occhi del conoscitore, autori come Johann Bernhard Fischer von Erlach oppure Balthasar Permoser, cui Michalski dedica la tesi di dottorato, non risultano comprensibili senza un'adeguata considerazione delle loro rispettive esperienze romane. Ma al di là della necessità di individuare nell'arte italiana il modello e allo stesso tempo anche il contraltare del barocco settentrionale, l'Italia – così come ce la restituisce Michalski nel suo romanzo – rimane spesso un luogo comune, fin troppo simile all'immagine stereotipata tramandataci dalla letteratura periegetica: paesaggi assolati con tanto di cipressi, scene di genere animate da matrone e fanciulle con la pelle olivastra, scorci cittadini con strade rumorose e edifici trascurati. Di fatto, Michalski non pone al centro del suo romanzo l'Italia, bensì l'esperienza italiana serve solo ad acuire i sensi, a svelare gli autentici bisogni del protagonista.

Oltre a Pinder, il cui magistero è stato giustamente messo in evidenza da Voci, il motivo ricorrente della contrapposizione tra Nord e Sud ricorda anche l'altro maestro di Michalski, Heinrich Wölfflin, che indaga nel volume *Italien und das deutsche Formgefühl* (1931) due distinte «Artung[en] des nationalen Formgefühls». Nel ribadire l'importanza che l'esperienza dell'arte italiana del Rinascimento riveste per chi si accinge a (ri)conoscere il patrimonio artistico tedesco, Wölfflin sottolinea nella prefazione del suo lavoro: «Je öfter man nach Italien kommt und je genauer man es kennen lernt, um so fremder wird es einem erscheinen. Und so ist es recht. Es mag dann aber geschehn, daß gerade solche Erfahrungen den Wanderer des Eigenen in der Heimat um so klarer und lebhafter bewußt werden lassen». Anche a Kai può essere attribuita un'esperienza del genere, tant'è che al momento del suo ritorno in patria, dopo aver passato le sue giornate nei musei romani, Michalski constata: «Die Beschäftigung mit der unverhüllten Gestalthaftigkeit des Südens stählte seinen Blick für die verschlossene, schwer zu enträtselnde Kunst des Nordens, welcher seine Sehnsucht galt. Er hatte die Absicht, das Sommersemester an der Münchener Universität zu verbringen, um sich die Wege der Wissenschaft weisen zu lassen, die ihn mitten in die deutsche Bildwelt führen sollte» (p. 181).

Nella postfazione la curatrice ricorda che il romanzo di Michalski rientra nel genere dello *Schlüsselroman*: tra gli interlocutori del giovane Kai, Voci individua, infatti, Wilhelm Hausenstein e sua moglie Alice Marguerite Kohn (Robert e Valeska Laurenz), Thomas Mann e sua moglie Katia Pringsheim, Erika Mann e Gustav Gründgens (Friedrich, Therese, Petra Scheidt e Ewald Astré), per non parlare di personalità meno vistose come

l'attrice Adele Sandrock (Anna Sabin) e lo scrittore antifascista Lauro de Bosis (Tullio Bertini). Grande merito della curatrice è la ricostruzione puntuale della vicenda umana di Michalski, in particolare degli ultimi tragici anni berlinesi, attraverso testimonianze dirette e indirette che restituiscono la situazione desolante di un uomo malato e abbandonato al proprio destino; ma soprattutto Voci propone una lettura interdisciplinare di un romanzo interessante per i suoi rimandi alla cultura visiva e alla discussione metodologica. Meno entusiasmante appare invece la caratterizzazione letteraria delle figure, trattandosi spesso di accoppiamenti dialettici fin troppo schematici, all'insegna dell'eterna contrapposizione tra natura e artificio. Attraverso le pagine di questo romanzo il lettore ripercorre le tappe salienti del percorso formativo di uno storico dell'arte tedesco per molti aspetti rappresentativo della sua generazione ed è in virtù della sua rilevanza storico-metodologica, opportunamente messa in evidenza dalla curatrice, che il lettore trae beneficio dallo studio dell'opera.

Alexander Auf der Heyde

Lucia Perrone Capano, *Re-visioni della modernità nell'opera di Irmgard Keun*, Artemide, Roma 2019, pp. 191, € 25

Nel saggio *Literarische Tradition und gegenwärtiges Bewußtsein der Modernität* Hans Robert Jauß affermava che dal concetto di *modernité*, così come lo hanno definito Baudelaire e la sua generazione, dipende ancora «la nostra comprensione estetica e storica del mondo». È, infatti, in questa doppia accezione che, prendendo le mosse proprio dalla *modernité* baudelairiana, Lucia Perrone Capano considera quella 'modernità' di cui Irmgard Keun, la scrittrice cui è rivolta la monografia, è un'indubbia protagonista. L'incertezza che circonda il concetto di 'modernità' e sulla quale si sofferma l'articolata riflessione preliminare, non impedisce a Perrone Capano, che alle opere di Keun ha già dedicato numerosi saggi, di coglierne gli aspetti salienti sia nella cultura di Weimar, sia e soprattutto nei romanzi della scrittrice berlinese. Presente da diversi anni all'attenzione della germanistica tedesca e più recentemente, grazie alle nuove traduzioni delle sue opere, anche a quella del pubblico italiano, Irmgard Keun registra con una scrittura originale ambiguità e contraddizioni della breve stagione repubblicana. Sempre attenta alla realtà attuale e sempre alla ricerca di «forme e modi» per narrarla (p. 16), Keun elaborerà anche l'esperienza drammatica dell'esilio e del dopoguerra tedesco attraverso strategie narrative che ri-vedono e ri-scrivono in maniera ironica, creativa e decostruttiva insieme, categorie dell'immaginario letterario e non, come, ad esempio, quella di *Heimat*, altrimenti irrigidite in vecchi schemi di rappresentazione.

La monografia prende in esame tutti i romanzi della scrittrice, cioè la parte più cospicua e significativa di un'opera variegata che include anche drammi radiofonici, saggi, brevi scritti in prosa. Alcuni di questi scritti (come

An die Filmwelt o *Bilder aus der Emigration*), particolarmente legati ai romanzi discussi, sono presenti, integralmente o in parte, nel volume, sia in lingua originale sia in traduzione italiana a cura dell'autrice, che li correda di una breve introduzione critica. Come suggerisce il titolo del lavoro, la percezione visiva e più in generale mediale che caratterizza il discorso del moderno, diventa nei testi di Keun un modo di scrittura e, insieme, uno strumento critico di quel presente che i testi stessi rappresentano (p. 12).

La discussione delle opere segue il percorso umano e letterario di una scrittrice dell'esilio piuttosto anomala: costretta a lasciare la Germania nazista nel 1936 a causa dei suoi scritti, Keun vi fa ritorno sotto falso nome solo dopo pochi anni, per rimanervi clandestinamente fino al termine della guerra. Dopo la guerra continuerà a vivere e a scrivere in Germania, anche se senza successo, finché, a partire dagli anni Settanta, non «sarà oggetto di una vera riscoperta, che dura ancora oggi» (p. 14). In tutti i suoi romanzi Keun si rivolge alle questioni del presente, affrontando di volta in volta gli eventi di cui la storia l'ha costretta a fare esperienza: la Repubblica prima, l'esilio e il dopoguerra poi. Si tratta, però, come si avverte nell'*Introduzione*, solo in parte di *Zeitromane*; la definizione di «moderne Diskursromane» (Maren Lickardt) appare più adatta per dei testi nei quali la scrittura è volta a riprodurre e usare in forma straniante i modi discontinui, frammentari e contraddittori con i quali la cultura moderna, di cui proprio la Germania di Weimar può essere considerata un avamposto, sollecita e plasma la soggettività, determinandone la percezione del mondo e dunque le scelte e il destino.

Con l'eccezione dell'ultimo romanzo, scritto e pubblicato nel dopoguerra, protagoniste del difficile incontro/scontro fra l'individuo e i nuovi costumi sono sempre figure femminili «ambiguamente tese tra autodeterminazione e adeguamento ai modelli proposti dalla cultura di massa» (p. 11). Di questi modelli fa certamente parte anche la «Neue Frau», immagine e mito dell'emancipazione femminile, che è centrale nella loro ambivalente esperienza del progresso e della nuova civiltà dei consumi. In cerca d'indipendenza e di opportunità, le giovani dei romanzi di Keun si muovono sempre in un mondo cittadino che non costituisce semplicemente lo sfondo delle loro azioni, ma è piuttosto uno spazio vivo, una «presenza attiva e indispensabile» delle stesse (p. 112). Che si tratti di Berlino o di Colonia, la città 'parla' e fa parlare la modernità attraverso modelli di stile e di comportamento i quali, influenzando i desideri e le scelte delle figure, incidono anche sulla forma del loro racconto. Come si spiega nei primi due capitoli, dedicati ciascuno ai due romanzi del periodo weimariano (*Gilgi, eine von uns*, pubblicato nel 1931, e *Das kunstseidene Mädchen* del 1932), fra la città e le figure s'instaura una relazione di tipo fondamentalmente discorsivo, nella quale i personaggi, immersi nelle forme espressive della prima, contribuiscono poi col loro agire e parlare a consolidarne la fisionomia. Sia quando la narratrice è esterna alla storia, come in *Gilgi, eine von uns*, sia quando coincide col personaggio, come in *Das kunstseidene Mädchen*, il racconto segue sempre la percezione della protagonista e dei personaggi in genere. Il cinema, ad esempio, non è, specialmente in *Das kunstseidene Mädchen*, soltanto tema ed emblema di una nuova industria del divertimento che affascina e conquista la

ragazza, ma è anche matrice del suo racconto. La tecnica del montaggio, che da esso deriva, riproduce la discontinuità percettiva di chi è immerso in una realtà eterogenea e frammentata, che i testi di Keun rappresentano «soprattutto attraverso la sua codificazione mediale» (p. 52). Caratterizzando il punto di vista dei personaggi, tale forma narrativa mostra, ovviamente, loro stessi come attraversati da «discorsi altrui e pre-formati» (p. 49) dalla politica, dalla moda, dalla cultura in genere. Ben lontano dal disegnare la traiettoria di una *Bildung*, concetto al quale si lega un'idea di 'autenticità' dell'io cui i romanzi di Keun rinunciano fin da principio, il dinamismo irrequieto di queste moderne *flâneuses* in continuo 'dialogo' con la città (pp. 47-49; 73-78) rimanda a una libertà che può voler dire anche smarrimento, perdita di un ordine stabile, esposizione a un sistema che raramente consente l'autonomia che promette. Nessuno dei romanzi offre una soluzione alternativa, né tantomeno pronuncia un giudizio negativo su tale sistema. Sono piuttosto sottili strategie di manipolazione ironica del discorso che, generando fratture e scomposizioni nel tessuto del racconto, mettono in dubbio il valore della realtà che raccontano.

L'avvento del nazionalsocialismo impone una brusca frenata ai fermenti culturali della breve stagione repubblicana, nonché alla vita stessa di Irmgard Keun e al successo che ha riscosso con i primi romanzi, non però alla sua coscienza critica e letteraria. Keun continua a immaginare storie di giovani donne immerse in contesti sociali che ne condizionano il libero divenire. È, infatti, sulla continuità fra questi romanzi e i romanzi del periodo weimariano che insiste l'analisi di Perrone Capano, in contrasto con quegli studiosi che, invece, sottolineano la rottura. Se nel romanzo *Das Mädchen, mit dem die Kinder nicht verkehren durften* (1936), il primo che scrive in esilio, Keun torna alla Germania guglielmina narrando le 'avventure' di una picara-bambina che si oppone al perbenismo e all'ipocrisia della società del tempo, col successivo, intitolato *Nach Mitternacht* (1937), affronta la realtà del nazismo e della fuga, riproponendo nella figura della sedicenne Sanna quella «*flânerie* al femminile» fatta di «coscienza percettiva e movimento attraverso la città» (p. 112), che è centrale nei primi due romanzi e che sta alla base della loro forma narrativa. Solo che qui il punto di vista infantile, all'apparenza ingenuo della protagonista, diversamente da quello della *ragazza di seta artificiale*, è funzionale a un deciso anticonformismo. Assumendo anche i tratti della picara, la moderna *flâneuse* sfrutta la propria non appartenenza per ribellarsi all'ipocrisia e all'opportunismo di una società che sta scivolando nell'orrore.

Le *linee di fuga* da una Germania benpensante e repressiva tracciate in questi romanzi e discusse nel quarto capitolo che porta questo titolo, conducono al vero e proprio «romanzo dell'esilio e sull'esilio» (p. 123) che è *Kind aller Länder* (1938), alla cui analisi è dedicato il quinto capitolo del libro. Condividendo una caratteristica peculiare delle opere della *Exilliteratur* femminile, il romanzo di Keun riesce a leggere questa esperienza negativa da angolazioni nuove, rovesciando luoghi e convinzioni comuni legate alla perdita e al lutto (cfr. pp. 99-104). Se da un lato l'esilio esaspera vissuti tipicamente moderni, come lo sradicamento o il nomadismo esistenziale, che sono ben noti alle protagoniste dei romanzi weimariani, dall'altro è proprio questa

radicalizzazione che sembra consentire a Kully, la protagonista di *Kind aller Länder*, di «configurare in maniera creativa le nuove situazioni» (p. 143). La sua giovane età e la sua presunta ingenuità, ad esempio, tolgono all'esperienza dell'espatrio forzato la consueta pesantezza emotiva. Superando i comuni cliché legati a questa letteratura, il romanzo non nega l'esperienza difficile della dislocazione, ma la compensa creando ipotesi e costellazioni positive che il discorso dominante non contempla (pp. 141-143). Uno degli aspetti più interessanti del testo e dell'analisi che vi fa luce è, a mio avviso, proprio questa duplice ottica in cui si presenta uno di quegli eventi storicamente rubricati fra le inequivocabili tragedie del Novecento.

L'ultimo romanzo discusso nel volume, che corrisponde anche all'ultimo scritto da Keun, ha un narratore maschile. Uscito nel 1950, *Ferdinand, der Mann mit dem freundlichen Herzen* è il racconto di un reduce, che, al ritorno in una Colonia distrutta dalla guerra, prende atto di ciò che la guerra ha distrutto anche in lui. Ultima rivisitazione keuniana del *flâneur*, questa figura della 'vita moderna' che cammina sempre senza arrivare mai a casa, Ferdinand è un uomo debole e privo di valori, anche lui un prodotto di quella 'modernità' di cui la guerra ha mostrato il volto più feroce. La frammentarietà che domina anche il suo mondo e che, ancora una volta, la scrittura è intenta a riprodurre, non segue più il 'discorso' di una città nevrotica e scintillante, ma la presenza reale e simbolica delle macerie di un centro bombardato. L'insuccesso del libro, insieme a quello dei romanzi dell'esilio, interrompe la produzione romanzesca di questa autrice. D'ora in avanti Keun si dedica al 'piccolo formato' – piccole narrazioni, *pièces* e testi satirici per la radio – esprimendo, anche con questa nuova scelta di brevità e riduzione, «modi di sentire» propri del suo tempo (p. 177). Chiude il volume la traduzione del testo *Das Geheimnis der Garbo* (presente anche in lingua originale), tratto dalle glosse pubblicate nel 1962 col titolo *Blühende Neurosen*, ultimo libro della scrittrice. Dedicato alla diva che ha incarnato uno dei miti più popolari della modernità (si ricordano le pagine che Barthes le ha dedicato nei suoi *Miti d'oggi*), *Das Geheimnis der Garbo* difende il diritto dell'attrice ormai vecchia e scomparsa dalle scene da decenni «a ritirarsi dietro un segreto che non esiste» (p. 178). Un segreto, dunque, che sembra appartenere ai giochi illusionistici di quella stessa caleidoscopica modernità che ha costantemente impegnato e determinato l'immaginazione letteraria di Irmgard Keun.

Grazie all'accurata contestualizzazione e alla ricchezza dei riferimenti teorici (Adorno, Benjamin, Kracauer, tanto per citare i più noti) con cui si affrontano testi radicati in un paradigma culturale che ancora ci riguarda, l'indagine a tutto raggio condotta da Perrone Capano sulle opere di questa autrice non si ferma ai valori estetico-letterari di una scrittura di cui mostra tutta la capacità di fare propri ed elaborare criticamente i processi e i mutamenti che rappresenta. Tali valori sono anche compresi e spiegati all'interno di questioni sociali e culturali, che toccano profondamente la nostra tutt'altro che serena coscienza di 'eredi' di quel medesimo paradigma.

Paola Gheri

Elena Polledri – Simone Costagli (a cura di), *Riscritture dei classici tedeschi nella poesia del secondo dopoguerra*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 214, € 18

La miscellanea curata da Elena Polledri e Simone Costagli raccoglie gli esiti di un progetto scientifico udinese, cui le circostanze del 2020 impedirono di approdare al convegno previsto. I dieci contributi articolano un «compendio» (p. 9) – inteso etimologicamente come *Zusammendenken* di prospettive – della ricezione, in seno alla poesia tedesca del secondo Novecento, dei ‘classici’ della letteratura nazionale: Goethe, Schiller e Hölderlin, accanto a loro Klopstock e Heine, sono al centro delle riscritture che i saggi di volta in volta esaminano. Obiettivo unificante è mostrare come, a dispetto di diciture manualistiche quali *Stunde null* o *Kahlschlagliteratur*, la letteratura del dopoguerra recuperi attivamente i lasciti ideali e formali dell’epoca aurea e intessa con questa un dialogo che anzi, proprio in quel momento di *tabula rasa* culturale e storica, rivela un forte anelito identitario. La ricerca di un nuovo passo dopo il ‘taglio netto’ con cui il tempo in Germania nel 1945 sembrò finire e ricominciare procede attraverso il (tentato) recupero di una lingua e una dizione anch’esse rase al suolo, rese impraticabili dallo scempio nazista. Allo stesso tempo, la percezione di una frattura innanzitutto *zivilisatorisch* inflitta dalla guerra, dalla catastrofe nazifascista e dalla Shoah grava per molti come un inaggrabile macigno sulle possibilità di dialogo col ‘mondo di ieri’. I saggi non mancano di rilevare la duplice estensione di tale frattura. Da una parte c’è il dato storico della corruzione dei classici attraverso la manomissione prussiana e soprattutto nazionalsocialista, colpevole di aver deformato la *facies* e il senso di tali testi al punto che, per la poesia del dopoguerra, la prima sfida è «riportare in vita nella parola poetica quegli ideali dell’umanità veicolati dalla letteratura che la storia e la politica tedesche avevano rinnegato» (*ivi*). Per altro verso, tale compito si fa tanto più arduo in quanto sono i traumi stessi del Novecento a gettare ombra su quel mondo che in tali catastrofi poté scivolare. A che pro recuperare la lingua di una tradizione culturale che era sembrata fallire, tradire gli obiettivi illuministici e non riuscire a proteggere dalla barbarie, ma anzi precipitare in essa fino «all’ultimo stadio» dialettico (Adorno)? Colpisce nel segno la sentenza di Jaspers citata da Polledri: «Tra noi e Weimar vi è Buchenwald» (p. 18).

Lungo questo doppio asse si muove, cauta e ambivalente, la *Klassik-Rezeption* dei testi esaminati. Il saggio introduttivo di Polledri ne mappa con chiarezza il quadro storico e geografico modellando i differenti – per quanto congeneri e connessi – panorami in Germania Ovest, Est e in area austriaca ed ex-asburgica. Nelle due Germanie del dopoguerra, Polledri rimarca come il rapporto ‘ufficiale’ con il canone, incardinato soprattutto nella triade Goethe-Schiller-Hölderlin, fosse strettamente legato alle tendenze ideologiche e alla stessa identità politica nazionale, costruita in larga misura in opposizione a quella dell’altro Stato. Così, nella Repubblica Federale una lettura apolitica, universale, strategicamente aderente ai testi e al riparo da ogni implicazione ideologica si accompagnava a un culto degli autori personale e intimistico. Al contrario la RDT, nel suo programma di riappropriazione funzionale di

un *Kulturerbe* umanistico e progressista, leggeva le stesse figure in maniera assolutamente politicizzata, come antesignani di utopie democratiche e rivoluzionarie che solo la società socialista avrebbe potuto coronare. Ancora diverso l'atteggiamento dell'Austria, «concentrat[a] a rimuovere il recente passato 'tedesco' piuttosto che a celebrarne i classici» (p. 24) e perciò ancor più stridente patria (*stricto o lato sensu*) della scrittura intrinsecamente memoriale di Bachmann e Celan.

Se dunque il seguito del volume segue la scansione geografica fissata da Polledri, sono di fatto – e non sorprende – soprattutto quelle figure che scrivono oltre o contro il rispettivo *Zeitgeist* a guadagnare il *focus* delle varie analisi: quegli autori che, da una parte all'altra del Muro, si impegnarono in un ripensamento critico piuttosto che epigonale o ideologicamente acquiescente dei classici, consapevoli della tragica distanza storica rispetto a essi; Polledri insiste a ragione sull'interrelazione lachmanniana di *Weiter-*, *Wieder-* e *Widerschreiben*. Nella RFT degli anni Cinquanta, i saggi di Stefania Sbarra e Simone Furlani guardano innanzitutto all'intrecciarsi di momento positivo e negativo della riscrittura nei testi di Gottfried Benn e Günter Eich. A partire da un'analisi di *Wer allein ist*, Sbarra mostra come l'immagine con cui Benn nel 1948, dopo un decennio di silenzio pubblico e disagio politico, ritorna alla parola poetica con gli *Statische Gedichte*, sia ampiamente costruita su una dialettica di appropriazione e superamento di Goethe. Per un verso Benn recupera quel Goethe che al fervore storico schilleriano predilige la *longue durée* di un discorso umanistico universale o delle scienze naturali; in questa chiave Benn imposta il suo stesso programma poetico di una 'stasi' dello spirito che interrompe il commercio col tempo storico per una concezione esistenziale nietzscheanamente giustificata nella pura estetica. Per altro verso, Sbarra rileva come il distintivo credo nichilista di tale concezione rigetti nettamente quella dimensione faustiano-esperienziale che è il polo opposto della scrittura goethiana, in una 'dialettica negativa', evidente innanzi tutto a livello formale, che pure non fa che confermare la presenza del classico.

Anche per l'Eich avvicinato da Furlani la tradizione soccombe drammaticamente ai rivolgimenti moderni; eppure, come l'Hölderlin di *Inventur* coperto dal fango della storia e del presente, essa resta pur sempre lì, a porgere il suo nucleo duro di verità attraverso le incrostazioni del tempo. Di tali verità Eich, secondo Furlani, si servirebbe anche troppo. L'analisi di temi e stilemi della *Naturlyrik* di ascendenza romantica (e delle sue declinazioni politiche novecentesche) emette un verdetto severo su *Botschaften des Regens* (1955): il visibile permanere di una fiducia romantica nella lingua poetica nonché nelle 'vie sicure' del simbolismo tradizionale contraddice e invalida la dimensione critica del testo, che di tali esperienze liriche vorrebbe invece palesare la fine. Il saggio dimostra non solo come lo scarto insito in una lingua demistificante, ma incapace di demistificare se stessa, ritorni in tutta la produzione eichiana sino a *Maulwürfe*; ma anche come esso disattenda gli stessi propositi teorici dell'autore, il dilemma della separatezza di reale e linguaggio, lasciando la prassi letteraria invischiata nei circoli chiusi di «una critica che presuppone l'estetica» (p. 87).

Se Benn ed Eich restano legati a un dialogo personale con la tradizione, già sul finire degli anni Cinquanta Peter Rühmkorf e Hans Magnus Enzensberger promuovono per contro un'attualizzazione politicizzante dei classici, una loro desacralizzazione e persino alienazione in strutture sperimentali o satiriche finalizzate in ultimo al discorso sul presente. In un'analisi triangolata dalle teorie adorniane sul rapporto fra arte e società, Lorella Bosco propone una lettura della rühmkorfiana *Hochseil* (1975) come riscrittura della liederistica heiniana. In Heine Bosco ritrova il modello del gesto poetico dichiaratamente «funambolico» (p. 95) di Rühmkorf, alla ricerca di un equilibrio fra una rivendicata autonomia del gioco artistico e il sempre vigile bisogno di rendicontazione all'attualità politico-sociale, che introduce nei versi un controcanto che non disdegna contraffazione e parodia. Similmente, Francesco Rossi indaga la presenza di Brentano nelle prime liriche di un Enzensberger che già se ne dimostrava innovativo interprete critico quanto poetico. Soffermandosi su singoli componimenti di *Verteidigung der Wölfe* (1957), Rossi vi evidenzia in particolare alcuni moduli formali riconducibili alla penna brentaniana: dall'uso di *Kehreime* e strutture ricorsive, volte a creare una musicalità finanche ipnotica nel verso, all'utilizzo della *Entstellung*, tecnica di decontestualizzazione di fraseologie comuni e catacresi. Evidenziata in Brentano dall'Enzensberger critico, essa verrebbe riproposta dal poeta come dispositivo di mirata de-automatizzazione culturale contro quella che lui stesso battezza come l'«industria delle coscienze» della società di massa (p. 109).

Nella RDT la lirica si svincola, ben più degli altri generi, dalle maglie della politica culturale; il dialogo con i classici approfondisce così progressivamente la dimensione personale, diventando però al contempo veicolo di memoria storica e di una riflessione politica distaccata, se non addirittura contraria, rispetto alla prassi socialista. Come vari poeti della prima generazione, Bobrowski accoglie l'invito statale all'appropriazione del *Kulturerbe*, ma di esso reinfonde temi e forme nella propria distintiva scrittura. Simone Costagli ne ritrova in *An Klopstock* (1965) la cifra fondamentale delle descrizioni del paesaggio sarmatico, che diventa luogo riflessivo-memoriale della colpa tedesca verso le popolazioni dell'Europa orientale. A motivare l'invocazione del «maestro» (p. 126) eponimo è appunto la ricerca di una lingua che possa esprimere tale sofferta memoria. Questa stessa esperienza impedisce d'altra parte di attingere in maniera diretta, 'ingenua', alle forme enfatiche dell'inno o dell'ode klopstockiana: la struttura metrica del componimento appare al contrario frammentata, elegiaca. Ma pur nel verso scarnificato, Costagli vede riemergere le tracce prosodiche dell'ode, un tenue *ductus* poetico che fluisce attraverso i vuoti del testo in una forma necessariamente allusiva, allegorica, da ricomporre attraverso gli strati della storia e del dolore.

Politico, e al contempo molto personale è, ancora vent'anni dopo, lo sfondo esperienziale sotteso al recupero holderliniano di Hans Georg Bulla e Sarah Kirsch, di cui Anna Chiarloni legge rispettivamente *Hölderlin, Solitär* (1986) e *Noah Nemo* (1982). Le invocazioni più o meno dirette di Hölderlin nei due componimenti tradiscono la comune esperienza di disillusione e «malinconico disarmo» (p. 144) dopo l'esaurirsi della stagione politica degli anni Sessanta.

Attraverso segnali linguistici che Chiarloni estrapola ed espone, Bulla proietta la propria condizione in quella di un Hölderlin la cui follia è letta come una forma di volontario congelamento da una società che aveva tradito speranze e ideali politici della Rivoluzione. Kirsch invoca altresì il poeta di Tubinga come porto spirituale a fronte, da un lato, di un «Auftrag» (p. 147) politico socialista che decade con l'emigrazione all'Ovest della scrittrice, dall'altro delle ancor peggiori derive che ella trova, costernata, al di là del Muro.

Sul fronte austriaco ed ex asburgico, la scrittura di Ingeborg Bachmann e Paul Celan è «Gegenwort» (Celan, p. 46) che, senza debiti verso il canone germanico, attraversa la tradizione culturale tedesco-europea per denunciarla e riscattarla ad un tempo. In una rigorosa analisi dei *Lieder auf der Flucht*, sezione conclusiva di *Anrufung des Großen Bären* (1956), Luigi Reitani – alla cui memoria e a quella di Fabrizio Cambi il volume è dedicato – ne lumeggia le innumerevoli diramazioni intertestuali. Da Saffo a Rilke, da Petrarca a Celan, la lirica di Bachmann si dispiega in un'ininterrotta polifonia di richiami e riverberi poetici: non semplici materiali linguistici, ma vibranti nuclei esperienziali valorizzati nell'intento illuministico di una scrittura vista come un «continuo respingere l'oscurità», rischiarare quel «fondo» oscuro e indicibile (p. 163) che nelle liriche assume sempre più i contorni di «un grumo storico in cui si condensa la violenza» (p. 164). Richiamo alla tradizione, dimensione esperienziale-amorosa e orizzonte etico-storico parlano dunque a una voce: la riscrittura dei classici è riscrittura di esperienze personali e riscrittura memoriale-storica, la lacerazione del tema amoroso è la violenza, il trauma del Novecento. Pur senza speranza consolatoria, in questa dimensione dialogico-illuministica la parola poetica bachmanniana sembra radicare il suo valore ultimo.

Di voci, più che di modelli, si appropria parimenti la scrittura di Celan: ne parla Camilla Miglio risalendo le vestigia heiniane nella celebre *Gauner- und Ganovenweise* (1963). La citazione di Heine apposta in epigrafe ne segnala una riscrittura non tanto tematica quanto «modale» (p. 185), che ripete e riattualizza il movimento autoriale di una lacerante compresenza di identità-voci: ebraica, tedesca, francese; Celan vi aggiungerà quella rumena. Ad esse si sovrappongono le voci accolte dalla tradizione: esaminando il susseguirsi dei manoscritti del testo, Miglio rinviene anche tracce di Mandel'stam, Villon, Kafka, persino dei Grimm. Nella «sovrascrittura interiore» (p. 191) di Celan, tali voci risuonano assieme mettendo in crisi, ma anche potenziando, il concetto stesso di autorialità, che risulta ad un tempo identificata e plurima, come dimostrano le diverse *Signaturen* contenute nel titolo del testo poetico.

A partire dal problema della cesura linguistica e insieme – argomentando con Imre Kertész – delle potenzialità culturalmente produttive di questa, il saggio conclusivo di Arno Dusini esamina il fenomeno di testi e autori (Peter Waterhouse, Ruth Klüger) che ritornano alla «Mördersprache» (p. 199) del tedesco attraverso altre lingue, in questo caso l'inglese. Così l'articolo pone le basi di un auspicato «atlante linguistico» (p. 195) che focalizzi i passaggi, e con essi i necessari blocchi, tra le lingue che hanno codificato il trauma e la memoria. Fissando il discorso tra i due poli celaniani di ammutolimento

e (anti)parola, Dusini cattura quella doppia spinta che caratterizza, con connotazioni ed esiti sempre diversi, ogni tentativo di avvicinare il passato dei classici a partire dall'altra sponda storica, da oltre la catastrofe. Se, da una parte, un invisibile «Sprachgitter» (Celan, p. 201) divide la lingua dall'interno compromettendo la stessa «dicibilità» (Ilse Aichinger, p. 196) della parola antica, resta dall'altra parte il bisogno di *tradurre* questa lingua, etimologicamente, sull'altra sponda. Dopo «*das, was geschah*», con l'interdetto celaniano, il gesto dei classici è sì ripetibile solo in una forma «esplosa» (Miglio, p. 192), ricostruibile per tracce slavate e segni ammutoliti; ma pur tra i vuoti e i silenzi, la 'lingua salvata' dischiude un sostrato incorrotto della parola e della cultura, uno scarto rispetto a quel linguaggio ordinario troppo a lungo abitato dalla barbarie. È insomma lo stesso cono d'ombra gettato dalla guerra e da Auschwitz a guidare a ritroso verso il «grande patrimonio di elezione e di riscatto» (Chiarloni, p. 141) racchiuso nei classici; un patrimonio che ha nella rammemorazione – la lezione giunge dagli scrittori ebraici – la sua stessa *Erlösung* e scintilla di (vero) nuovo inizio per il presente.

Elena Stramaglia

Camilla Miglio, *Ricerca per verba. Paul Celan e la musica della materia*, Quodlibet, Macerata 2022, pp. 400, € 24

Il titolo scelto da Camilla Miglio per questo suo volume è perfetto, riassume compiutamente la chiave interpretativa e la lettura dell'opera di Celan che qui vengono offerte. In musica, il 'ricercare' è una struttura compositiva che si tende tra ripresa e apertura, tra riproposizione contrappuntistica e variazione. Si tratta di una forma – ma con un linguaggio poststrutturalista dovremmo dire una 'quasi-forma' – aperta e mobile, che passa attraverso vuoti e lacune incolmabili, irriducibili, ma pienamente funzionali a restituire, all'altezza del linguaggio, una realtà che è in continuo divenire. E, infatti, questa forma mutevole caratterizza non solo i componimenti di Celan ma anche le sue parole, i suoi 'verba', le unità di base della sua lirica, fino a interessare sillabe, lettere e suoni, la dimensione fonetica (la 'musica') della poesia. Tuttavia, se questa struttura consente di decostruire il linguaggio e di ricomporlo a partire dalle sue componenti ultime, permette, allo stesso tempo, di decostruire anche la realtà – tutt'altro che solida, univoca, fattuale – e di metterne in luce la dimensione più riposta e originaria, quella della 'materia'. Sono questi il presupposto e l'esito dello studio di Camilla Miglio: per Celan, non solo la realtà si compone e si ricompono in un incessante movimento e il linguaggio, di conseguenza, assume la forma di un inesausto 'ricercare', ma questa articolazione consente anche di risalire fino alle condizioni ultime dell'una (la materia) e dell'altro (la dimensione pre-verbale, fonetica, del linguaggio).

La prima parte (*Intavolatura*, strutture e categorie musicali dettano anche la scansione e l'impostazione del volume) raccoglie e mette sul tavolo temi e argomenti, i materiali della poesia di Celan. Tuttavia, non sono materiali

che si possono semplicemente raccogliere e raccontare, ma sono il frutto di stratificazioni complesse, di «metamorfosi» (p. 82), nella storia così come in natura, il cui prodotto va sempre considerato come un esito momentaneo e relativo. E, allora, la rassegna dei materiali da un lato non può prescindere dalle relazioni che essi intrattengono tra di loro e, dall'altro lato, deve necessariamente mostrare l'instabilità di queste relazioni. Ogni evento (ogni ricordo, ogni oggetto, ogni situazione) si colloca in una rete di rimandi che riprendono e ripropongono, scandiscono contrappuntisticamente ma anche differiscono, imitano e alludono, guardano a ciò di cui dispongono e allo stesso tempo rimandano altrove. Il testo di Celan, pertanto, si configura come un «bacino di raccolta, ma anche alone o aura» che tiene assieme, in un equilibrio precario, «zone di accoglimento metaforico» (p. 124). Il testo di Celan, in altri termini, diventa il luogo di una continua «re-intavolatura» (p. 81) che, introiettando in sé cesure, interruzioni, vuoti, pause, rovesciamenti e inversioni, assume «ritmi» e «strutture apparentemente mute» (p. 111) che, in verità, sostengono la sua poesia e ne fanno «uno spazio abitabile» (p. 81), libero da qualunque presunta oggettività del linguaggio. È quanto Celan intende con il concetto di «Hof», sul quale l'autrice si sofferma con molta attenzione. «Bacino di raccolta», «spazio accogliente e in movimento» (p. 131), luogo luminoso dai confini sfumati, aperto e addirittura indefinito, ma condizione imprescindibile di ogni distinzione e, dunque, di ogni comunicazione e incontro.

La seconda parte del volume (*Conglomerati cantabili*) prende in analisi la natura storica della rete di relazioni che strutturano la lirica celaniana. Celan non astrae, non semplifica. La storia si costruisce per progressive stratificazioni, che rendono impossibile una sintesi. Celan è consapevole che anche la memoria attiva una serie di rinvii, potenzialmente illimitata, che sfocia inevitabilmente in contenuti eterogenei, «conglomerati» la cui eterogeneità, tuttavia, è garanzia di pluralismo, di polifonia. I ricchissimi riferimenti celaniani al vocabolario della geologia, ma anche della fisica e dell'astronomia, rendono quasi visibile, a livello linguistico, il comporsi di parole, sillabe, lettere, fonemi, un comporsi non lineare, dissonante, ma proprio per questo, come detto, non univoco né impositivo. La lirica di Celan tiene assieme «diversi piani e diverse dimensioni del discorso» (p. 224) rispettando l'eterogeneità, la porosità, la disomogeneità della realtà, della natura e della storia. Fa bene l'autrice a recuperare tra le letture celaniane i riferimenti all'atomismo di Democrito o alla fisica delle particelle, da Schrödinger a Heisenberg (pp. 239 ss.). Sedimentazioni, depositi, processi di «catalizzazione» (p. 206), «compressione e accelerazione» (p. 224): come la materia, anche il linguaggio attraversa continue trasformazioni. È proprio questo affondo nelle componenti e nel muoversi del linguaggio consente a Celan una «risemantizzazione» della lingua, nel senso di una riattivazione del 'respiro', del ritmo sincopato, disarmonico, atonale del linguaggio che esprime la vita.

I vuoti della materia devono diventare, e in Celan diventano, i vuoti del linguaggio, rendendo il linguaggio mobile, aperto, addirittura indeterminato, ma libero. La terza parte del libro di Camilla Miglio («*Da capo*». *La grana della lingua*) mostra tutte le implicazioni di questa concezione della realtà e del linguaggio sul piano della ridefinizione del soggetto e delle relazioni interper-

sonali. Le ricadute sono immediate: «La parola altrui, la materia altrui, nel soggetto che parla e ri-organizza discorsi, nella natura che aggrega e disaggrega microliti in estesi conglomerati, proprio nel suo non essere originaria, nel suo rifiutare l'*arché* è insieme comunitaria e anarchica» (p. 355). E ancora: «Tra la lingua e la natura c'è un tratto comune riconoscibile», ovvero «la materia non è mai originaria, né propria; essa 'va errando ovunque, come la lingua'» (*ibidem*). Se il soggetto perde la sua presunta originaria identità con se stesso – «controsoggetto» (p. 343) rispetto a ogni tradizione cartesiana – la comunità ritrova il proprio significato in una naturalità inafferrabile ma libertaria, prima o al di là di sovrastrutture che riducono la società a meccanismo, fino alla violenza e allo sterminio. È tuttavia necessaria una critica «*retardatio*» (p. 349), un differimento che sospenda fenomenologicamente la pretesa immediatezza del linguaggio e del linguaggio poetico. La tradizione lirica europea offre alcune risorse che Celan riprende, rilancia e ri-traduce. Basta non ridurre il negativo, la differenza, quel «contro (*gegen-*)» costitutivo della poetica e del linguaggio di Celan («*Gegenschrift, Gegenwort*», tradotti dall'autrice come «contro-scritto e contra-detto», p. 338). Questo punto irriducibile a linguaggio costringe sempre a ricominciare 'da capo', ma consente anche di non fermarsi, di non cedere all'idea di un essere assoluto, di un ordine, di una sacralità che è solo costruzione.

Camilla Miglio dimostra tutto questo in modo analitico e rigoroso, e con un'ampiezza di riferimenti che non trascura né gli scritti teorici, né le stesure intermedie delle poesie di Celan, né tantomeno i richiami a eventi e autori che risuonano nella sua lirica. Se alcuni particolari interpretativi possono essere discussi (ad esempio, una sensibile valorizzazione della fenomenologia husserliana come sfondo filosofico della poetica di Celan), sono l'impianto metodologico, dettato dalla stessa struttura che esso porta alla luce, e l'interpretazione complessiva del linguaggio celaniano che rendono questo volume uno strumento di studio utilissimo, un esempio e un punto di riferimento per ogni lettore e studioso di Celan. Un esempio e un punto di riferimento: nel 2020, la pandemia non ha consentito di ricordare, sul piano degli incontri e dei convegni, i cent'anni dalla nascita e i cinquanta dalla morte di Celan, ma vogliamo sperare che il volume di Camilla Miglio riapra e rilanci la ricerca su un grande poeta, un grande classico della poesia europea, un autore da leggere e rileggere per comprendere le contraddizioni, le possibilità e i rischi del contemporaneo, dell'oggi, del nostro presente.

Simone Furlani

Ingeborg Bachmann, *Das dreißigste Jahr*, hrsg. v. Rita Svandrlík, unter Mitarbeit v. Silvia Bengesser – Hans Höller, Piper, München-Berlin-Zürich – Suhrkamp, Berlin 2020, pp. 533, € 38

A cinque anni dalla pubblicazione di *Male oscuro*, il primo volume della Salzburger Bachmann Edition curato da Isolde Schiffermüller e Gabriella

Pelloni, il progetto del Literaturarchiv dell'Università di Salisburgo in collaborazione con le due storiche case editrici Piper e Suhrkamp ha già all'attivo sei dei trenta titoli in programma. Se l'edizione in quattro volumi del 1978, l'edizione critica del «*Todesarten*»-Projekt del 1995 e l'epistolario *Herzzeit* del 2008 hanno posto le basi per l'analisi sistematica e la (ri)scoperta dell'opera di Ingeborg Bachmann, la nuova edizione salisburghese guidata da Irene Fußl e Uta Degner (che dal 2021 sostituisce Hans Höller) mira a ricostituire i testi nella maniera più completa e precisa possibile, offrendo una solida base per il lavoro scientifico, includendo tutte le opere editte e inedite così come gli epistolari, e colmando in questo modo proprio quegli spazi nella produzione dell'autrice austriaca sinora rimasti vuoti. In questa prima fase del progetto la germanistica italiana ha ricoperto un ruolo di prim'ordine, se si considera che, oltre a *Male oscuro*, fra i curatori degli altri volumi finora usciti si annoverano Marie Luise Wandruszka (*Das Buch Goldman*), Rita Svandrlik (*Das dreißigste Jahr*) e Luigi Reitani (*Anrufung des Großen Bären*). È questo un dato che sottolinea l'importanza dell'opera di Ingeborg Bachmann negli studi germanistici italiani degli ultimi decenni, e che più in generale mette in rilievo i solidi rapporti nonché le convergenze di interessi tra la germanistica austriaca e quella italiana.

Con l'edizione del quarto volume, *Das dreißigste Jahr*, Rita Svandrlik si è concentrata su una delle fasi più interessanti della produzione di Bachmann, il momento tra la fine degli anni Cinquanta e l'inizio dei Sessanta in cui avvenne quello «Umzug im Kopf» (p. 215) che portò l'autrice a staccarsi gradualmente dalla lirica e compiere il passo verso la prosa. È quello che Svandrlik, all'inizio del suo commento, definisce «der lange Weg zur Prosa» (p. 211), un percorso di ricerca non facile, inizialmente, perché «es für die Erzählprosa mehr Zeit und Konzentration brauchte» (p. 212) – condizione che il lavoro presso l'emittente radio austriaca Rot-Weiß-Rot non sempre permetteva – e poi perché la dimensione narrativa necessitava di un materiale diverso, che sarebbe scaturito anche dalle profonde esperienze di vita degli ultimi anni Cinquanta. Nonostante la difficoltà dello scrivere prosa, in Bachmann si fece strada sempre più anche la necessità impellente di confrontarsi con un genere che ponesse più sfide e che raggiungesse meglio il pubblico dei lettori, come emerge chiaramente dalla lettera a Heinrich Böll del 22 maggio 1959: «Bei den Gedichten war dieser Wunsch nie so da, sie haben etwas ganz anders an sich, sind selbstgenügsamer und auf alles oder nichts gefasst, aber eine Erzählung oder ein Roman, die müssen doch zu den anderen» (p. 219). E in ciò Bachmann sembra sperimentare lo stesso stato d'animo di Thomas Bernhard, che proprio negli stessi anni, dopo gli esordi lirici, sentì il bisogno di esplorare nuove vie, di cimentarsi con nuove forme: «Sätze, Zusammenhänge, etwas Festes, Großes, Stabiles. Lyrik schreiben ist zu leicht. Das fließt so dahin, da gibt es keine Widerstände. Ich könnte endlos Lyrik schreiben. Also muß ich damit aufhören...» (Wieland Schmied, *Auersbergers wahre Geschichte und andere Texte über Thomas Bernhard. Ein Alphabet*, Bibliothek der Provinz, Weitra 2014, p. 129).

Trattandosi di una fase di passaggio, in cui il paradigma della scrittura muta pur restando estremamente coerente con le origini, non deve stupire che i racconti di *Das dreißigste Jahr* (1961) presentino tratti a volte fortemente lirici, che conferiscono a questa nuova prosa un carattere irrequieto, complesso da inquadrare e determinare. La critica del dopoguerra ebbe sovente difficoltà a recepire questi testi: Walter Jens, probabilmente il più caustico tra i critici della *Gruppe 47*, dove solo alcuni anni prima la poesia di Bachmann era stata accolta con grande favore, definisce la raccolta «als Ganzes mißlungen [...]. Auf sehr hohem Niveau, aber mißlungen» (p. 232). Al tempo stesso, altre voci vollero vedere in questa nuova prosa «Studien zu einem kommenden Roman» (p. 234), cogliendo quindi l'idea di studio, di ricerca, e per certi versi il nomadismo letterario che pervade le pagine di questa raccolta. Se nell'opera di un'altra grande scrittrice austriaca, Ilse Aichinger, è individuabile una costante «Poetik des Verschwindens», questa prosa di Bachmann sembra piuttosto caratterizzata da un'autentica «Poetik der Spannung und der Recherche».

Il lavoro svolto da Rita Svandrlik per *Das dreißigste Jahr* è – senza fare troppi giri di parole – eccellente. Un primo indizio è dato dall'estensione fisica: con le sue 533 pagine per un totale di 620 grammi, questo volume è il più cospicuo tra quelli sinora pubblicati, e in esso l'apparato critico occupa quasi due terzi del totale. Ed è proprio il commento a confermare l'altissima qualità del lavoro: strutturato in maniera limpida e lineare, esso parte dagli albori della prosa bachmanniana delineando il quadro biografico di riferimento, fornendo tutte le informazioni note sulla genesi della raccolta, sulla sua immediata ricezione nonché sul contesto letterario dell'epoca, per poi passare all'analisi dei singoli racconti. In questa sezione l'indagine è puntuale e l'esposizione impeccabile, ma ciò non stupisce perché la curatrice non è nuova a imprese di questo genere, se si considera anche solo la monografia *I sentieri della scrittura* (2001), diventata in Italia un'opera di riferimento per gli studi su Bachmann. A fare da contrappeso all'eshaustività dell'analisi è la forma in cui essa è presentata: ogni aspetto trattato è racchiuso in un capitolo non di rado della lunghezza di una sola pagina, sicché si ha l'impressione che quasi a ogni pagina corrisponda un brevissimo saggio ricco di riflessioni profonde. Il risultato è una lettura scorrevole e incalzante, che porta il lettore a soffermarsi sui punti più salienti dei singoli racconti scandagliandone contenuto, stile, contesto e modelli.

Ecco dunque che del racconto di apertura, *Jugend in einer österreichischen Stadt*, in cui parrebbe fin troppo manifesto il profilo autobiografico, viene evidenziato invece con forza il carattere antiautobiografico, in quanto l'autrice «vermeidet das übliche Narrativ einer singulären individuellen Entwicklung» (p. 254) prediligendo il punto di vista dei bambini, una prospettiva plurale, anonima e al tempo stesso ingenua e inesperta che con l'incedere del racconto esperisce una crescita legata al progredire della guerra, delle distruzioni e dei traumi che questa comporta. Si tratta di un testo slegato da ogni nostalgia del passato, che tende quasi a «eine Form narrativer Psycho- und Sozialanalyse» (p. 267) dello sviluppo di questa giovane generazione, e che si conclude con un limpidissimo quadro di

distacco dall'infanzia e al tempo stesso di rinascita, di ripartenza all'indomani della fine della guerra.

Il concetto della partenza e più in generale del viaggio permea anche il racconto successivo, *Das dreißigste Jahr*, che conferisce il titolo alla raccolta e in cui il protagonista, colto dalla crisi dell'ingresso nel trentesimo anno di vita, si precipita in un viaggio in treno da Vienna a Roma e poi nuovamente a Vienna, in preda all'insoddisfazione e all'incapacità di trovare un proprio posto nel mondo e nella società, continuamente attratto dall'idea di movimento e cambiamento. L'ansia, il timore, l'insicurezza – caratteristiche in parte riconducibili anche all'autrice, che qui prende le sembianze di un narratore di sesso maschile come in altri tre dei sette racconti – rimandano all'eroe musiliano Ulrich («Wie Musils Ulrich ist auch Bachmanns Held 'eigenschaftslos'», p. 279), ed entrambi i personaggi sembrano trovare il loro capostipite proprio nello Zeno Cosini di Italo Svevo. Simile a un'altra grande figura claudicante della letteratura europea del primo Novecento, Leopold Bloom, anche il protagonista di Bachmann vive un'epifania che lo porta a superare la crisi e trova la sua manifestazione più chiara nell'ultima frase: «Ich sage dir: Steh auf und geh! Es ist dir kein Knochen gebrochen» (p. 71).

Come ideale continuazione biologica dopo l'infanzia e la maturazione sembra porsi il terzo racconto, *Alles*, in cui il narratore e la moglie Hanna presentano diverse concezioni della 'totalità' che accompagna la nascita e la crescita di un figlio: mentre il padre spera in una totale diversità e novità, per la madre questo *alles* è «auf das Wohlergehen und die Entwicklung des Kindes gerichtet» (p. 293); si noti che l'*alles* materno è situato pressoché al centro del racconto (p. 84). L'utopia didattica del padre – nei cui pensieri sul linguaggio aleggia lo spirito di Wittgenstein, che Svandrlik collega al *Kaspar* di Peter Handke (cfr. p. 299), ma che all'epoca della pubblicazione della raccolta pervade anche i lavori della Wiener Gruppe e in particolar modo di Oswald Wiener – è destinata presto a fallire, e la tragica morte del figlio sembra sigillare definitivamente il distacco e l'abbandono paterno (cfr. p. 295).

Con una tragedia annunciata sin dalle prime pagine si chiude anche il racconto centrale di *Das dreißigste Jahr*, il fulcro di questa raccolta, che solo un anno dopo *Die Wölfschaut* di Hans Lebert e pochi mesi prima dello *Herr Karl* di Helmut Qualtinger punta i riflettori sulla responsabilità austriaca nei crimini del nazismo. Il 1961 è lontanissimo dal celebre discorso che Franz Vranitzky avrebbe tenuto trenta anni più tardi, e mentre l'Austria si crogiola ancora nella sua *Opferthese*, il racconto *Unter Mördern und Irren* mostra con sguardo critico non solo la società spaccata post 1945 (più o meno nel periodo dello Staatsvertrag) e la convivenza forzata di destini tra loro diversissimi, ma anche «den mörderischen Irrsinn der patriarchalen Welt» (p. 312) – ottimo il riferimento a Odisseo e Penelope, modello che rimanda ancora una volta a Joyce e al suo *Ulysses*.

In questo medesimo contesto – e al tempo stesso lontanissimo da esso – si colloca *Ein Schritt nach Gomorrha*, storia di un'attrazione femminile in cui la protagonista Charlotte, inizialmente rigida e inamovibile, salda nel suo ruolo di moglie all'interno della società patriarcale, resiste alle proposte

della giovane Mara, per poi cedere poco alla volta e sviluppare un bisogno, una dipendenza da cui risulta un ribaltamento di ruoli. Particolarmente convincente è l'interpretazione che la curatrice offre della vasta dimensione simbolica che innerva il racconto: l'appartamento, il locale notturno presentato come spazio infernale (ricollegabile anche al titolo del racconto, cfr. p. 335), il continuo susseguirsi di passaggi, porte, serrature, scale, la coreografia delle mani che aggiunge un ulteriore tassello al complesso quadro della comunicazione verbale in cui si rispecchia il rapporto di forza tra le due protagoniste.

Ein Wildermuth, testo che ripropone ancora una di quelle «ouvertüreartige Erzählungseröffnungen» tipiche di quasi tutti i racconti di questa raccolta (p. 369), vede al centro delle vicende narrate la figura tragica (e a tratti comica) di un giudice ossessionato dalla verità e dalla rettitudine, negli anni giovanili fatalmente ammalato da Wanda, figura di musiliana memoria, che lo porta «zur Einsicht in die eigene bürgerliche Beschränktheit» (p. 367). Wildermuth è alle prese con un caso in cui la verità rischia di non essere più identificabile in maniera univoca e che lo porta a un crollo psichico. Se da un lato la vicenda può trovare un riferimento concreto nel caso coevo del ginevrino Pierre Jaccoud, dall'altro l'impossibilità di stabilire la realtà effettiva in maniera indiscutibile («Der Wahrheit gehe ich nach. Aber je weiter ich ihr nachgehe, desto weiter ist sie schon wieder», p. 191) rimanda a Hofmannsthal e alla sfera della *Sprachsepsis* (cfr. p. 377), mentre la collocazione giudiziaria nonché la mania per la ricerca di una verità inarrivabile – e in senso lato della perfezione – sono temi ampiamente ripresi anche da Bernhard negli anni successivi.

La raccolta termina in maniera pressoché circolare con *Undine geht*, un testo brevissimo come il testo di apertura, e come questo caratterizzato da un narratore 'altro', fluido, non perfettamente identificabile, ma che, come riporta il commento, può contenere un riflesso dell'autrice stessa, tormentata da un'umanità fatta di uomini di nome Hans (si pensi a Weigel, Henze, Enzensberger). Dopo un'aspra requisitoria contro gli uomini ecco che Undine, con spirito conciliatore, si accommiata sottolineandone le qualità, quasi a voler ricucire i rapporti tra umanità e mondo degli elementi. Con questo ultimo bagliore romantico e con l'invito ad avvicinarsi, la voce di Undine si fa eco e sembra quasi fondersi con quella degli uomini, suggellando ancora una volta – anche grazie all'utilizzo reiterato di «beinahe» nella chiusa – l'idea di quella liminalità molteplice, di quella «Schwellensituation» (p. 401) che caratterizza l'intero testo e, in parte, l'intera raccolta.

Con questo lavoro Rita Svandrlik ha senza dubbio dato un ulteriore, fondamentale contributo alla buona riuscita della Salzburger Bachmann Edition. Oltre a dissezionare e sottoporre a un esame rigoroso tutti gli aspetti principali dei racconti, mettendo in luce come testi tra di loro apparentemente eterogenei siano in realtà collegati da più fili rossi e da uno spettro di tematiche ricorrenti nonché cruciali per l'autrice nella seconda metà degli anni Cinquanta, Svandrlik ha realizzato un accurato *Stellenkommentar* a ulteriore integrazione del di per sé già estremamente ricco commento. Assolutamente da citare è poi il capitolo sulla tradizione delle versioni e

sulla genesi dei singoli racconti, con numerosi riferimenti alla prassi della scrittura di Bachmann, e con particolare attenzione per gli unici due testi di cui esistono più versioni, *Alles e Ein Schritt nach Gomorrha* – di quest'ultimo viene pubblicata qui per la prima volta anche la versione primigenia, *Eine lange Nacht*. A completamento del volume sono raffigurati alcuni dattiloscritti di *Alles e Eine lange Nacht* (pp. 520-529), grazie ai quali il lettore può farsi un'idea della tipologia di interventi sul testo e più in generale del metodo di lavoro dell'autrice.

Concepito in buona parte nel 1956, proprio nel trentesimo anno dell'autrice, e pubblicato nel 1961, in un periodo di inarrestabile transizione per la letteratura austriaca, in cui Heimito von Doderer era all'apice della carriera, la parabola della Wiener Gruppe si stava avviando a una conclusione e Thomas Bernhard era intento a elaborare il suo stile inconfondibile, *Das dreißigste Jahr* è un grandissimo saggio della nuova prosa di Ingeborg Bachmann e di ciò che sarebbe venuto negli anni seguenti. Allora nessuno poteva ancora immaginare «dass die Autorin in der Zeit der Arbeit an ihrem ersten Prosaband wirklich an ein größeres 'Buch' gedacht hatte – und dass später einmal die große Nähe zwischen dem ersten Prosaband und ihrem Roman *Malina* (1971) gesehen würde» (p. 234).

Stefano Apostolo

Micaela Latini, *Lo sguardo ritratto. Thomas Bernhard tra parola e immagine*, Meltemi, Milano 2021, pp. 184, € 18

Lo sguardo ritratto. Thomas Bernhard tra parola e immagine è il nuovo titolo con cui Micaela Latini ripropone uno studio ormai fuori commercio, pubblicato nel 2011 presso la collana «Il quadrifoglio tedesco» (Mimesis) e dedicato allo straordinario romanzo *Antichi Maestri. Commedia* (1985) di Thomas Bernhard. Nel nuovo titolo scompare il riferimento al romanzo che era invece esplicito in quello della prima edizione, *Il museo degli errori. Thomas Bernhard e gli Antichi Maestri*, uscita sei anni dopo anche in tedesco come seconda parte della monografia *Die Korrektur des Lebens* (Königshausen & Neumann, Würzburg 2017), già recensita da Stefano Apostolo per questo «Osservatorio» («Studi Germanici», 12, 2017). La prima parte del volume tedesco consisteva invece nella traduzione del saggio monografico *Thomas Bernhard e il paradosso della scrittura*, anch'esso già recensito per l'«Osservatorio» da Michele Vangi (34, 2011). L'edizione tedesca riuniva dunque due studi pubblicati separatamente in italiano, riconducendo a unità il progetto originario da cui erano scaturiti e rispetto al quale – così Latini – le questioni trattate in *Il museo degli errori* si erano «imposte come autonome rispetto al tracciato segnato dalla prima parte» (p. 14) ed erano pertanto state organizzate in un volume a sé stante. Con *Lo sguardo ritratto*, l'autrice torna a presentare in modo autonomo il suo approfondimento di *Antichi Maestri*. Se *Il museo degli errori* usciva nell'ottantesimo anniversario dalla nascita dell'autore, la sua nuova edizione è stata

pubblicata a novant'anni dalla stessa, andando così ad arricchire il panorama delle molte iniziative (convegnicistiche ed editoriali, alcune anche italiane e a cura della stessa Latini) con le quali, sulla scia di quanto già accaduto nel 2019 a trent'anni dalla morte di Bernhard, si è voluto celebrarne la memoria e, al contempo, tracciare un bilancio dei risultati conseguiti dalla ricerca e aprire a nuove prospettive. Con *Lo sguardo ritratto*, che l'«Osservatorio», da sempre attento al filone di ricerca su Bernhard, ha scelto di recensire, Latini torna in un certo senso al passato, considerandolo evidentemente ancora di stimolo per il futuro. Potendo rimandare a quanto già esposto con puntualità nella suddetta recensione di Apostolo anche a proposito dello studio su *Antichi Maestri*, in questa sede si privilegia il confronto tra le due edizioni e lo specifico valore dell'impianto argomentativo dello studio.

Oltre che per qualche ritocco stilistico e l'integrazione di alcuni riferimenti bibliografici recenti nelle note, la nuova edizione, presentata come «aggiornata e ampliata» (p. 9), si differenzia dalla prima innanzitutto per la veste grafica – ora caratterizzata da pagine ariose e strutturate in capitoli snelli che, a differenza della disposizione precedente, non sono più numerati e sono separati gli uni dagli altri da spazi e pagine bianche –, poi per l'aggiunta di un apparato iconografico contenente le immagini a colori di cinque dipinti importanti per il romanzo, un indice dei nomi, una bibliografia organizzata in tre diverse sezioni (*I. Opere di Thomas Bernhard* – suddivise per genere –, *II. Altre fonti*, *III. Teoria e critica*). Fatta eccezione per l'inserimento di alcuni saggi della stessa Latini datati 2015-2019 e di uno studio di Fatima Naqvi del 2016, la bibliografia non fa riferimento a studi pubblicati dopo l'uscita della prima edizione dello studio, che viene così elevato a riferimento principale per le tematiche proposte. Quanto a percorso conoscitivo ed esposizione argomentativa, le due edizioni sono invece identiche, fatta eccezione per il cambiamento del titolo di due capitoli (*L'altro ritratto* è ora *Il doppio e il falso* e *Le possibilità del visibile* sostituisce *Le sfide del visibile*) e, soprattutto, per la modifica di titolo e sottotitolo dell'intero volume. Magari dettato anche da ragioni editoriali, quest'ultimo cambiamento non è in realtà di poco conto, e poiché non trova giustificazione in una nuova materia, le sue ragioni sono evidentemente da ricercarsi nel diverso modo con cui la studiosa si relaziona oggi con quanto ha scritto ieri, scegliendo di valorizzare nuovamente la prospettiva già esplicitata nei titoli dei saggi che avevano preceduto la stesura del *Museo degli errori* e che sono debitamente indicati nell'introduzione – nello specifico: *Tintoretto e la trappola dello sguardo. Note su Thomas Bernhard e Jean-Paul Sartre* (2007); *Sguardi al limite. Il tema della soglia in Ernst Bloch e Thomas Bernhard* (2009) e *Strategie di difesa. Su «Antichi Maestri» di Thomas Bernhard* (2007). Cassando inoltre il riferimento al romanzo che costituisce comunque il fulcro dello studio, Latini indica nel nuovo sottotitolo come la monografia sia da intendersi riferita agli *opera omnia* di Bernhard, al rapporto immagine-parola che li attraversa e alla dinamica narrativa che ne scaturisce. In effetti, la lettura proposta del romanzo tiene esplicitamente conto del dialogo e del rapporto anche dialettico che esso intrattiene con le opere precedenti.

D'altronde, tra i romanzi pubblicati in vita, *Antichi Maestri* è l'ultimo che Bernhard scrive, e sono tanti i motivi, ben messi in luce dall'autrice, per cui lo si può definire, insieme a lei, una sorta di «testamento» (p. 11). Si tratta di una metafora valida se intesa non come sinonimo di 'fine' (morte) bensì di 'consegna'. Latini, che a Bernhard ha dedicato numerosissime pubblicazioni tra cui la recente curatela, con Stefano Apostolo, *Thomas Bernhard. Nella direzione opposta* («Cultura Tedesca», 62, 2021), fa in effetti parte di quel novero di studiosi e studiose che più di altri hanno provato a prendere in consegna, con l'intento di mediarle alla riflessione critica generale, le questioni affidate da Bernhard ai suoi eccentrici personaggi e alla loro fervida attività di pensiero, labirintica e onnicomprensiva, che, nella sua impostazione polarizzante, di cui lo *einerseits... andererseits...* bernhardiano è la cifra stilistica più eclatante, sfida il principio di non contraddizione, e arriva a ribaltare risultati che un attimo prima apparivano acquisiti. Non a caso Latini si concentra sui poli che nel pensiero del protagonista Reger, e in genere in Bernhard, si presentano contrapposti, come per esempio arte e vita, senso e non senso, perfezione e errore, origine e emancipazione dalla stessa, verità e menzogna, spirito e Stato, morte e arte della sopravvivenza, consapevolezza di essere in trappola e ricerca indefessa di una via di fuga, desiderio di verità e fallimento, vedere e non-vedere, frammento e totalità. Che le questioni poste dai personaggi bernhardiani, e da Reger in particolare, siano di portata filosofica oltre che estetica e culturale è cosa nota. Questo ha indotto molti studiosi a concentrarsi spesso sulle tematiche sviscerate dai personaggi, tenendo meno conto di come Bernhard le cali sempre in precipue situazioni narrative e, affidandole appunto ai suoi protagonisti, tutti tratteggiati in modo assai plastico (e teatrale), le riconsegna metaforicamente alla storia, dalla quale quegli stessi personaggi tentano di isolarsi ma su cui riflettono incessantemente anche quando sembrano parlare di altro. La contingenza – su cui Latini giustamente più volte insiste in relazione alla concezione bernhardiana dell'arte non come luogo di armonia bensì come veicolo di salvezza se «rivela le sue interne lacerazioni, e così facendo allude a quel tanto di senso che è possibile cogliere» (p. 84) – è dunque innanzi tutto richiamata dall'autore grazie all'impianto narrativo del romanzo. È pertanto da apprezzare che Latini, che in parte ricalca l'impostazione detta e molto diffusa negli studi bernhardiani, in parte se ne discosti raggiungendo in quel caso i risultati più pregevoli del suo studio e parta proprio dalla situazione narrativa, costruita, come giustamente osserva, su «una geometria di sguardi, *pendant* di quell'orchestrazione della scrittura su tre punti di appoggio che costituisce [...] la sigla della narrazione bernhardiana» (p. 12). Ricordata all'inizio dello studio, questa orchestrazione assume la funzione di cornice, nella quale si inseriscono i singoli capitoli, pensati sì come tasselli di un discorso generale, ma che si caratterizzano ciascuno per una certa autonomia, tanto che la monografia appare a tratti una miscellanea di brevi saggi, che ruotano tutti sullo stesso motivo considerandolo da prospettive diverse e comunque concentriche. In sintonia con l'estetica del frammento alla base del romanzo, Latini segue (a tratti insegue) il discorso di Reger, focalizzando in ogni capitolo un tema

specifico che viene così sottratto al fiume inarrestabile di parole del personaggio. Ciò le consente di mettere benissimo a fuoco la portata filosofica e culturale dei temi toccati da Reger; d'altro canto, a questa impostazione metodologica è insito il rischio di dare al personaggio quell'ultima parola che il suo autore invece gli nega proprio grazie all'impianto complessivo del romanzo. Latini è evidentemente consapevole di tale rischio, e organizza lo studio in due parti: nella prima (*Davanti allo sguardo*), valorizza la prospettiva di Reger e i risultati dell'analisi assomigliano (pericolosamente) a enunciati di verità; la seconda (*Dietro lo sguardo*) si concentra invece sulla costruzione narrativa e quegli stessi enunciati di verità si relativizzano, restituendo al romanzo quel dinamismo che, unico, garantisce il non irrigidimento del pensiero, dal quale, lo mostra bene Latini, l'autore mette in guardia tramite il personaggio del custode del museo, Irrsigler. In questa restituzione del dinamismo bernhardiano sta il merito principale dello studio, che vale la pena rileggere in un tempo come il nostro che, lungi dal praticare la messa in discussione delle certezze, ha elevato comodamente a feticcio il relativismo di ogni cosa, raggiungendo livelli di indifferenza etica contro la quale Bernhard ha sempre fatto strenua resistenza. Latini ce lo ricorda e raggiunge i risultati migliori quando prova non a impartirci la lezione di Bernhard, bensì a praticarla tramite il dinamismo del suo studio, di cui il nuovo titolo rende finalmente conto.

Serena Grazzini

Eriberito Russo, *Yoko Tawada. Metamorfosi kafkiane*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 210, € 18

Tra gli esponenti della letteratura plurilingue di area tedesca, Yoko Tawada rappresenta senza dubbio un caso significativo, in virtù di un sofisticato sperimentalismo linguistico che interroga la spinosa questione dell'identità sul piano letterario e metaletterario a un tempo. Il lavoro di Eriberito Russo si pone l'ambizioso compito di indagare questo tema all'interno dell'opera della scrittrice tramite un confronto con Franz Kafka, scrittore-paradigma di un plurilinguismo immanente alla scrittura letteraria e modello letterario dichiarato da Tawada stessa.

Il libro si apre con una cospicua introduzione, in cui Russo ricostruisce il dibattito teorico sui concetti di plurilinguismo, intertestualità, memoria e canone, mettendo insieme una solida cornice teorica. In prima battuta vengono precisati i passaggi storico-culturali che vedono le cosiddette *Gastarbeiter*-, *Ausländer*- e *Migrationsliteratur* dismettere la propria funzione denotativa grazie a una trasformazione interna a quelle stesse istituzioni nate per legittimarne l'espressione nel campo letterario tedesco: è il caso non solo dello *Chamisso-Preis*, ma anche del *Kleist-Preis* e dello stesso *Deutscher Buchpreis*. Successivamente la riflessione dell'autore si sposta sul piano più marcatamente intertestuale, prendendo in esame le diverse modalità con cui il sistema letterario sviluppa

la propria memoria, delineando un campo di forze che si dispiega tra i poli della «tradizione» (p. 27) e del «canone» (p. 52). In altre parole, Russo qui fornisce un quadro molto dettagliato delle tipologie e definizioni attraverso cui le espressioni letterarie entrano in relazione tanto da un punto di vista estetico, quanto da un punto di vista sociologico, spaziando dal dibattito sulla tradizione iniziato da T.S. Eliot nel 1919 al sistema di canonizzazione proposto da Harold Bloom nel 1994, senza tralasciare le posizioni di Roland Barthes nell'ambito del poststrutturalismo e quelle di Genette nel contesto della narratologia. Questo *excursus* è funzionale alla precisazione dell'orizzonte metodologico in cui ci si muoverà in seguito per l'estrinsicazione dei nessi testuali e metaletterari che legano l'opera di Tawada a quella di Kafka, nessi qui selezionati in quanto figure archetipiche dell'esercizio linguistico plurilingue nei contesti del contemporaneo e della prima modernità.

La seconda sezione dello studio prende in esame la produzione poetologica di Yoko Tawada al fine di illustrare lo sviluppo di una poetica della *Exophonie* (p. 79), intesa come condizione non più precipua di individui migranti, bensì come espressione del necessario superamento del concetto di identità a fronte dei processi di globalizzazione. Emblematico in tal senso è il titolo di un contributo che l'autrice stessa redige in occasione della prima miscelanea dedicatale in lingua inglese: *Yoko Tawada Does Not Exist* (in *Yoko Tawada: Voices from Everywhere*, ed. by Douglas Slaymaker, Lexington Books, Plymouth 2007, pp. 13-19). È appunto nell'esposizione di un'autorappresentazione *negativa* che, stando a Russo, risiederebbe la «vera e propria cifra della scrittura *exophonica*» (p. 85) dell'autrice.

Alla cristallizzazione del principio identitario Tawada oppone il potenziale creativo del concetto di metamorfosi. A questo aspetto è dedicata un'approfondita disamina della produzione saggistica della scrittrice, che ripercorre una riflessione ventennale sui temi dell'estraneità e della traduzione. Attraverso l'analisi di passi scelti, Russo mostra come le meditazioni contenute in *Talisman* (1996), *Verwandlungen. Tübinger Poetikvorlesungen* (1998) e *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (2011) trovino riscontro esaustivo in *Akzentfrei* (2016) che, a partire dal titolo, si offre come *summa* poetologica di un pensiero agito sulla scrittura, intesa come campo di ininterrotta negoziazione tra suono e immagine.

Delineato il profilo concettuale della poetica di Tawada, il discorso si sposta sulla figura di Franz Kafka. A tal riguardo, appare necessaria, nonché fondata, la restrizione del campo di indagine operata dallo studioso, che si concentra sul rapporto tra il plurilinguismo dell'autore e la realtà di per sé multilingue di Praga per esplicitare il modo in cui la questione dell'*alterità* si manifesta nell'opera di Kafka. A tale scopo Russo rintraccia ed esamina tre ambiti di manifestazione di questo conflitto, ovvero quello «intimo» (pp. 139 ss.), quello sociologico e quello storico-letterario, intrecciando una ricostruzione aggiornata del dibattito sull'«identità linguistica» (p. 132) dello scrittore ad affondi testuali precisi, estrapolati principalmente dai diari di Kafka. Riprendendo poi gli ormai popolari studi sui concetti di *scrittura minore* e *Grenzliteratur*, Russo introduce il nucleo su cui fonderà il confronto

tra i due autori, vale a dire l'inevitabile concatenamento tra plurilinguismo e ineffabilità concettuale, a cui attribuisce il termine *kaffiano*, presente nel titolo. In questo caso si tratta di un'operazione di risemantizzazione interna allo studio, che, pur riconoscendo l'orizzonte di uso quotidiano acquisito dal termine, prova a riportarlo all'interno del dibattito scientifico attraverso l'analisi che segue.

Il lavoro si chiude con una comparazione delle poetiche degli autori basata su un'analisi dei motivi ricorrenti e dell'articolazione delle voci narranti. Russo definisce il romanzo *Das Bad* (1989) come un «Kafka-Roman» (p. 170) e il racconto *Ein Gast* (1993) come «Kafka-Erzählung» (p. 176). Nel primo caso opera un confronto fra il romanzo di Tawada e *Die Verwandlung* (1912), identificandoli come lavori simmetricamente sintomatici delle estetiche prese in esame. In questo contesto, Russo pone l'attenzione sulle «peregrinazioni metamorfiche dell'Io» (p. 170) quali dinamiche fondanti le due opere, che si snodano lungo affinità simboliche, rappresentate dai motivi della fotografia e dello specchio, destinate a ricreare un'atmosfera realisticamente assurda attraverso l'adozione di una narrazione contemporaneamente extra e intradiegetica.

Il racconto *Ein Gast* (1993) viene invece esaminato secondo l'idea di «metamorfosi kaffiana» derivata dall'analisi precedente. Non vi è cioè un diretto confronto testuale con l'opera di Franz Kafka, bensì con l'inquadramento concettuale di questo tema, prospettiva che consente all'autore di dedicarsi maggiormente alle dinamiche fondative della scrittura di Tawada. Nell'analisi ritornano infatti i capisaldi teorici che erano stati precedentemente rintracciati nella sezione dedicata alla produzione saggistica della scrittrice, come l'attenzione agli oggetti di uso quotidiano quali portatori di una realtà linguistica immanente, eppure sempre aperta sull'orizzonte del *traducibile* e dunque allo stesso tempo trascendente; fenomeni di deterritorializzazione linguistica che, nella cornice della prosa, si trasformano in episodi di smaterializzazione di corpi, figure e parti del sé che poi riappaiono altrove senza destare sorpresa; il consueto e reciproco passaggio di stato tra materiale e immateriale, ovvero tra immagine e suono, generato dallo scrivere.

In definitiva, Russo riscontra profonde analogie tra la scrittura di Yoko Tawada e quella di Franz Kafka rispetto alla configurazione allegorica che caratterizza le loro opere, poiché entrambi gli autori danno forma a personaggi «sconfinanti» (p. 168) da una prospettiva in costante movimento tra i concetti di *Fremde* e *Entfremdung*. Tawada mutuerebbe da Kafka la volontà di creare, tramite e dentro la lingua, apparenze, simulazioni di realtà come espediente per forzarne i contorni, esponendone l'assurdo. La differenza tra le due poetiche risiederebbe negli esiti di questo esercizio paradossale del linguaggio: se per Kafka il paradosso sussiste in quanto «necessario e irrisolvibile» (p. 177), in Tawada rappresenta il punto di partenza per la creazione di ulteriori mondi tassativamente plurali.

Riprendendo e ampliando le prospettive adottate da Gabriella Sgambati (*Tracce e sottotracce del trauma. Paul Celan: Translitture in Giappone*, Edizioni L'Orientale, Napoli 2013) e da Lucia Perrone Capano (*Tra Oriente e Occidente. Metamorfosi di Ovidio in «Oppio di Ovidio» di Yoko Tawada*, in *Metamorfosi*

di metamorfosi, a cura di Grazia Maria Masselli – Francesca Sivo, Il castello Edizioni, Foggia 2018, pp. 265-285) circa la ricezione di Celan e di Ovidio nella poetica di Yoko Tawada, lo studio di Russo contribuisce ad arricchire il dibattito sulla letteratura plurilingue nel contesto della germanistica italiana, che si presenta per lo più in forma di miscellanee e studi su processi e generazioni, piuttosto che su singoli autori.

Rosa Coppola

Luca Guidetti, *Gli elementi dell'esperienza. Studio su Ernst Mach*, Quodlibet, Macerata 2022, pp. 252, € 23

Ernst Mach continua a essere una figura di non facile decifrazione nel panorama culturale dell'epistemologia e filosofia della scienza tardo ottocentesca e primo novecentesco. Malgrado il ruolo di rilievo che egli ebbe nel dibattito dell'epoca e il modo in cui le sue sperimentazioni e conseguenti considerazioni influirono sul contesto teorico e semantico delle ricerche a lui immediatamente posteriori, il suo nome resta relegato a studi di settore estremamente specializzati e di conseguenza a una letteratura destinata prevalentemente all'ambito della ricerca accademica. Il saggio di Luca Guidetti rientra in effetti in quest'ambito, offrendo una dettagliata disamina di quello che è senza dubbio il tema centrale della riflessione epistemologica di Mach: la questione dell'esperienza, articolata a partire dal tema più specifico degli elementi. Guidetti affronta tale questione con la competenza che contraddistingue i suoi lavori precedenti, accompagnando il lettore in un percorso estremamente ricco di riferimenti al contesto intellettuale di Mach e alle questioni e discussioni che quest'ultimo affrontò concretamente nei propri lavori. L'elevato livello tecnico della trattazione comporta tuttavia che quest'ultima risulti a volte non di facile fruizione, per lo meno non da parte di chi già non disponga della preparazione adeguata per orientarsi nella vasta mole di informazioni che si trova a ricevere. Con questo, non si vuole comunque sminuire il valore del testo, la cui ricchezza tematica è anzi da apprezzare quale segnale di un lavoro estremamente approfondito che rappresenta di certo un contributo rilevante alla letteratura su Mach pubblicata in Italia.

Lo studio di Guidetti si confronta costantemente con l'orizzonte kantiano e postkantiano (o più specificamente neokantiano), ritenendo che la critica dell'esperienza elaborata da Mach debba essere letta in sostituzione alla critica kantiana della ragione (p. 11). La nozione di esperienza viene in effetti vista da Guidetti come il nucleo di riferimento di una «trasformazione del pensiero filosofico e scientifico tra Otto e Novecento» a cui Mach partecipa in maniera determinante (p. 9) soprattutto con due opere: la *Meccanica nel suo sviluppo storico-critico* e l'*Analisi delle sensazioni* (in origine *Contributi all'analisi delle sensazioni*). Guidetti analizza in maniera approfondita entrambi i testi, evidenziando come nel primo dei due Mach si proponga di realizzare una «configurazione descrittiva delle relazioni tra gli elementi», mentre nel secon-

do egli rifletta sulla «genesì degli elementi a partire dall'esperienza umana, nelle sue strutture sensibili, fisiologiche e materiali» (p. 107). A questi due temi sono dedicati rispettivamente il primo e il secondo capitolo del volume.

Il testo si apre con alcune considerazioni relative alla critica della meccanica tradizionale operata da Mach e al modo in cui tale critica spingesse verso un nuovo concetto di normatività naturale e di formalismo epistemologico. Conformemente a quanto veniva difeso all'epoca da autori come Pearson e Grassman (cfr. per es. pp. 81 e 115), in Mach si assisterebbe a una ridefinizione semiotica delle sensazioni in cui si rende evidente il valore simbolico dei vari elementi che rientrano nella descrizione del mondo (prima di tutto scientifica, certo, ma comunque in continuità con la prospettiva interpretativa propria del senso comune). Nel contesto teorico delineato dai contributi di matrice kantiana elaborati da Helmholtz, Hertz e Lange, tra gli altri (cfr. pp. 30 ss.), l'esperienza concreta diviene il vero e proprio principio significante della forma normativa. La legge scientifica non ha infatti valore se isolata dai fenomeni che in essa si trovano unificati; essa si rivela essere un semplice «abbozzo schematico» privo di contenuto (p. 42), «un insieme di simboli non interpretati» la cui semantica dipende dal modo in cui le relazioni che essi individuano si presentano in atto (p. 43). Lo stesso dato che viene normato, il fatto che la legge si propone di spiegare o interpretare, non sussiste al di fuori della relazione tra gli eventi, assumendo pertanto «un significato solamente all'interno di un processo di variazione dell'esperienza» (p. 46). Uno degli aspetti piú interessanti, tra i molteplici temi su cui Guidetti sofferma la propria attenzione, risiede a nostro avviso nell'inversione che Mach compie della relazione tradizionale che va dai segni agli oggetti e nel modo in cui egli risolve le 'cose' in complessi di sensazioni ontologicamente impermanenti. Per Mach, infatti, non è possibile individuare una vera e propria base oggettuale nel senso tradizionale, ma occorre sostituire quest'ultima con «gli insiemi relazionali e i rispettivi modi d'impiego, il cui significato oggettivo dev'essere valutato volta per volta» (pp. 85-86).

Il primo capitolo si chiude dando per acquisito il fatto che, in Mach, il piano fenomenico acquisisca un senso solamente a partire dalle sensazioni. Per questo motivo, e alquanto correttamente, Guidetti dedica la seconda sezione del testo a una disamina di queste ultime. Il percorso viene svolto a partire da tre scritti pubblicati da Mach tra il 1865 e il 1866 – dedicati rispettivamente al senso temporale dell'orecchio, alla visione spaziale e allo sviluppo della rappresentazione di spazio – in cui vengono delineate le linee generali delle indagini fisiologiche e psicologiche esposte nei *Contributi all'analisi delle sensazioni* del 1886. In questo secondo capitolo, Guidetti si concentra in particolare sul modo in cui Mach determina in senso operativo le sensazioni e il loro campo fenomenico. Un tema delicato quanto centrale dell'epistemologia di Mach, che chiama in causa la non facile distinzione tra elementi e sensazioni e, di conseguenza, la metafisica a lui ascrivibile. La letteratura sul tema è in effetti ampia e tradizionalmente divisa tra l'attribuzione a Mach di una posizione fenomenista (o fenomenalista) e l'idea che egli abbia difeso una forma di 'monismo neutrale'. Si tratta forse dell'unico caso in cui Guidetti

prende veramente posizione, rifiutando la seconda possibilità sulla base del fatto che, a suo avviso, in Mach non si trovi l'idea che esista «un unico campo che 'muta' i propri caratteri 'apparenti' nell'altro campo» (p. 126). Questo discorso conduce all'importante distinzione che Mach compie tra 'apparenza' e 'realità' e al modo in cui si debba intendere la sua adesione a un certo fenomenalismo. Nel caso di Mach, non si tratta infatti di una metafisica ingenuamente realista che difende il carattere letterale della descrizione sensibile; piuttosto, il 'fenomenico' rientra nell'interpretazione del dato sensibile in categorie dell'esperienza che – per così dire – *si fanno* più o meno reali, ma *non sono in se stesse* reali né apparenti. In altre parole, il «senso di realtà o irrealtà» che attribuiamo alle «cose fisiche» e psichiche dipende esclusivamente dal «processo che le costituisce» e dalla relativa «dinamica del contatto tra il corpo proprio e il mondo» (p. 131). Come non manca di rilevare Guidetti, la stessa demarcazione del «corpo proprio» è oggetto di analisi critica da parte di Mach, non potendo avere confini rigidamente definiti (cfr. per es. p. 142).

Conclude il libro una sezione dedicata alle considerazioni di Mach sulla sensazione di tempo. Si tratta di un tema meno trattato dalla letteratura secondaria, ma non per questo di minore rilievo, data la sua stretta relazione con le questioni psicofisiche di cui Mach si occupa altrimenti. Anche in questo caso, lo studio di Guidetti è molto approfondito e si preoccupa di inserire Mach nel contesto più generale degli studi dell'epoca, chiamando in causa ad esempio la psicologia di William James e il modo in cui costui ridefinisce in termini funzionali il concetto di identità personale (pp. 184 ss.), ma anche le ricerche di Ehrenfels e Metzger relative al tema delle *Gestalten* spaziali e temporali, tra le altre cose (pp. 203 ss.). L'aspetto principale che Guidetti mette in evidenza riguarda il fatto che Mach respinga «ogni tentativo di intendere la percezione processuale del tempo come la proprietà di qualcosa che possiamo chiamare 'coscienza', 'mente' o 'spirito'» (p. 183), riportando anche in questo caso il discorso sul piano delle relazioni dell'esperienza fenomenica. L'esempio del tempo è in effetti particolarmente utile per evidenziare il carattere che Mach attribuisce alle sensazioni e che Guidetti descrive conclusivamente come «le reazioni del nostro corpo agli stimoli fisici e fisiologici del mondo esterno» (p. 213). Con ciò si definisce in maniera estremamente chiara il piano di fondo da cui tali sensazioni emergono e oltre al quale non è dato procedere senza abbandonare i principi di un'analisi rigorosamente critica (in senso machiano). Come detto, per Mach il fenomenico rimanda al fisiologico, nel caso estremo, ma sempre senza che si possa ascrivere a quest'ultimo piano una matrice ontologica indipendente dall'esperienza concreta. Ogni interpretazione o spiegazione del dato rientra infatti nell'ambito dei concetti, rispetto ai quali Mach mantiene sempre una posizione strumentalista. «I concetti» – osserva Guidetti – «sono la coscienza delle reazioni» del nostro corpo agli stimoli del mondo esterno; essi «sorgono dunque dallo stesso ambito preteoretico e vitale delle sensazioni, stabilendo con esse un nesso di continuità che può essere sciolto solo dai bisogni e dagli scopi delle scienze particolari» (p. 213).

Complessivamente, il libro di Guidetti è un'aggiunta estremamente interessante agli studi su Mach, il cui limite risiede però nel fatto di non entrare mai nel merito delle questioni esposte e che meriterebbero di essere in qualche modo discusse, anche solo introduttivamente. L'impressione generale è pertanto che si abbia a che fare con un resoconto – seppur di eccellente livello – che fornisce solo sporadici approfondimenti teoretici delle tesi di Mach. Inoltre, avrebbe sicuramente giovato al testo l'aggiunta di un'introduzione e di una sezione conclusiva in cui il lettore potesse recuperare una visione d'insieme sulle questioni trattate e magari anche la chiave di accesso a una tematica quantomeno complessa.

Pietro Gori

Giacomo Gambaro, *Emil Lask e le matrici neokantiane dell'empirismo trascendentale*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 230, € 20

Il volume si inserisce in quel movimento di riscoperta del pensiero laskiano che ormai da due decenni investe il panorama filosofico europeo. La diffusione di una abbondante messe di studi dedicati al filosofo, nonché la ripubblicazione delle sue opere complete unitamente alla pubblicazione dell'epistolario rimasto fino a oggi inedito stanno avviando un radicale processo di ricomprensione della parabola filosofica e umana di Lask. A tale processo contribuisce, in modo meritevole, il testo di Gambaro che, prendendo le distanze tanto da interpretazioni unilateralmente discontinuiste della parabola del filosofo quanto da quelle radicalmente continuiste, assume come *focus* principale della sua indagine la questione dell'empirismo trascendentale, riconoscendo nella tensione tra momento trascendentale ed empirismo il tema ricorrente dell'intero itinerario speculativo del filosofo. Difatti, secondo la lettura proposta da Gambaro, l'istanza dell'empirismo trascendentale, «ossia la tendenza a far interferire reciprocamente la prospettiva del *transzendentalismo* con quella dell'*empirismo*» (p. 208), attraverserebbe la parabola filosofica di Lask, facendo irruzione già nelle strette maglie concettuali ordite nella sua opera d'esordio, *Fichtes Idealismus und die Geschichte*.

Allo scandaglio di tale opera, che mira a ripensare la relazione valore-individualità entro le riflessioni *geschichtsphilosophisch* avanzate dai massimi rappresentanti dell'idealismo tedesco, è dedicata la prima parte del volume, che ha il merito non solo di ricostruire le coordinate entro cui emerge l'istanza del *transzendentaler Empirismus* nel pensiero laskiano, ma anche di scorgere il radicale processo di tipizzazione cui il giovane filosofo sottopose il pensiero di Kant, Fichte e Hegel, facendo di tali pensatori, in termini deleuziani, dei personaggi concettuali. In effetti, la tematica dell'empirismo trascendentale si dischiude nella *Doktorarbeit* a partire da una rivisitazione, per così dire, «eretica» (p. 13) del pensiero fichtiano, il quale supererebbe, secondo Lask, i limiti tanto del formalismo kantiano quanto della dialettica hegeliana. Più precisamente, laddove il criticismo fallisce nel compito di pensare l'oggetto

storico poiché si limita ad «una delimitazione *formale* della storia» (p. 26), mentre la dialettica hegeliana riduce l'individuo ad una nullità ontologica, l'antirazionalismo critico di Fichte avrebbe il merito di ridefinire l'indirizzo copernicano mediante una «intensificazione della componente dell'*Empirisches*» (p. 44), dando luogo per l'appunto a una peculiare forma di empirismo trascendentale quale interferenza tra l'istanza empirista e la prospettiva trascendentale. All'interno di tale tensione, l'empirico rappresenterebbe un resto oscuro, un limite insuperabile, che mina la piena riconduzione dell'individuale alle leggi del conoscere (p. 190).

Nella seconda parte del volume, Gambaro prosegue nella sua indagine volta a mettere in luce tale tensione tra empirismo e trascendentalismo, procedendo a una proficua analisi delle opere successive al *Fichte-Buch*. Secondo la proposta ermeneutica avanzata dall'autore, a partire dall'intervento del 1908 *Gibt es einen 'Primat der praktischen Vernunft' in der Logik?* Lask procederebbe a una revisione critica della relazione *Wert-Individuelles*, a cui era dedicato il *Fichte-Buch*, allontanandosi progressivamente dai presupposti neokantiani che informavano la sua prima opera per approdare infine a un «orizzonte massimamente differente» (p. 211) da quello dei suoi maestri Windelband e Rickert. Tale differente orizzonte si dischiude nitidamente nella *Logica della filosofia*, laddove Lask mette capo a un'interpretazione obiettivistica del criticismo con la quale avviene una radicale ridefinizione del rapporto, già indagato nel *Fichte-Buch*, tra empirico e trascendentale. Difatti, come ben osservato da Gambaro, se nell'opera d'esordio del filosofo il tema dell'*Empirismus* emerge entro l'analisi delle condizioni di legame tra *Wert* e *Individuelles* quale principio teoretico-conoscitivo della stessa *individualità* (*principium individui*, p. 187), la tensione tra momento trascendentale ed empirico si traduce nell'opera del 1911 nella relazione sussistente tra *Form* e *Material*, laddove il secondo elemento costituisce il «principio logico trascendentale dell'*individuazione*» (p. 213) o, in termini laskiani, il principio di differenziazione materiale della forma. In virtù di tale ruolo di differenziazione della forma, l'empirico non è più ridotto da Lask a residuo non afferrabile dal concetto, come avveniva nel *Fichte-Buch*, bensì guadagna un primato che conferisce all'*Empirismus* stesso «una valenza per certi aspetti produttiva» (p. 188). La produttività del materiale, che presiede all'articolazione della forma, rimodula l'istanza dell'empirismo trascendentale presente nella *Logica* del 1911, facendo dell'empirico stesso non più un limite esterno, bensì un «momento interno' al teoretico, venendo ad assumere un ruolo imprescindibile per la stessa strutturazione del circuito logico-trascendentale» (p. 176). In tal modo, il *Material* assume la capitale funzione di conferimento di contenuto alla forma, fintantoché non interviene la soggettività, con la cui apparizione nel discorso laskiano l'istanza dell'empirismo trascendentale si trasforma nuovamente.

Sulle metamorfosi nelle quali è coinvolto l'empirismo trascendentale nell'opera del 1911 si annodano le ultime riflessioni di Gambaro, che affrontano in modo dettagliato il problema della soggettività e delle categorie riflessive in Lask, riconoscendo in queste ultime una semantica distopica

legata all'azione distorsiva esercitata dalla soggettività sull'oggetto. Per Lask, infatti, l'irruzione del soggetto nella regione originaria dell'oggetto ha un effetto *distorsivo* (p. 197) che provoca la frammentazione del polo oggettuale. Tale carattere distorsivo della soggettività si rispecchia anche nella trattazione laskiana delle cosiddette categorie riflesse, quale ambito secondario e artefatto rispetto all'originale intreccio di forma-materiale nel quale il filosofo identifica la regione delle categorie costitutive. Dell'interferenza prodotta dalla soggettività e dalla riflessività entro il piano oggettuale, Gambaro mette in luce tre decisive conseguenze che investono di nuovo l'empirismo trascendentale. In primo luogo, con l'intervento della soggettività, alla forma costitutiva viene sottratta la sua vitalità ed essa diviene una semplice ombra, privata della sua capacità categoriale (p. 196). In secondo luogo, lo stesso principio empiristico della differenziazione della forma è, per così dire, minato dall'intervento intaccante della soggettività, la quale distorce la struttura originaria dell'oggetto per poi ri-assemblarla in modo posticcio e funzionale a quello che Gambaro nomina, a ragione, «il predominio del soggetto» (p. 197). Convergenza tra loro, questi elementi riducono, in ultima istanza, la riflessività a «procedura di vera e propria neutralizzazione della priorità del *Material*» (p. 198), mettendo in evidenza un cedimento della prospettiva trascendentale assunta nell'opera del 1911. Con questo cedimento ne va della tenuta della stessa *Logica*, che sembra mancare l'obiettivo di una «rifondazione *non soggettivistica* del copernicanesimo» (p. 201), riattivando in un qualche modo una forma di corrispondentismo sul piano gnoseologico e destinando, allo stesso tempo, il materiale a divenire «materia intelligibile» (p. 213), mediante quel processo di ipostatizzazione contro cui Lask si era più volte scagliato nel corso del *Denkweg* per poi reiterarlo nella sua opera principale. Il volume si chiude focalizzandosi sulle criticità presentate dalla fondazione della logica trascendentale proposta da Lask, che non sembra in grado di riflettere sulla genesi del dualismo forma-materiale.

Questo studio ha l'indubbio merito di mettere in luce un aspetto ancora non indagato del pensiero laskiano, vale a dire quell'istanza dell'empirismo trascendentale che è sintomo «di un cortocircuito afferente ai fondamenti stessi della teoresi» (p. 205), di una crisi che accompagna la filosofia di Lask insidiandone il progetto di rifondazione del trascendentale sulla base di un obiettivismo che fatica a rendere ragione del momento empirista e che forse avrebbe trovato una diversa risoluzione nelle ultime riflessioni del filosofo rimaste purtroppo incomplete a causa della prematura dipartita.

Roberto Redaelli

Francesco Gagliardi, *La luce e la caverna cosmica. Spengler, Meyer e la «Kultur» magico-araba*, Morlacchi Editore University Press, Perugia 2022, pp. 230, € 20

L'autore mira a fornire «un'adeguata ricostruzione della valutazione complessiva» (p. 7) che Eduard Meyer, «uno dei più importanti storici dell'antichità

della prima metà del XX secolo» (*ibidem*), fa dell'opera spengleriana nella sua lunga recensione *Spenglers Untergang des Abendlandes* (1924-1925). Il merito di Meyer sarebbe, secondo l'autore, aver fatto luce sul «significato della concezione morfologico-discontinua» (*ibidem*) spengleriana e aver evidenziato il sentimento di angoscia di Spengler di fronte alla «crisi della Germania post-bellica» (p. 8) e all'imminente tramonto della *Kultur* euro-occidentale. Il lavoro vuole dunque, attraverso l'analisi critica di Meyer, «individuare il fondamento [...] [della] 'filosofia del tempo' [spengleriana] [...] [e] indagare il significato che l'individuazione di una autonoma civiltà 'magico-araba' riveste nel contesto dell'opera» (p. 14).

Il testo è suddiviso in otto capitoli, preceduti da una breve introduzione (pp. 11-14) e seguiti dalle conclusioni finali (pp. 173-180). L'appendice (pp. 181-209) contiene la ristampa anastatica del testo completo della recensione di Meyer, «ormai pressoché irreperibile» (p. 9), e una galleria fotografica con dieci tavole raffiguranti i simboli (originari) delle «civiltà superiori» individuate da Spengler.

I primi sei capitoli offrono un quadro d'insieme della visione filosofica maturata da Spengler nel *Tramonto*. Nel primo capitolo (*L'idea di destino e la morfologia della storia. La rivoluzione copernicana temporale*, pp. 15-27) viene delineata la sua «morfologia della storia universale». Spengler decostruisce la «visione tolemaica» della storia, fondata su una prospettiva eurocentrica e una ripartizione in epoche lineare, per dare vita a una «rivoluzione copernicana temporale». La storia non segue finalità meccaniche, non si basa su relazioni causali, bensì consiste nella successione di civiltà molteplici, non comunicanti tra loro, ognuna con un'anima autonoma, nate «in una sublime assenza di scopi» (p. 24). Queste civiltà sono come organismi viventi: nascono, liberano il loro impulso vitale e, compiuto il loro processo di 'divenire' indipendente dalle altre civiltà, sono inevitabilmente destinate alla morte.

Il secondo capitolo (*L'idea di «Kultur» e il gruppo delle civiltà superiori. Anima apollinea, anima magica, anima faustiana*, pp. 29-36) illustra il concetto di *Kultur* introdotto da Spengler e le *Kulturen* da lui individuate. Spengler distingue otto civiltà superiori, ognuna con un proprio universo simbolico («l'oggettivazione» dell'anima, p. 35), ma che presentano la stessa struttura e lo stesso sviluppo organico, così da rendere possibile una comparazione. La storia è dunque la «realizzazione [...] [dell']anima» (p. 32) delle singole civiltà, destinate al tramonto una volta esaurita «l'intera somma delle [...] possibilità» (p. 33). Tre civiltà/ anime (apollinea, magica e faustiana) hanno, secondo Spengler, «in virtù della loro [...] animità» (p. 31), un ruolo centrale nella storiografia occidentale.

Il terzo capitolo (*La natura dell'anima magica. Il dualismo di luce e tenebra*, pp. 37-48) indaga «l'essenza e la storia dell'anima magica, [...] la cui 'scoperta' conduce [...] alla decostruzione 'copernicana' del paradigma storico 'tolemaico' [...] essendo l'unica che, spazialmente e temporalmente, è entrata in contatto con quasi tutte le altre» (p. 36). La *Kultur* magico-araba è il prodotto della prima pseudomorfosi: soffocata dal rigido sistema imperiale romano-antico, ormai nella sua fase senescente, libera poi la sua forza vitale

in modo del tutto autonomo con l'avvento del cristianesimo. Il suo spazio è la caverna cosmica, fatta di luci e tenebre in lotta tra loro, a ripresa dei «concetti [dualistici] etico-metafisici [...] di Bene e Male, Dio e Satana» (p. 45).

Il quarto capitolo (*Gli inizi dell'anima magica. Gesù e il Cristianesimo*, pp. 49-68) descrive la nascita dell'anima magica con l'inizio del cristianesimo, religione che, attraverso la complessità della figura di Gesù, si eleva sopra ogni altra. La venuta e il sacrificio di Gesù mettono fine alla «irreale realtà del mondo»: «la *realtà* dell'Impero romano e dello stesso ebraismo di Gerusalemme [...] [si scontra con] la *verità* del suo mondo apocalittico» (pp. 51-52). Il mondo dei fatti si contrappone al mondo della verità originando una frattura inconciliabile, esprimibile anche nei concetti *Dasein* (esserci) e *Wachsein* (essere desto).

Il capitolo quinto (*Dalla «Kultur» alla «Zivilisation». Pitagora, Maometto, Cromwell*, pp. 69-84) illustra il passaggio dalla civiltà alla civilizzazione della *Kultur* magico-araba, innescato dai concili del IV e V secolo concernenti le diverse posizioni cristologiche che sanciscono «una frontiera netta» (p. 73) fra mondo arabo e Chiesa cristiana. Con la nascita dell'Islam la *Kultur* magica «ha finalmente trovato [...] la sua autentica espressione» (p. 80), ma il «definitivo irrigidimento» (p. 83) che ne consegue la porta a imboccare l'inevitabile cammino di morte.

Il capitolo sesto (*La Russia e il «terzo Cristianesimo». La doppia pseudomorfosi*, pp. 85-97) si incentra sull'allusione di Spengler a un «terzo Cristianesimo» russo. Una rivoluzione del popolo russo che «aspira ad una sua propria forma di vita» (p. 91), di religione e di storia, potrebbe far sorgere una futura *Kultur*, non intrappolata nella pseudomorfosi pietriniana, plasmata sul sistema occidentale. Rilevante è l'affinità tra *Kultur* russa e magico-araba e la divergenza da quella occidentale: il cristianesimo russo è «rivolto a Costantinopoli e a Gerusalemme» (p. 94), non alla Chiesa romana. E, mentre l'anima occidentale guarda in alto e l'Io vanitoso mira a conquistare lo spazio infinito, l'anima russa guarda «l'orizzonte che unisce cielo e terra» (*ibidem*), «in un mondo di fratelli *orizzontale*» (p. 95). Gagliardi mette qui in luce la centralità della *Kultur* magico-araba: non solo è entrata in contatto con quasi tutte le altre, ma dalla sua anima è scaturita «una religione dalle inesauribili possibilità» (p. 97) che potrebbe originare una nuova civiltà postfaustiana.

Il settimo capitolo (*Eduard Meyer lettore (critico) di Spengler. Fenomenologia della decadenza e problematicità della storia*, pp. 99-144) evidenzia gli elogi e le critiche di Meyer all'opera spengleriana, facendo riferimento anche a due recensioni di Grabowsky e Mazzantini del testo di Meyer. Secondo Meyer il *Tramonto* «costituisc[e] un tentativo di cogliere in profondità l'essenza della vita storico-universale» (p. 106). Dopo un'attenta ricostruzione dei fondamenti della filosofia spengleriana «si manifesta in maniera crescente il suo atteggiamento critico» (p. 114) verso Spengler. Pur rifiutando come Spengler una concezione razionale del mondo e abbracciando l'idea di destino, pur condividendo il giudizio riguardo al disfacimento dell'Occidente, corrotto dalla tecnica e causa del suo autoannientamento, Meyer individua nel *Tramonto* problematicità e limiti. Non crede alla possibilità di predeterminare «con

[l']'abaco morfologico' gli stadi non ancora percorsi della civiltà occidentale, [in quanto] è proprio *l'ermeneutica della civilizzazione* che ne descrive l'intima disgregazione» (p. 131). Meyer abbatte inoltre il monadismo spengleriano: è contrario alla teoria dell'«uniformità delle civiltà», ognuna caratterizzata da una «molteplicità» di «fenomeni particolari» (p. 128), e crede non all'«incomunicabilità, bensì all'«influenza reciproca fra civiltà contemporanee» (p. 130). Condivide l'espressione «*Kultur* magica», ma rifiuta l'estensione temporale e spaziale definita da Spengler così come l'utilizzo del termine 'araba', e rinnega la tesi che «alla *Kultur* antica manchi ogni senso per lo sviluppo storico» (p. 114).

L'ottavo capitolo (*L'utilità e il danno della storia per la vita. Spengler fra «pessimismo» e «realismo eroico»*, pp. 145-171) analizza il concetto di «filosofia a filosofica del futuro», ossia «il fondamento filosofico senza il quale [secondo Spengler] nemmeno il pensiero politico e sociale del tempo futuro può essere completo» (p. 146). La filosofia del dopoguerra non può più essere pura logica, bensì deve «servire alla vita». Influenzato dal pensiero del giovane Nietzsche, Spengler preannuncia «l'avvento del nichilismo», il declino inevitabile dell'Occidente – come quello delle civiltà già estinte. La *Kultur* faustiana, a differenza delle altre, è però l'unica consapevole della storia e in grado di predeterminare il suo futuro (tramonto). Non si tratta di una visione pessimistica: l'*Untergang* non va inteso come tragedia, ma come compimento. Si dovrebbe parlare di «realismo eroico», di un consapevole cammino verso la morte connotato da una «decisa 'volontà di vivere'» (p. 160) e non dall'«abbandono impotente alla potenza del destino» (*ibidem*). Il cesarismo risulterebbe in questo contesto l'unico stadio finale possibile della civilizzazione faustiana, ormai animicamente esaurita, non più in grado di produrre arte, religione e filosofia e costretta, dunque, a lasciare spazio a tecnica, economia e politica.

Gagliardi è riuscito con il suo lavoro a presentare in maniera chiara ed esaustiva la «filosofia della crisi» di Spengler. Anche grazie all'interpretazione di Meyer ha inoltre individuato il rilievo centrale che la *Kultur* magico-araba ha per Spengler nella storia mondiale: una *Kultur* che rompe lo schema tolemaico tradizionale e sembra rendere possibile una post-storia (russa). Che Spengler creda però in una nuova civiltà dopo la faustiana, sembra per Gagliardi una possibilità da escludere – pur volendo «ancora salvare» (p. 135) l'Occidente, mettendolo davanti allo specchio e sperando in una presa di coscienza. Spengler si rivela, alla fine, come sostiene anche Meyer, «un uomo che, pur rifiutando nettamente la nostra epoca [...] vive tuttavia soltanto dello spirito del nostro tempo, della volontà di coglierne l'essenza» (Grabowsky). E forse la sua ricostruzione storica non è «un prodotto della «*Gesamtkultur* improntata in senso universalistico», bensì «un prodotto della cultura tedesca sul principio del XX secolo» (Mazzantini), in una fase di crisi che necessitava di essere analizzata.

Elisa Pontini

Carlo Altini, *La storia della filosofia come filosofia politica. Carl Schmitt e Leo Strauss lettori di Thomas Hobbes*, ETS, Pisa 2022, pp. 204, € 18

La casa editrice ETS ripubblica, in una nuova edizione, il lavoro di Carlo Altini *La storia della filosofia come filosofia politica. Carl Schmitt e Leo Strauss lettori di Thomas Hobbes*. Uno – a personale giudizio di chi scrive – dei suoi libri più belli, che riprende e riepiloga le sue fondamentali ricerche su Leo Strauss e, direi più in generale, sul senso della ‘crisi’ che una stagione della cultura tedesca ha attraversato nei primi decenni del XX secolo. Nonostante sia di facile lettura, si tratta di un libro intricato, in cui – come sin dal titolo viene, almeno tra le righe, indicato – si articolano perlomeno tre campi principali di questioni, tra loro collegate. Ed è bene provare, a beneficio del lettore, a isolarle, benché nel testo non si ritrovino che all’interno di una trattazione unitaria.

La prima è una questione di tipo ‘metodologico’: potremmo dire, infatti, che per Altini si tratta anzitutto di pensare la storia della filosofia *come* una filosofia politica. Ma, per farlo, si finisce da subito dentro un gioco di specchi e incastri, dal momento che per gli stessi autori attraverso cui passa il lavoro, Carl Schmitt e Leo Strauss, la ricerca storica – e in particolare il confronto con Hobbes – non funziona che come dispositivo per pensare le «questioni filosofiche e politiche aperte nella loro epoca» (p. 35). E dunque: la storia della filosofia non si fa, qui, che attraverso il modo in cui la filosofia pensa la propria storia. Gioco inevitabile, direi, se è vero che la storia della filosofia non è altro che riflessione intorno al problema di definire la filosofia stessa – la quale, dunque, non le è semplicemente ‘data’, come un ‘oggetto’ che si potrebbe descrivere dall’esterno, ma, diversamente, è il risultato della stessa riflessione intorno a essa. Questo ci serve a capire tanto Schmitt quanto Strauss, ma anche e soprattutto a capire la *collocazione* che, all’interno della cultura tedesca della prima metà del XX secolo, avranno le letture di Hobbes portate avanti da diversi pensatori – rinvio all’importante capitolo finale di Altini, dedicato alla fortuna di Hobbes in Germania.

In questa prospettiva, la storia della filosofia cessa di essere *storiografia*, cessa di poter funzionare secondo una logica fondata sulla successione lineare. Qui, infatti, Hobbes viene *dopo* Nietzsche – è lo Hobbes, cioè, letto a partire da problemi che non divengono pensabili se non dopo la ‘crisi’ di quella modernità di cui egli viene individuato come uno dei fondatori. Bisogna, allora, anzitutto imparare questa nuova temporalità; il rischio, infatti, è non capire Schmitt – e non capire Strauss quando, ad esempio, ‘ritorna’ a Maimonide e Platone. Ritorno che non è un tornare indietro, ma un rilancio in avanti (del resto Altini lo dice benissimo, quando ricorda come ciò che spinge Strauss «al recupero degli antichi contro i moderni» è una motivazione «di carattere ‘ultramoderno’»).

Su questo sfondo, si apre il secondo campo di questioni, che è quello della posta in gioco del dialogo tra Schmitt e Strauss. Anche in questo caso, bisogna prestare attenzione: dietro le rispettive letture di Hobbes, infatti, ciò che è realmente in questione è il problema, per entrambi, della relazione tra

immanente e trascendenza, tra politica e teologia – perché, per entrambi, solo all'altezza di questo problema si può comprendere la 'crisi' del moderno. La 'ricostruzione' che Altini svolge di Schmitt e Strauss «lettori di Hobbes» andrebbe allora seguita a partire da ciò che ne costituisce la logica sotterranea: l'idea che, mentre quella schmittiana è una lettura di Hobbes di tipo *teologico-politico*, intesa come «giustificazione del potere politico» che procede «su un fondamento teologico *rivelato*», in Strauss il teologico-politico è piuttosto ciò che fa *problema*, dal momento che la giustificazione del potere politico procederebbe, qui, «su base mondana» (p. 30).

È chiaro che il problema di definire cosa sia la teologia politica non può, nello spazio di una nota di lettura, essere neppure accennato. Quel che mi sentirei di osservare è che si pone, comunque, un *problemaw* che peraltro Altini affronta, in una nota dedicata all'interpretazione di Heinrich Meier (pp. 54-56). Meier sostiene che fra teologia politica e filosofia politica si dà una differenza radicale, che è quella, in ultima istanza, tra *fede* e *sapere*. Quella di Schmitt sarebbe una teologia politica, in questa prospettiva, in quanto la sua teoria sarebbe fondata e presupporrebbe l'autorità della rivelazione. La mia domanda è: in base a quale *sapere*, in base a che tipo di lettura dei testi di Schmitt si arriva a questa conclusione? La risposta mi sembra chiara: in base a una lettura filosofico-politica; in base, cioè, a una interrogazione che riguarda, in ultima istanza, il problema della legittimazione/giustificazione del potere politico (a partire dalla domanda: a che condizioni è da giustificare la richiesta del potere di ottenere obbedienza?). A questo punto, Meier può dire: rispetto a tale questione, Schmitt si appella, in ultima istanza, alla *fede*. Il che però pone dei problemi. Il primo dei quali è che, se così stanno le cose, si finisce per sostenere che è il sapere a dire la differenza tra fede e sapere. Il 'sapere', cioè, non sarebbe solo uno dei due termini della distinzione, ma il criterio stesso in base a cui quella distinzione viene fatta. Il che vuol dire anche: è la filosofia politica che decide quale sia la differenza tra teologia politica e... se stessa.

Evito di affrontare gli altri. Altini, del resto, fornisce alcune utili indicazioni sul tema. Passo, invece, all'ultimo campo di questioni che il libro affronta, che è quello strettamente storico-politico. Qui Altini, credo, fornisce veramente una chiave di lettura importante per capire come Hobbes abbia costituito un terreno di riflessione fondamentale nell'elaborazione filosofico-politica dei problemi che la cultura tedesca ha dovuto affrontare soprattutto negli anni di Weimar. Intorno a tale questione Altini rintraccia le differenze tra le letture dei testi hobbesiani da parte di Schmitt e Strauss, legandole anche alle *Anmerkungen* scritte da Strauss a *Il concetto di politico*. Anche in questo caso si vede bene come non vi sia riflessione storica che non torni all'attualità politica, e viceversa. Le questioni, infatti, circa il presunto 'liberalismo' di Hobbes, la relazione tra diritto e legge naturale, l'antropologia sottesa allo stato di natura, il razionalismo del Leviatano, non fanno che rimettere in campo la differenza fra il tentativo di Schmitt di pensare il politico come decisione sull'ordine e la replica di Strauss circa il ruolo della filosofia – direi anche: della questione della verità – in relazione alla costruzione della so-

cietà politica. Ritorna la politica, dunque, ritorna il problema di uno snodo fondamentale, quello della Germania degli anni Venti e Trenta, rispetto ai problemi posti dalla crisi dello Stato moderno. Riflettere su Hobbes significa, tanto per Schmitt quanto per Strauss, riflettere su quella ‘crisi’, sul collasso dei concetti alla base della statualità moderna. Cercare una via d’uscita dalla crisi weimariana, potremmo anche dire. Dove trovarla? Le pagine di Altini lo faranno scoprire al lettore, in un libro che è erede della migliore storia della filosofia: quella che *fa* filosofia, e non semplicemente la ripete.

Tommaso Gazzolo

Damiano Roberi, *Leggere Benjamin contropelo. Alla ricerca dell’idea di natura*, Mimesis, Milano-Udine 2020, pp. 305, € 28

«Philologie ohne Aktualität ist blind, Aktualität ohne Philologie ist leer». Questo saggio commenta del grande studioso di cose benjaminiane Irving Wohlfarth, posto in un suo studio dedicato al *Passagenwerk*, dovrebbe essere il faro che orienta la ricerca dedicata al pensatore e filosofo berlinese, per il quale la messe di studi critici, in più lingue, è ormai impressionante e incalcolabile; proprio perché l’analisi del suo pensiero e dei suoi molteplici cantieri, se da un lato presuppone un lavoro filologico spesso minuzioso tanto quanto era la calligrafia minuscola degli appunti che Benjamin prendeva un po’ dappertutto, dall’altro deve anche essere orientata a quelle procedure di attualizzazione che impone il suo stesso pensiero. Cura filologica e attenzione all’attualità devono insomma sempre andare di pari passo nella ricerca intorno a Benjamin; ed è quello che fa, con risultati molto interessanti, l’ultimo studio di Damiano Roberi, giovane ma già profilato filosofo torinese che ha consegnato alle stampe questo saggio, che osa quello che gli studi benjaminiani oggi giorno difficilmente provano, ovvero una ricostruzione complessiva del suo pensiero, sia pure sotto l’angolo prospettico qui scelto, indubbiamente attualizzante ma non per questo privo di appigli filologici, intorno all’idea di natura.

Fedele al dettato di Wohlfarth, Roberi in effetti propone uno studio che unisce a un attento uso della filologia (le note sono ampie, numerose e danno sempre conto della letteratura critica su Benjamin in italiano, inglese e tedesco uscita negli ultimi anni – e non era un compito facile) un occhio all’attualità, e cioè quella dell’emergenza climatica. Attraverso una puntuale ricognizione dell’idea di natura in Benjamin, infatti, Roberi risale al concetto più attuale, sempre precisando però – ed è un merito – la distanza che ci separa dagli anni in cui è vissuto Benjamin; il quale non è certo considerabile come un antesignano del pensiero ecologista, però ha riflettuto su un concetto come quello di *Naturgeschichte*, che è al centro della ricostruzione di Roberi.

Questo concetto, secondo l’autore, «presenta un doppio movimento osmotico, un potenziale interno che solo l’intervento dell’interprete può attualizzare» (p. 13): nel senso che in Benjamin la storia viene concepita

a parte naturae, mentre la natura viene letta storicamente. Si tratta in altri termini non solo di leggere dialetticamente – secondo una procedura specificamente benjaminiana – tali concetti, ma anche e soprattutto di leggerli ‘contropelo’ (anche questa un’immagine del filosofo), ovvero nuotando in direzione opposta alla corrente del nostro tempo. Per farlo, Roberi procede all’analisi del pensiero benjaminiano organizzandola in quattro macrotemi, che corrispondono ai capitoli principali del libro: ovvero apprendo con una vasta riflessione su natura e città rispetto al ‘capitalismo avanzato’, in cui l’autore passa in rassegna le diverse ‘immagini di città’ presenti nell’opera benjaminiana – da Mosca a Berlino, a Parigi nel *Passagenwerk* – che si dispongono in una costellazione interpretativa ricca di tensioni interne e di rimandi incrociati (i quali a loro volta richiamano precedenti cantieri e pubblicazioni benjaminiane), e che in tal modo riescono a delineare una vera e propria religione «del collasso» che corrisponde, *unheimlich*, al «sogno» del capitalismo, che si tramuta in incubo al risveglio (p. 92). Il collasso qui, come è evidente, è sia una figura concettuale psicoanalitica, pertinente alla ‘catastrofe’ del soggetto dentro il capitalismo, sia una categoria specifica di quest’ultimo, che in quanto tale si apre alla riflessione sulla (fine della) natura, oltre che sulla fine del capitalismo, come è ovvio per un pensatore politicamente radicale come Benjamin.

A partire da questa base di riflessione si innesta il secondo macrotema, che indaga quella che viene felicemente definita «la meta-storia originaria della modernità» (p. 115); che è quella che si dispiega, allegoricamente, a partire dallo scritto sul *Trauerspiel* barocco. Se la *Naturgeschichte*, insomma, agli occhi di Roberi rappresenta «il mero collasso della storia» (p. 116, n. 3), l’*Ursprung* delineato da Benjamin nella sua mancata abilitazione (che si intitolava appunto *Ursprung des deutschen Trauerspiels*) ne costituisce il momento fondativo, nella misura in cui rimanda alla sua dimensione ordinativa, e allo stesso tempo di entrata in crisi di quell’ordine. Ne consegue quindi che «la moderna concezione della storia pone immediatamente alla propria base un dualismo al cui interno si annida un tratto cosmologico negativo» (p. 139). In questo senso, continua Roberi, si rendono visibili non solo quei tratti di escatologia ‘vuota’ che chiudono lo studio benjaminiano sul dramma barocco (in forme enigmatiche e tuttora oggetto di ampi dibattiti), ma anche una natura che si presenta come ‘demoniaca’ (e dispiace che in questo studio tanto accurato l’autore non tematizzi la questione linguistica sottesa al *dämonisch* di matrice goethiana, che può essere reso in italiano sia come ‘demoniaco’ che ‘demonico’, e lasci da parte per questo la profonda ambivalenza, sia positiva che negativa, del termine e delle sue ricadute nei meccanismi culturali e letterari tedeschi).

Tale *facies* demoniaca/demonica del moderno può essere affrontata peraltro solo da un ‘sapere allegorico’, che tuttavia presenta problemi di fondazione che sono al centro del terzo capitolo, il quale ripercorre le «aporie nel concetto di natura», per come si concentrano nella figura goethiana di Ottilie, dalle *Affinità elettive*, indefinitamente sospesa tra bellezza e apparenza (una «dialettica del demonico», p. 167), ma anche nel complesso rapporto che

Benjamin intrattiene da un lato con le opere di Klages, dall'altro con quelle di Kafka – concludendo che «la *Naturgeschichte*, quindi, non è innocente, ma nondimeno *appare* tale; ciò *sembra* essere per noi *inevitabile*» (p. 206).

È chiaro dunque, partendo da queste deduzioni, che diventa indispensabile – ed è questo il quarto macrotema e ultimo capitolo del libro – affrontare le questioni linguistiche connesse. In quanto cioè – è la premessa di Roberi – «la lingua si rivela [...] un *punto di fuga prospettico* del problematico rapporto tra storia e natura» (p. 230). Un tale punto di fuga è costituito in Benjamin dalla questione del 'messianico' per come esso viene impostato nel cosiddetto *Frammento teologico-politico* – anch'esso un testo che presenta notevoli problemi interpretativi, proprio rispetto al rapporto che il 'messianico' vi istituisce (ma anche, si potrebbe dire, *de-stituisce*) con i concetti di storia e di natura. E però – è la conclusione di Roberi – ciò costituisce un prezzo da pagare particolarmente elevato proprio rispetto alla natura (p. 263).

In questo modo Roberi riesce a compiere un percorso ellittico dentro il pensiero benjaminiano (a partire cioè dal concetto di natura e di *Naturgeschichte*), che proprio per questo gli permette di rileggere le diverse costellazioni teoriche di Benjamin da una visuale nuova, attualizzante ma sempre vicina ai testi; proprio perché – è la conclusione contenuta in un'originale *Postfazione* che chiude il libro – la crisi ecologica che ci sta dinanzi agli occhi può essere interpretata con lenti benjaminiane, «come attimo di pericolo e dunque di leggibilità» (p. 274).

Gabriele Guerra

Marco Maggi (a cura di), *Walter Benjamin e la cultura italiana. Atti della giornata internazionale di studi. Lugano, Università della Svizzera italiana, 21 marzo 2019*, Olschki, Firenze 2022, pp. 164, € 25

Il volume raccoglie i contributi presentati nell'ambito di una giornata internazionale di studi tenutasi a Lugano nel 2019, in occasione del centenario dalla pubblicazione del testo *Schicksal und Charakter*. L'obiettivo è riunire in un'unica sede saggi che esplorano, da diverse angolature, il rapporto di Benjamin con l'Italia, soffermandosi sui luoghi, sui testi e sulle frequentazioni intellettuali che costituiscono i centri d'interesse di questa personale geografia. Viene in questo modo portata all'attenzione della critica l'Italia come spazio significativo, da cui derivano numerosi dei *Denkbilder* che popolano gli scritti del filosofo berlinese. Percorrendo i contributi, affiora l'immagine di un Paese che non rappresenta per il filosofo soltanto la meta di diversi viaggi, ma anche e soprattutto un luogo di scoperte antropologiche, suggestioni artistiche e incontri letterari suscettibili di rielaborazione filosofica.

Nel saggio *Percorsi nella «Sonnenstube der Schweiz»*. *La critica del destino del giovane Benjamin*, Nicola Emery traccia la complessa genesi cultural-filosofica del testo 'luganese' *Schicksal und Charakter*, ricostruendo, in prima battuta, i momenti salienti del dibattito intorno ai concetti di 'destino' e di 'carattere'

in ambito tedesco. Nell'inquadrare la costellazione di destino-colpa-libertà-felicità – che rappresenta l'ossatura del testo benjaminiano – in una rete di riecheggiamenti filosofici e letterari che spaziano da Nietzsche a Kant, da Kubin al George-Kreis e a Lukács, Emery mette efficacemente in luce come il filosofo berlinese, sulla scorta del kantismo ebraico veicolato da Cohen, delinea il suo concetto di «Schicksal» in antitesi rispetto a quello che emerge dalla *Bachofen-Renaissance* del circolo dei «Kosmiker» legato a Ludwig Klages. Rileggendo l'endiadi destino-carattere come antinomia, Benjamin propone un'inedita alternativa all'interpretazione del primo come legge ineluttabile, totalizzante-totalitaria, di origine mitica, contrapponendovi una raffigurazione di 'carattere' che contiene in sé una promessa di redenzione. Il saggio ha il pregio di evidenziare la svolta che *Schicksal und Charakter* segna rispetto al pensiero teologico-filosofico del primo Benjamin, valorizzando l'impianto storico-politico presente *in nuce* nel testo e sviluppato poi ulteriormente in opere successive.

Al complesso intreccio di luoghi, arte visiva, letteratura e teoria estetica è dedicato il contributo di Sigrid Weigel *L'Italia come scena delle immagini di pensiero e del pensare per immagini di Benjamin. Giotto, Baudelaire, Proust e la sopravvivenza dell'antico nell'allegoria*. Prendendo le mosse dai soggiorni italiani di Benjamin, il saggio raccoglie le impressioni che il filosofo nei suoi scritti associa a quei luoghi e alle opere d'arte lì ammirate, e le fa interagire con il lavoro del Benjamin critico letterario per scandagliare i passaggi (impliciti) della conversione dell'immagine in linguaggio. Da questo raffronto critico emerge come, attraverso la rievocazione *a posteriori* e la rielaborazione, le suggestioni artistiche e antropologico-fisiognomiche vengano distillate in *Denkbilder* in cui il 'vedere' e il 'conoscere' diventano tutt'uno. Weigel evidenzia come la stessa teoria benjaminiana dell'allegoria espressa in *Ursprung des deutschen Trauerspiels* sia debitrice dell'osservazione degli affreschi giotteschi di Padova raffiguranti vizi e virtù, valutati dal filosofo non tanto per il realismo delle sembianze quanto per la forza espressiva della gestualità (aspetto recepito anche e ancor prima nell'osservazione delle movenze del popolo napoletano).

L'arte figurativa, in special modo la sua riproduzione, collezione ed esposizione, è anche al centro del saggio di Carla Mazzarelli «*Un abrégé de l'univers*»: *Walter Benjamin e le copie della pittura italiana nel museo di «souvenirs» di Adolphe Thiers*. Partendo da una citazione tratta da *Le Cabinet de M. Thiers* di Charles Blanc riportata tra i materiali del *Passagenwerk*, la studiosa si confronta con le molteplici sfaccettature presentate dalla tematica del collezionismo, in particolare quello di riproduzioni artistiche di opere famose. Con riferimento alle fondamentali riflessioni benjaminiane sul concetto di 'aura', si evidenzia come nel progetto del *Musée des copies* dello storico e critico d'arte francese Blanc, che assegna alla pittura del Rinascimento italiano un posto di primissimo piano, l'inadeguatezza delle copie rispetto agli originali ponga paradossalmente in risalto l'unicità e irriproducibilità di questi ultimi. Considerando il peculiare procedere compositivo alla base del *Passagenwerk*, che fa della giustapposizione di frammenti la propria cifra stilistica, Mazzarelli suggerisce come anche i passaggi espunti all'interno delle citazioni riporta-

te e la prossimità delle stesse – in analogia con la pratica dell’allestimento dell’esposizione artistica, che permette di posizionare le opere secondo una geografia ideale – concorrano a rivelare lo iato che secondo Benjamin intercorre tra passato e presente nell’ambito della fruizione dell’arte.

Sul Benjamin critico letterario si concentra invece Marco Maggi nel suo contributo *Benjamin davanti al camino di Manzoni*, che muove dalle suggestioni raccolte dal filosofo in occasione del breve soggiorno milanese del 1912 per ampliare poi il discorso verso la teoria benjaminiana sul romanzo. Dopo essersi soffermato sulle frequentazioni manzoniane di Benjamin – dalle allusioni presenti in alcuni scritti all’impressione suscitata dalla visita alla tomba presso il Cimitero Monumentale – Maggi passa a esaminare il *Denkbild* del camino acceso, legato, in una celebre intuizione contenuta nel saggio sulle *Wahlverwandtschaften* e successivamente rielaborata in altri testi, alla prassi del commentatore e del critico. Tale ‘immagine’ viene successivamente posta in dialogo con l’analoga figura in Manzoni, che ricorre come luogo prediletto, associato al processo di creazione letteraria.

Anche il contributo di Roberto Gilodi, *Croce e Benjamin: l’arte tra idea e storia*, si colloca nell’ambito dell’estetica. Con apprezzabile meticolosità, Gilodi interroga le premesse filosofiche su cui Benjamin e Croce innestano la propria teoria critica, così da far emergere, sullo sfondo di irriducibili differenze strutturali, i punti di contatto nel pensiero dei due studiosi. Terreno di incontro e di scontro dei due metodi è la *Erkenntniskritische Vorrede* che apre il *Trauerspielbuch*, in cui Benjamin chiama in causa il filosofo italiano a supporto della sua contrarietà a riportare le opere a categorie classificatorie generali, ma marca contemporaneamente una distanza puntualizzando la sua adesione all’idea, metafisica, di *Ursprung* piuttosto che al concetto, storico, di *Entstehung*. Questa fondamentale distinzione, suggerisce Gilodi, va tenuta presente anche considerando quello che, in virtù di un comune platonismo di fondo (desunto in Croce dall’idealismo hegeliano e in Benjamin dalla *Kunstkritik* romantica), appare come il più solido punto di contatto tra il pensiero dei due filosofi, ovvero la centralità dell’immagine e della visione. Anche in questa analogia, infatti, si annida una discrepanza: mentre nella concezione crociana l’immagine-visione assume le sembianze dell’idea che si storicizza nell’intuizione dell’artista, in Benjamin essa si conferma come *Denkbild* che racchiude in sé le idee senza ridurle, razionalmente, a concetti o a forme empiriche.

Chiude il volume il saggio di Corrado Bologna *Sulla ricezione di Benjamin in Italia*. Coniugando accuratezza filologica e gusto aneddotico, Bologna ripercorre, a partire dagli anni Sessanta, la storia delle edizioni italiane degli scritti di Benjamin, registrando, accanto a ricordi di impressioni di lettura personali, le reazioni della critica alla scoperta delle pionieristiche intuizioni del filosofo tedesco. Accanto a chicche editoriali come la pubblicazione, nel 1960, di un’antologia di scritti kafkiani con una prefazione di Elémire Zolla, con una finalità ‘preparatoria’ rispetto all’arrivo in Italia di *Angelus Novus*, Bologna si sofferma sulle figure di mediatori che accompagnano l’uscita delle traduzioni dei testi benjaminiani: da Solmi a Cases, a Filippini, per giungere

poi alle fondamentali considerazioni di Agamben. Non si tralascia di mettere in luce come gli scritti di Benjamin abbiano contribuito a cambiare il panorama della critica, non solo letteraria, italiana, veicolando ad esempio il pensiero di Warburg o le riflessioni di Panofsky e Saxl su *Melancholia I* di Dürer, e segnando una svolta definitiva nell'interpretazione dei testi di Kafka. Con uno sguardo a pubblicazioni recenti nell'ambito dell'italianistica, il contributo conclude ribadendo l'inesauribilità delle intuizioni benjaminiane, ancora capaci di suggerire nuovi sentieri interpretativi nello studio di grandi autori classici come Dante e Leopardi.

Giulia Frare

Philipp Felsch, *Wie Nietzsche aus der Kälte kam. Geschichte einer Rettung*, C.H. Beck, München 2022, pp. 287, € 26

Il libro di Felsch intende ricostruire la genesi dell'edizione delle opere di Nietzsche curata da Giorgio Colli e Mazzino Montinari; una particolare attenzione, in questa genesi, viene dedicata al Colloquio di Royaumont del 1964, non solo per il suo oggettivo significato nella storia dell'edizione, ma ancor più per la possibilità di un confronto tra l'approccio filologico seguito da Colli e Montinari e quel *Nietzsche selvaggio* – la definizione riprende liberamente un'espressione dell'autore – teorizzato da Foucault, Deleuze e Klossowski, che parteciparono a quell'incontro, insieme – tra gli altri – a Karl Löwith e a Rudolf Boehm. Ma le intenzioni del libro di Felsch vanno ancora oltre: l'analisi dell'epistolario Colli-Montinari vuole infatti evidenziare come l'indagine *tecnica* condotta dalla filologia possa trasformarsi in una vicenda «von existentieller und politischer Relevanz» e come tale vicenda possa altresì mettere in luce «ein Großteil der Nachkriegsgeschichte Italiens». E non solo dell'Italia, perché essa – ad avviso dell'autore – può aprire prospettive rilevanti qualora venga altresì considerata come «ein Kapitel aus der Ideengeschichte des Kalten Krieges». Quindi lo scopo della ricostruzione della storia dell'edizione Colli-Montinari, intrapresa da Felsch, vuole essere quello di indagare i retroscena e il sottofondo di tale edizione per riscoprire e liberare «die affektiven, intellektuellen und politischen Energien aus vier Jahrzehnten» (p. 27), rimaste celate dietro la sobrietà delle note e del commento dell'edizione.

Questa pluralità di piani conferisce senz'altro al volume un'apprezzabile vivacità nella rappresentazione del tema indagato, seppure senza evitare talvolta la caduta in stereotipi piuttosto superficiali, quali il familismo italiano o la presunta italica passione per il cibo. A parte queste lievi cadute di livello, tale pluralità di piani si trasforma talvolta in dispersione e in difficoltà di focalizzare maggiormente l'analisi; l'autore ha indubbiamente compiuto ricerche approfondite in alcuni archivi (e questo è uno degli aspetti di maggiore interesse del libro, soprattutto per un pubblico tedesco), ha cercato di destreggiarsi negli aspetti apparentemente contraddittori della storia politica

e culturale italiana, ma talvolta ha utilizzato le sue stesse fonti in modo tendenzialmente unilaterale. Non è compito di una recensione riscrivere il libro recensito seguendo i personali interessi dei recensori, ma alcuni punti devono essere sottolineati – proprio per orientarsi meglio nel libro di Felsch e coglierne gli aspetti di maggiore interesse. Piuttosto trascurata è ad esempio l'analisi della formazione di Giorgio Colli, la sua laurea e la sua collaborazione con Gioele Solari – maestro, tra gli altri, di Norberto Bobbio – e la sua frequentazione giovanile di Piero Martinetti; senza togliere nulla all'originalità della ricerca di Colli, la stessa *Nietzsche-Rezeption* nella cultura antifascista torinese degli anni Trenta e Quaranta del XX secolo avrebbe permesso di meglio comprendere il suo specifico approccio a Nietzsche, evitando di trasformarlo in una sorta di nuovo Stefan George, come l'autore tende a rappresentarlo nella sua attività di docenza al Liceo Machiavelli di Lucca tra il 1943 e il 1945. Una maggiore attenzione al breve periodo trascorso da Colli in esilio in Svizzera – e in particolare la sua conoscenza e la sua durevole amicizia con Alessandro Fersen – avrebbe altresì fatto comprendere meglio il fascino del suo insegnamento, la sua capacità di stimolare nei suoi giovanissimi allievi una passione profonda e duratura per una conoscenza diretta, nelle loro lingue originali, dei testi, che non si limitarono soltanto a Platone e Nietzsche ma inclusero altresì – tra gli altri – Spinoza e Kant. Non diversamente il grande sforzo compiuto da Felsch per ricostruire la complessa personalità di Delio Cantimori e il suo insegnamento negli anni immediatamente successivi alla conclusione della Seconda guerra mondiale alla Scuola Normale di Pisa – frequentata non solo da Montinari ma anche da altre allieve e allievi del liceo di Lucca – sarebbe risultato molto più fruttuoso qualora egli avesse dedicato maggiore attenzione alla precisa ricostruzione dei propri anni di studi universitari, che Montinari redasse in occasione del tentativo di conseguire l'abilitazione all'insegnamento universitario presso l'Università di Basilea; l'analisi di Felsch resta invece orientata quasi esclusivamente a una ricostruzione delle tensioni politiche e ideologiche vissute allora nell'ambiente della Normale, dimenticando le rigorose indagini d'archivio che costituirono gran parte degli studi condotti da Montinari sotto la guida di Cantimori e prestando scarsa attenzione a quella raffinatissima ermeneutica del testo, che aveva origini lontane ma continuò a svilupparsi in modo molto proficuo in quegli anni a Pisa – dove, ad esempio, già nel 1947 ci si confrontava con la linguistica di Saussure – ed era destinata a rimanere un patrimonio duraturo non solo per Montinari, ma anche per altri suoi amici già conosciuti a Lucca.

L'elenco di questi limiti della ricostruzione operata da Felsch potrebbe ancora continuare: egli non considera, ad esempio, con la dovuta attenzione le vastissime letture compiute da Montinari nel corso degli anni Cinquanta del secolo trascorso o le traduzioni che realizzò in quegli anni, e ha difficoltà nel comprendere in modo adeguato il lavoro compiuto da Colli – in stretta collaborazione con Montinari – per l'*Enciclopedia di autori classici* pubblicata da Boringhieri, e in genere per la fondazione e la stessa gestione di questa nuova casa editrice. Insomma, senza dilungarsi ulteriormente: il Montinari

che giunse a Weimar nel 1961 e comprese immediatamente l'enorme lavoro di trascrizione che doveva essere compiuto per giungere a un'edizione attendibile delle opere di Nietzsche, non era semplicemente un ex funzionario del PCI costretto a trasformarsi improvvisamente in filologo, come tende a rappresentarlo Felsch. Né Colli, che soggiornò periodicamente a Weimar per lavorare insieme a Montinari all'edizione, può essere considerato quasi alla stregua di un dilettante tendente al misticismo e a una datata grecofilia: al più tardi dall'inizio degli anni Cinquanta del secolo trascorso egli aveva infatti compreso pienamente la profonda innovazione che un'edizione completa delle opere di Nietzsche avrebbe potuto rappresentare, aveva sostenuto con convinzione la necessità di verificare con scrupolo i criteri di tale edizione attraverso un confronto diretto con i manoscritti lasciati dal filosofo, aveva perfezionato non solo le sue conoscenze filosofiche, ma anche quelle filologiche e inoltre aveva acquisito significative capacità organizzative, indispensabili per realizzare un'impresa editoriale di grande audacia, come quella da lui ideata. Tutto ciò evidentemente non toglie nulla alla sorpresa – quasi alla rivelazione – che la verifica condotta nel 1961 direttamente a Weimar sui manoscritti nietzscheani riservò allora a Montinari e allo stesso Colli, e che Felsch ricostruisce con viva partecipazione; entrambi gli italiani, con grande coraggio, abbandonarono i progetti fino ad allora accuratamente preparati e affrontarono un lavoro del tutto nuovo, che li avrebbe impegnati ancora a lungo o – nel caso di Montinari – si sarebbe trasformato in un unico, grandioso *Lebenswerk*. Gli anni tra il 1958 e il 1967 furono quelli in cui la collaborazione e il lavoro comune dei due studiosi raggiunsero la massima intensità; in questo caso il libro di Felsch offre un'occasione di grande rilievo per riflettere retrospettivamente sul significato di quegli anni e del lavoro allora intrapreso da Colli e Montinari e per evidenziare – secondo le intenzioni espresse dall'autore – quelle energie intellettuali, affettive e, almeno sotto alcuni aspetti, anche politiche, le quali, nonostante le difficoltà, i momenti di scoraggiamento, le diversità d'opinioni, permisero di sviluppare e realizzare l'audace progetto di una nuova edizione delle opere di Nietzsche. L'integrazione tra competenze e caratteri diversi, insieme alla profonda amicizia e alla grande stima reciproca che la rese possibile, possono ancora oggi offrire suggestivi stimoli di riflessione per avviare o portare a termine altre imprese intellettuali, anche al di fuori dell'ambito specifico della *Nietzsche-Forschung*. Alcuni nuovi materiali meritoriamente resi accessibili e pubblicati per la prima volta da Felsch – ci riferiamo in particolare ai rapporti della Stasi sull'attività e la personalità di Montinari, talvolta pieni di ammirazione, e ben inquadrati da Felsch nel contesto della complessiva sorveglianza esercitata dalla Stasi sul personale del *Goethe-und-Schiller-Archiv* – non solo arricchiscono quella vivacità già prima ricordata, ma gettano altresì nuova luce sulle condizioni di lavoro nelle quali si realizzò la nuova edizione di Nietzsche.

Di fatto, la parte più viva dell'indagine di Felsch sul lavoro svolto da Colli e Montinari si conclude con il ritorno in Italia nel 1970 dello stesso Montinari; nella ricostruzione successiva l'autore compie talvolta *salti* non solo cronologici, ma anche tematici. La stessa ambizione del suo libro tende

ad allargarsi ulteriormente, fin quasi a voler mettere in discussione *tout court* ogni forma di lavoro filologico; argomenti diversi si sovrappongono così tra loro e lo stesso confronto tra il lavoro all'edizione e la contemporanea ricezione francese giunge a conclusioni piuttosto generiche. In questo labirinto tematico un aspetto tende a divenire predominante: il confronto tra l'edizione Colli-Montinari e quella hölderliniana di Dietrich Sattler. Anche in questo caso, Felsch utilizza in modo tendenzialmente unilaterale le sue stesse fonti e dedica scarsa attenzione ad aspetti fondamentali del lavoro di Montinari; nella lettera di Sattler a René Stockmar del 18 aprile 2002, ricordata da Felsch (pp. 201-205, 257), Sattler esprimeva ad esempio una valutazione altamente positiva dei primi tre volumi della nona sezione della *Kritische Gesamtausgabe* inviatigli da Stockmar e ricordava – brevemente ma quasi con nostalgia – il rapido incontro con Montinari nella *Buchmesse* francofortese del 1975 o del 1976. Questo ricordo, diversamente da quanto, almeno in parte, sostenuto da Felsch, dimostra la grande apertura e curiosità intellettuale di Montinari verso i nuovi criteri editoriali seguiti da Sattler, fino al punto da spingersi a intravedere possibili forme di collaborazione nella prosecuzione del proprio lavoro all'edizione delle opere nietzscheane. D'altronde Montinari fece acquistare allora per la biblioteca universitaria di Firenze l'edizione curata da Sattler e, soprattutto, nella conferenza inaugurale del suo primo, e ultimo, anno accademico di insegnamento all'Università di Pisa nel 1985, si confrontò esplicitamente con la sua edizione nel contesto di un'indagine molto ampia delle principali edizioni di testi letterari – e non solo – tedeschi realizzate nel corso del Novecento. Questa conferenza del 1985, collocata accanto al suo breve discorso di ringraziamento per il conferimento del *Gundolf-Preis*, e ancor più accanto al *Kommentar* della settima sezione da lui terminato poco prima della sua morte, avrebbe reso possibile un confronto oggettivo con il lavoro filologico realizzato in quegli anni da Montinari attraverso la sua edizione, con le sue potenzialità – ancor oggi non del tutto esaurite – e non di meno con i suoi limiti e problematicità. Purtroppo un tale confronto oggettivo manca nella parte conclusiva del libro di Felsch, che si smarrisce in una banalizzazione dei risultati raggiunti dall'edizione, trascura quasi completamente di analizzare quel «wissenschaftlicher Moment» – ricordato da Uwe Porksen come tipico di Montinari nella sua attività al *Wissenschaftskolleg* berlinese – e dedica scarsa attenzione al complesso processo attraverso cui si decise successivamente di realizzare una nona sezione della *Kritische Gesamtausgabe*. Negli ultimi paragrafi del libro di Felsch purtroppo diviene predominante una ricerca, che appare talvolta quasi ossessiva, di ogni elemento opposto a quelle energie intellettuali e culturali messe in moto dal lavoro di Colli e Montinari, che egli inizialmente pure avrebbe voluto evocare: senza alcuna analisi più circostanziata, in queste ultime pagine del libro vengono ad assumere un'importanza preponderante le chiusure fortemente dogmatiche di un Wolfgang Harich o di un Domenico Losurdo. Risulta altresì difficile comprendere quale peso Felsch intenda attribuire alle superficiali affermazioni riprese da Rüdiger Schmidt-Grépalý e da Peter Sloterdijk; probabilmente Felsch non le condivide ma – a parte un'alzata di

spalle verso tali posizioni retrospettivamente attribuita a Montinari – sono proprio queste affermazioni a concludere il suo libro. Come si è però già precedentemente ricordato, il volume di Felsch ci offre una significativa occasione per tornare a riflettere con attenzione su una delle imprese più importanti realizzate dalla ricerca filosofica e germanistica italiana, come è stata appunto l'edizione curata da Giorgio Colli e Mazzino Montinari delle opere nietzscheane. Ma appare quindi fortemente auspicabile che una tale occasione non vada perduta.

Aldo Venturelli – Vivetta Vivarelli

Ulrike Böhmel Fichera – Paola Paumgardhen (a cura di), *Ritratti di scrittrici tedesche*, Bonanno, Acireale-Roma 2020, pp. 192, € 20

Il volume, frutto della collaborazione tra un nutrito numero di docenti di germanistica e la Cattedra di Letteratura tedesca dell'Università di Napoli Federico II, raccoglie gli esiti di un seminario incentrato sulla dimensione intellettuale e sulla produzione letteraria di alcune significative autrici di lingua tedesca. Le riflessioni maturate nel corso degli incontri sono ordinate in una scansione cronologica che ha il pregio di porre in evidenza il contributo offerto da autrici spesso escluse dal cosiddetto 'canone' letterario e dalla vita culturale del loro tempo. Si tratta di scrittrici che, attraverso un uso sapiente della parola e del silenzio, dell'affermazione audace e dell'opportuna reticenza, hanno contraddetto il ruolo loro imposto dalla società e hanno palesato, a volte in maniera dissimulata ma non per questo meno potente, le crepe di una visione maschile – e borghese – del mondo.

Il volume si apre con una riflessione di Tonia Fiorio sulla produzione teatrale di Rosvita di Gandersheim, artista e intellettuale nel senso ampio del termine e perfettamente integrata nell'ambiente culturale dei monasteri medievali. Le ripetute dichiarazioni di debolezza della scrittrice, la sua confessata incapacità di misurarsi nei versi eroici delle personalità maschili della sua epoca, vengono qui svelate quale sapiente uso della figura retorica del *cleuasma*, prova dell'estrema consapevolezza intellettuale e artistica di un'autrice che si mostra capace non solo di attirare le simpatie del pubblico, ma anche di scegliere l'approccio retorico adeguato alla più vasta diffusione della sua opera. In questo senso, la figura di Rosvita di Gandersheim, come del resto le protagoniste delle sue opere, eccelle per forza e capacità di affrontare le difficoltà legate alla sua condizione femminile e si mostra pronta a conquistare un proprio spazio in una dimensione ostile. L'elemento religioso e cristiano, nonché la sua interpretazione alla luce della produzione letteraria medievale, è il *trait d'union* che accomuna la riflessione di Tonia Fiorio a quella di Simona Leonardi, a sua volta incentrata sulle *Determinazioni cromatiche nell'opera di Mechthild von Magdeburg*. La pregevole analisi lessicale e testuale condotta dalla studiosa pone in luce i meccanismi di senso prodotti dai crononimi legati a elementi quali forma, spazio e superficie. Simona

Leonardi rivela, con un'argomentazione efficace e convincente, come proprio l'analisi di questi elementi cromatici sia necessaria per un'adeguata comprensione della narrazione e per penetrare i molteplici significati sottesi all'opera dell'autrice medievale.

La figura di Bettina Brentano artista e intellettuale è al centro dell'attento studio di Paola Paumgardhen, che si sofferma sull'autorappresentazione dell'artista e sul suo identificarsi con la figura di Mignon alla luce del carteggio intrattenuto con Goethe. La scrittura epistolare di Brentano è qui significativamente ricondotta non solo alla dimensione del romanticismo critico, ma anche al processo di individuazione di un'identità femminile nell'ambiente sociale e culturale dell'epoca, sullo sfondo delle variegata vicende che la legarono all'amato e ammirato scrittore e amico. Il rapporto dinamico tra la sfera identitaria femminile e quella eminentemente estetica è ulteriormente approfondito nel saggio di Ulrike Böhmel Fichera sulla vocazione poetica di Annette von Droste-Hülshoff e sui suoi *Dichtergedichte*, poesie programmatiche che, come sostiene la studiosa, assumono una funzione di sfida in un periodo poco propenso alla diffusione di riflessioni dal taglio teorico. L'indagine si concentra su alcune opere della scrittrice e sulla sua straordinaria capacità di riflettere in una dimensione storica che, tuttavia, lascia chiaramente emergere i complicati rapporti che la legavano al suo tempo e alla sua condizione di donna. Il contributo di Böhmel Fichera mette ancora una volta in evidenza la modernità delle opere indagate nel volume collettaneo, prodotte da figure di artiste capaci, pur nella decisa presa di distanza da ogni forma di impegno politico-sociale, di riflettere sul mutamento inesorabile dei tempi e sulle trasformazioni sociali della loro epoca. Lo spettro di indagine offerto dal volume si arricchisce ulteriormente attraverso la riflessione di Roberta Ascarelli, incentrata sulla figura di Lou Andreas Salomé e sul suo *Lebensrückblick*, attestazione di estrema originalità di scrittura. Ancora una volta, l'opera analizzata non si configura come testo 'militante' che propugna o rivendica istanze emancipatorie per un'affermazione dei diritti delle donne o, ancor meno, per il rafforzamento della loro posizione nella sfera politica, sociale o culturale; essa, al contrario, propone un'immagine femminile che potremmo definire 'tradizionale' ma che proprio per tale motivo è anche 'rivoluzionaria'. La donna che emerge dall'opera di Lou Andreas Salomé è 'procreatrice', legata alla natura da un indissolubile legame armonico e, appunto per tale motivo, è capace di indagarne specificità e peculiarità, tanto da condurre al disvelamento del sé in un percorso teorico e terapeutico legato a riflessioni su aspetti centrali degli studi psicanalitici quali il narcisismo e la sessualità infantile. Roberta Ascarelli rileva come la prospettiva ermeneutica del ricordo proposta da Lou Andreas Salomé si fonda su strategie narrative innervate di autobiografismo e mostri, pertanto, tratti di estrema novità nel confronto approfondito, ma mai oppositivo, con il pensiero di Freud.

L'elemento autobiografico è parte consistente anche della riflessione che Paola Gheri conduce a proposito del racconto *Der Ausflug der toten Mädchen* di Anna Seghers. Racconto di ispirazione apertamente autobiografica, l'opera

rappresenta un *unicum* nella produzione della scrittrice che, attraverso la memoria personale, richiama e condanna la storia politica della Germania, distrutta dal nazismo e dalla guerra. Gheri evidenzia l'uso del futuro nel passato attraverso cui Seghers discute, rievocando una gita sul Reno compiuta con le sue compagne di scuola, la difficoltà di trovare una ragione logica alla barbarie nazista e alla conseguente divisione della società in vittime e in carnefici. Il ripristino del mondo intatto della prima giovinezza non è qui interpretabile come idillio o evasione dal presente ma, al contrario, unitamente all'evocazione di elementi irreali, illustra eventi tragici e distruttivi difficilmente rappresentabili.

La rielaborazione del mito nell'opera di Christa Wolf *Medea. Stimmen* è oggetto dell'analisi di Giusi Zanasi, che pone in evidenza il tema del viaggio nella memoria personale dell'autrice e in quella storica del popolo tedesco. Il mito è qui una sorta di rievocazione che, superando distanze temporali e culturali, consente alla protagonista di avvicinarsi al presente raccontandoci la *sua* storia, non quella tramandata dalla tradizione. La Medea che scaturisce dalla penna di Wolf denuncia un mondo fondato sulle menzogne, sul crimine, sulla sete di potere e sulla sopraffazione, segnato dalla violenza e dal *bisogno* di vittime sacrificali. Il mito così attualizzato palesa, in sostanza, la chiara determinazione a vivere nella verità, a battersi contro i misfatti dei potenti denunciando la missione (auto)distruttiva della nostra civiltà.

Conclude la raccolta il contributo di Silvia Palermo, che analizza il tema del viaggio nella *pièce* di Emine Sevgi Özdamar *Perikizi. Ein Traumspiel* (2010). L'opera, concepita in risposta a un progetto teatrale internazionale volto a far rivivere il mito di Ulisse quale esemplificazione del moderno cittadino europeo, indaga temi fondamentali quali l'identità, l'incontro con l'Altro, la migrazione e la disattesa delle aspettative di un futuro migliore. La vicenda di una giovane ragazza di Istanbul dalle ambizioni artistiche che lascia la Turchia alla volta dell'Europa civilizzata (esemplificata dalla Germania e dalla vivacità della sua produzione teatrale e artistica) si innesta, attraverso significativi richiami testuali, nelle opere teatrali della tradizione letteraria europea e nel tema del viaggio tra passato e presente, tra regno dei vivi e regno dei morti, alla ricerca di una comunicazione con l'Altro che, puntualmente, fallisce.

I vari studi raccolti in questa opera collettanea si incentrano, dunque, su figure di donne straordinarie che non solo hanno saputo interpretare criticamente la loro epoca, ma hanno anche avanzato proposte sui percorsi da seguire nel cammino verso la civiltà. A una lettura d'insieme, i contributi della raccolta appaiono legati non solo da un ordine cronologico, ma anche dall'intento di mettere in evidenza la dimensione intellettuale di scrittrici di lingua tedesca che, con modalità e strumenti sempre differenti, seppero svolgere o seguitano a svolgere una funzione intellettuale la cui potenza merita tuttora di essere ricordata e svelata.

Valentina Serra

Peter Wolfgang Waentig, *Sprache – Literatur – Gesellschaft in Deutschland. Zehn kulturgeschichtliche Beiträge*, Bononia University Press, Bologna 2018, pp. 608, € 45

In un campo come quello accademico, in cui la divisione per settori scientifico-disciplinari spesso non permette (più per questioni strategiche che per mancanza di volontà e competenze di studiosi e studiosi) di addentrarsi in panoramiche trasversali che abbraccino simultaneamente aspetti differenti del macrocosmo culturale tedesco, questa raccolta di saggi di Peter Wolfgang Waentig si propone di muoversi esattamente nella direzione opposta, racchiudendo al suo interno i frutti di un approccio multidisciplinare che pone in dialogo varie prospettive – da quella storico-filosofica e sociopolitica a quella filologico-linguistica, passando per quella letteraria – degli studi germanici. Nata da una pluridecennale esperienza didattica votata all'avvicinamento di studentesse e studenti italiane/i alla lingua tedesca e alla sua storia, l'opera, eterogenea per dichiarata vocazione, si compone di dieci corposi saggi, o 'macrotesti', come vengono definiti in quarta di copertina, i quali nel complesso mirano – fatta eccezione per il primo, che di fatto illustra le potenzialità offerte, in particolare proprio nel campo dell'insegnamento universitario, dall'intersezione fra metodologie tradizionali dello studio della storia della lingua e un «anthropologisch-kulturgeschichtliche[r] Ansatz» (p. 67) – a compilare una rassegna diacronicamente organizzata (si va dal Medioevo germanico sino alla coesistenza delle due Germanie nel secondo dopoguerra) di precisi aspetti storici e culturali, coadiuvata, ora con maggiore ora con minore insistenza, da ricche analisi di matrice linguistica.

Tale impostazione caratterizza soprattutto i primi saggi 'tematici', che danno avvio alla ricognizione assumendo a oggetto di una minuziosa indagine rispettivamente l'influsso, altresì reciproco, della religione cristiana e del diritto germanico sull'evoluzione lessicale dall'alto-tedesco antico all'alto-tedesco proto-moderno (*Glaube und Recht im Althochdeutschen*) e la ricorrenza di specifici binomi semantici e tematici in opere letterarie del Medioevo tedesco e non solo («*Höher muot unde leib*» in *mittelalterlichen Texten*). La prospettiva si allarga così a una visione comparatistica, con un particolare *focus* sul confronto culturale (e linguistico) fra Germania e Italia – aspetto che contraddistingue quasi tutti i saggi, i quali si rivolgono quindi, nonostante l'impiego della lingua tedesca, a un pubblico italofono.

Particolarmente interessante si rivela lo studio che segue (*Meilensteine, Bau- und Stolpersteine auf dem Weg in die Neuzeit*), di natura e impianto più teorici, volto a individuare e illustrare – anche qui senza tralasciare il confronto con altre realtà europee come Francia e Inghilterra – alcuni punti cardine di un periodo di complessa evoluzione linguistica e socioculturale, quale la fase transitoria che segna il passaggio dal Medioevo all'epoca moderna. Attraverso l'impiego della triade terminologica *Meilensteine/Bausteine/Stolpersteine*, l'autore offre una sistematizzazione puntuale e fruttuosa, soprattutto in un possibile scenario didattico, di quelle «strukturelle Veränderungen, Neuanfänge, Fortsetzungen aber auch Unterbrechungen und Rückschläge geschichtlicher Entwicklung» (p. 145) che hanno contraddistinto l'epoca *frühneuhochdeutsch*.

Quasi a voler rispecchiare lo sviluppo stesso della lingua tedesca, che a partire dal XVII secolo ottiene sempre più una configurazione unitaria sino ad assumere una dignità di impiego in ambito scientifico e letterario, il saggio successivo (*Sprachkultur zwischen Barock und Aufklärung*) allarga lo sguardo a questioni più di ampio respiro, quali la riflessione filosofica e metalinguistica che caratterizza in particolare l'età dell'illuminismo, evidenziando aspetti interessanti e tutt'oggi attuali, *mutatis mutandis*, come il patriottismo linguistico, sino a proporre, attraverso la presentazione di brevi spezzoni di testo, una succinta sintesi di temi, forme e stilemi che informano la letteratura prima del barocco e poi dell'illuminismo tedesco. Il tutto senza rinunciare a fondate considerazioni di stampo storico-linguistico. Un tale impianto culturologico-letterario innerva anche gli studi seguenti: *Freiheits- und Einheitsbewegung im Zeichen von Aufklärung und Gegenklärung* indaga, sullo sfondo di una panoramica sull'evoluzione sociopolitica della Germania dalla fine del Settecento sino alla fondazione del Secondo Reich, concetti centrali della cultura del tempo, e cioè quelli di *Nation*, *Bildung* e *Kultur*, nonché l'endiadi *Freiheit und Einheit* nella sua valenza di «Kampffparole» rivoluzionaria, accompagnando la trattazione con esempi tratti dalla letteratura del tempo, della quale vengono ricostruite, seppur sommariamente, le principali linee e tendenze, dalla *Reiseliteratur* di matrice 'italiana' alla poesia politica del *Vormärz*. *Obrigkeitsstaat e Untertanengeist (1871-1918)* affronta il periodo cosiddetto guglielmino, analizzandone la politica – governativa, espansionistica e culturale – e le sue rifrazioni nella produzione letteraria, per giungere infine ad approfondire i concetti di nazionalismo e militarismo e il loro impatto sulla società del tempo. A seguire, il saggio incentrato sulla dittatura nazionalsocialista (*Rechtsradikalisierung und Nazi-Diktatur zwischen 1918 und 1945*) propone, accanto alla ricapitolazione compilativa, seppur dettagliata, degli eventi storici che portarono all'ascesa di Hitler, un confronto critico e ben ponderato fra il nazionalismo tedesco e il fascismo italiano, con un approfondimento sulle politiche linguistiche dei due regimi, per arrivare infine ad alcune riflessioni sull'antisemitismo e sulla shoah, nonché sulla loro rappresentazione nel discorso pubblico e nella letteratura.

Gli ultimi due saggi del volume (*Deutschland 1945: ein überwachter Beginn e BRD und DDR im Vergleich und in der Kritik ihrer Literaten*) offrono un organico compendio di storia politica, culturale e letteraria del secondo dopoguerra tedesco; tuttavia, l'ampiezza del lasso di tempo considerato, il cospicuo numero di eventi, tendenze, protagonisti e opere, la lodevole ambizione di voler dare un quadro quanto più completo possibile e, non da ultima, l'annosa difficoltà di rintracciare una modalità efficace per rappresentare nel *medium* sequenziale della scrittura la simultanea esistenza ed evoluzione di due Germanie, rendono quest'ultima parte tanto ricca di informazioni (alcune peraltro non così ricorrenti nella tradizionale manualistica storico-letteraria e culturale) quanto, in alcuni frangenti, meramente elencatoria.

I vari temi affrontati e le differenti prospettive adottate dai singoli studi fanno di questa raccolta un'opera eterodossa che non si sviluppa secondo i classici canoni di una trattazione stringente e coesa, e che può perciò, almeno

a un primo sguardo, disorientare, forse anche a causa dell'organizzazione cronologica dei saggi che si rivela essere *in primis* un espediente per creare un nesso fra i differenti 'macrotesti' (e che dà luogo, talora, a ripetizioni e salti temporali non sempre giustificabili). Di fatto, la silloge non è da intendersi tanto come lavoro unitario e organico quanto come una raccolta di 'modelli', singoli studi esemplari che, pur prediligendo ora un'impostazione più filologico-linguistica, ora un approccio più storico-letterario, cercano di volta in volta di non ridurre la prospettiva a un solo piano di indagine ma di includere anche l'analisi del contesto – storico, politico, sociale, linguistico, letterario e finanche transnazionale – in cui i singoli oggetti e aspetti o le determinate fasi dell'evoluzione culturale tedesca si inseriscono e dal quale vengono chiaramente plasmati e influenzati. In tal senso l'opera, previa una selezione mirata dei contributi, si rivela uno strumento che può essere, anche per la ricchezza di dettagli e nozioni, per l'ampia bibliografia contenuta (sebbene in alcuni casi un po' datata) e per il tono semplice e chiaro ma mai banale, di utile supporto alla didattica, così come all'approfondimento individuale su singole questioni di un universo estremamente sfaccettato come quello della cultura tedesca dai suoi albori sino alla contemporaneità.

Alessandra Goggio

Linguistica e didattica della lingua

Angela Grimm – Valentina Cristante, *Deutsch als Zweitsprache – DaZ*, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2022, pp. 100, € 16

Das Thema Deutsch als Zweitsprache (DaZ) hat im deutschsprachigen Raum in den letzten Jahrzehnten zunehmend an Bedeutung gewonnen und dies sowohl im öffentlichen Diskurs als auch in der Hochschuldidaktik, wo das Fach DaZ Eingang in die meisten Lehramtsstudiengänge und Sprachphilologien gefunden hat. Während andere Einführungen zu dem Thema einen primär didaktischen Schwerpunkt setzen, liegt der Fokus des vorliegenden Buches auf den typischen Erwerbsprozessen im «Zweitspracherwerb des Deutschen aus einer linguistischen Sicht» (Vorwort), wobei insbesondere auf den ungesteuerten frühkindlichen DaZ-Erwerb (Erwerbsbeginn im Alter von zwei bis vier Jahren) eingegangen wird. Als Einstieg in das Thema DaZ wurde das Buch in erster Linie für Lehramtsstudierende konzipiert. Der Band ist in der Reihe 'Kurze Einführungen in die Germanistik' (Band 28) beim Universitätsverlag Winter erschienen.

Das Buch unterteilt sich in neun Kapitel, ein Literaturverzeichnis, ein (kurzes) Glossar und ein Sachregister. Für zusätzliche Aufgaben und eine ausführliche Bibliographie zu dem Thema werden die LeserInnen auf die Homepage der Reihe (<<http://www.kegli-online.de/>>) verwiesen, wo die genannten Daten zu dem Band hoffentlich demnächst zur Verfügung gestellt werden. Die Kapitel sind sehr leserfreundlich gestaltet, was sich in einer klaren

Struktur mit einer kurzen Zusammenfassung, einer Aufgabenstellung, einer Reihe an Grundbegriffen sowie einer Liste mit weiterführender Literatur am Ende jedes Kapitels äußert.

Der Band liefert zunächst eine Abgrenzung des Themengebietes, wobei die DaZ-Forschung mit wichtigen Erkenntnissen der Mehrsprachigkeitsforschung in Verbindung gebracht wird (Kap. 1). Dabei wird der/die LeserIn zunächst mit einer Begriffsdefinition von Mehrsprachigkeit bei Kindern und mit der Unterteilung der Erwerbstypen nach Alter (simultan-bilingualer vs. sukzessiv-bilingualer Erwerb) vertraut gemacht. Das erste Kapitel dient vor allem dazu, die positiven Effekte der Mehrsprachigkeit (u.a. höhere kognitive Fähigkeiten) hervorzuheben und sich von einigen altetablierten Mythen der Mehrsprachigkeit (u.a. die doppelte Halbsprachigkeit) zu verabschieden. Typische Phänomene der Mehrsprachigkeit (u.a. Sprachkontakt, Sprachdominanz, Code-Switching und Transfer) werden – statt aus der gesellschaftlich oft vorherrschenden didaktisch-präskriptiven und defizitorientierten Sichtweise – aus einer linguistisch-deskriptiven Perspektive beleuchtet. Kapitel 2 geht auf den schulischen Erfolg der Kinder mit DaZ im deutschen Bildungssystem ein. Dabei wird hervorgehoben, dass die schlechteren Leistungen der Kinder mit Migrationshintergrund zum größten Teil durch den sozio-ökonomischen Status bedingt sind. Die institutionelle Diskriminierung beruht auf der Haltung des ‘monolingualen Habitus’ (Ingrid Gogolin, *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*, Waxmann, Münster 2008), der erst in neuerer Zeit durch die Ansicht, dass Mehrsprachigkeit ein wertzuschätzendes Kapital darstellt, langsam verdrängt wird.

Die folgenden Kapitel (Kap. 3 und 4) widmen sich den zentralen Einflussfaktoren auf den DaZ-Erwerb, d.h. dem Alter bei Erwerbsbeginn (*Age of Onset*), dem Sprachlernvermögen, dem Input und der Motivation, sowie den Theorien des Zweitspracherwerbs. Da die Autorinnen davon ausgehen, dass für frühe Zweitsprachlernende eher Parallelen zu monolingualen Kindern als zu erwachsenen Zweitsprachlernenden zu ziehen sind, werden nicht die häufig genannten Theorien des Zweitspracherwerbs (Kontrastiv-, Identitäts- und *Interlanguage*-Hypothese), sondern zwei Erklärungsansätze aus dem Erstspracherwerb, der Nativismus und der Konstruktivismus, präsentiert und für den kindlichen Zweitspracherwerb adaptiert. Die Autorinnen vertreten die konstruktivistische Position, die nicht in erster Linie das angeborene Wissen der Kinder betont, sondern die Qualität des Inputs und die Verfügbarkeit der kognitiven Verarbeitungsmechanismen in den Vordergrund stellt. Wünschenswert wäre an dieser Stelle ein Hinweis auf den Interaktionismus gewesen, der zusätzlich die große Bedeutung des Lernens in der Interaktion mit erwachsenen GesprächspartnerInnen hervorhebt.

Den Kern des Buches bilden die Kapitel 5 und 6, die sich intensiv mit der spracherwerbstheoretischen Perspektive auseinandersetzen. Empirische Studien haben gezeigt, dass Kinder mit DaZ bei geeigneten Inputbedingungen zentrale Entwicklungsschritte schneller durchlaufen als monolinguale Kinder und eine vergleichbare zielsprachliche Kompetenz erwerben können. Die Autorinnen liefern eine durchaus gelungene Darstellung des Forschungs-

standes zum kindlichen Spracherwerb auf der phonologischen, lexikalischen, morpho-syntaktischen und semantisch-pragmatischen Ebene, das Kapitel hätte aber durch einen Hinweis auf die Phasen des Spracherwerbs, d.h. von der Latenzzeit (stumme Periode) zum Nachahmen von Vorgesagtem bis zur tatsächlichen Sprachproduktion, ergänzt werden können. In Bezug auf den Wortschatzerwerb in der L2 weisen die Autorinnen darauf hin, dass Code-Switching zwar häufig als sprachliches – vor allem lexikalisches – Defizit interpretiert wird, aber tatsächlich als ein typisches Verhalten Mehrsprachiger, dessen Grund nicht zwangsläufig in einer Wortschatzlücke liegt, betrachtet werden sollte. Trotzdem bestehen auch nach längerem Kontakt im produktiven Wortschatzumfang in der L2 erhebliche Unterschiede zwischen monolingualen Kindern und frühen Zweitsprachlernenden. Die Erwerbsschritte im morphosyntaktischen Bereich sind von besonderem Interesse, da hier beträchtliche Unterschiede im Entwicklungsmuster zwischen dem frühkindlichen DaZ-Erwerb und dem erwachsenen DaZ-Erwerb festgestellt werden können. Die Entwicklung der Haupt- und Nebensatzstruktur wird im monolingualen Erwerb von Tracy (Rosemarie Tracy, *Wie Kinder Sprachen lernen und wie wir sie dabei unterstützen können*, Narr Francke Attempto, Tübingen 2007) als schrittweise Entdeckung der rechten und linken Satzklammer in Form von morphosyntaktischen Meilensteinen dargestellt, wobei sich diese Erwerbsfolge auch im frühkindlichen DaZ-Erwerb nachweisen lässt. Bei einem späten Erwerbsbeginn liegen hingegen qualitative und quantitative Unterschiede zu monolingualen Kindern vor (u.a. bei der Subjekt-Verb-Kongruenz und der Verbzweitstellung). Der Erwerb der Wortstellung scheint hier in deutlich größerem Maße von der Struktur der L1 beeinflusst zu werden.

Die abschließenden drei Kapitel (Kap. 7-9) sind stärker mit den Aufgabebereichen von Lehrpersonen im Bildungswesen verbunden. So ist Kapitel 7 der Sprachstandsdiagnostik gewidmet. Dabei wird darauf hingewiesen, dass bis heute ein Mangel an Instrumenten für den Primar- und Sekundarbereich vorliegt und pädagogische Fachkräfte für die Sprachstandsdiagnostik oft nicht ausreichend qualifiziert sind, was zur Über- und Unterschätzung von sprachlichen Fähigkeiten führen kann. Besonders wichtig ist es, dass Normen für monolinguale Kinder nicht auf Kinder mit DaZ angewendet werden dürfen und Faktoren wie das Alter bei Erwerbsbeginn und die Kontaktdauer zur untersuchten Sprache berücksichtigt werden müssen. Die Autorinnen präsentieren die Vor- und Nachteile von drei Verfahrensarten: Beobachtungs- und Schätzverfahren, Profilanalysen und normierte Testverfahren. In Kapitel 8 werden anschließend Sprachfördermaßnahmen für Kinder in Kitas und am Übergang zur Grundschule vorgestellt. Wichtig ist vor allem, dass sich die Förderziele an der natürlichen Erwerbsfolge und dem Entwicklungsstand der Kinder orientieren. Von besonderer Bedeutung bei der Sprachförderung sind zudem interaktive Modellierungstechniken seitens der Lehrperson wie Expansionen und Paraphrasierungen, bei denen die kindliche Äußerung ausgebaut oder umformuliert wird, sowie das korrektive Feedback, bei dem eine fehlerhafte Zielstruktur korrekt wiedergegeben wird. Dieses Kapitel könnte auch für DaF-Lehrende im Erwachsenenunterricht aufschlussreich sein, da

die Idee der Orientierung am konkreten Entwicklungsstand und den natürlichen Erwerbsschritten sowie das Lernen in der sprachlichen Interaktion in der jugendlichen und erwachsenen DaF-Didaktik eine noch stärkere Berücksichtigung finden sollten (s. dazu Erika Diehl – Helen Christen – Sandra Leuenberger *et al.*, *Grammatikunterricht: Alles für der Katz? Untersuchungen zum Zweitspracherwerb Deutsch*, Niemeyer, Tübingen 2000). Kapitel 9 beschäftigt sich abschließend mit der Spezifischen Sprachentwicklungsstörung (SSES), die sowohl monolinguale als auch mehrsprachige Kinder betreffen kann. Die Abgrenzung zwischen Sprachauffälligkeiten aufgrund eines zu niedrigen Inputs und einer Sprachentwicklungsstörung ist besonders bei Kindern mit DaZ nicht immer leicht zu treffen.

Insgesamt liefert das Buch eine gelungene, kompakte Zusammenfassung des Forschungsstands zum Thema Zweitspracherwerb, die durch zahlreiche weiterführende Literaturhinweise bereichert wird. Obwohl oder gerade weil der Schwerpunkt auf dem frühkindlichen L2-Erwerb liegt, könnte das Buch nicht nur für zukünftige Lehrpersonen im deutschsprachigen Raum, sondern auch für Deutsch-Studierende und Lehrende in Italien eine äußerst anregende Lektüre bieten, da die Merkmale des L1- und frühkindlichen L2-Erwerbs wichtige Aufschlüsse über allgemeine Erwerbsmechanismen geben, die trotz gewisser Unterschiede auch für die erwachsene DaF-Didaktik u.a. im Hinblick auf die Grammatikprogression (von der rechten zur linken Satzklammer) und den Umgang mit Phänomenen der Mehrsprachigkeit (Code-Switching, Transfer) fruchtbar gemacht werden könnten.

Katharina Salzmann

Susanne Günthner – Juliane Schopf – Beate Weidner (hrsg. v.), *Gesprochene Sprache in der kommunikativen Praxis. Analysen authentischer Alltagssprache und ihr Einsatz im DaF-Unterricht*, Stauffenburg, Tübingen 2021, pp. 422, € 64

Dass mündliche Kommunikation und Interaktion ebenso zum Fremdspracherwerb gehören wie schriftliche Ausdrucksfähigkeit, ist weder für die Inlands- noch für die Auslandsgermanistik eine neue Erkenntnis. So gelten Gesprächskompetenz und Kommunikationsfähigkeit heute zwar als entscheidende Schlüsselkompetenzen des Fremdsprachenunterrichts, aber auch noch Jahrzehnte nach der sogenannten kommunikativen Wende in den 1980er Jahren hat gesprochene Sprache in der Unterrichtspraxis, vor allem in ihren interaktionalen Zusammenhängen, meist eine der Schriftlichkeit untergeordnete Rolle, sodass den Lernenden und auch den Lehrenden häufig das Bewusstsein für die Besonderheiten der Mündlichkeit fehlt. Dennoch sind in den letzten Jahren vermehrt Didaktisierungsvorschläge zu einzelnen Phänomenen gesprochener Sprache entstanden und das Interesse an der Einbindung von gesprochenem Deutsch in den Unterricht nahm weiter zu. Aber was macht die Lehr- und Lernbarkeit von gesprochener Alltagssprache so schwierig? Welches Deutsch soll in konkreten Unterrichtskontexten gelehrt werden? Wie

können die Erkenntnisse der Gesprochene-Sprache-Forschung und der Deutsch als Fremdsprache-Forschung mit der DaF-Praxis und Fremdsprachendidaktik verknüpft werden? Und wie können Lehrkräfte besser ausgebildet werden, um die Merkmale und Praktiken gesprochener Sprache in ihren Unterricht zu integrieren? Diesen Fragen widmet sich der Sammelband *Gesprochene Sprache in der kommunikativen Praxis. Analysen authentischer Alltagssprache und ihr Einsatz im DaF-Unterricht* von Susanne Günthner, Juliane Schopf und Beate Weidner, die sich mit ihrer Arbeit der Herausforderung stellen, authentische Sprache als Lehr- und Lernsprache im DaF-Unterricht einzusetzen. Das Buch ist in vier Themenbereiche gegliedert und vereint Beiträge internationaler GermanistInnen und DaF-PraktikerInnen, die aus einer Tagung an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster hervorgegangen sind. Die Herausgeberinnen betonen bereits in der Einleitung, dass die Beiträge «nicht nur von der Vielfalt der gegenwärtig stattfindenden theoretischen Debatten und empirischen Ansätzen zum Gegenstandsbereich ‘Gesprochenes Deutsch’ und ‘Deutsch als Fremdsprache’» (S. 11 f.) zeugen, vielmehr liefern sie «ein Abbild der derzeit aktuellen didaktischen Konzepte der Vermittlungspraxis des Deutschen in unterschiedlichen Teilen der Welt» (S. 12).

In der ersten Sektion *Deutsch als Fremd‘kommunikation’ – Interaktionale Strukturen der Mündlichkeit und Ansätze ihrer Lernbarkeit* geben Myung-Won Choi und Wolfgang Imo einen gelungenen Einblick in die aktuelle DaF-Praxis in Südkorea. Das Autorenteam zeigt anhand einer Umfrage zum Einsatz von Lehrbuch-Hörmaterial unter sieben DaF-Lehrenden (darunter ein deutscher Muttersprachler) und 187 Deutschlernenden aus acht Anfängerklassen (Niveau A1) an der Sungkyunkwan University in Seoul sowie anhand einer Beispielanalyse von Lehrbuchtexten, dass die Diskussion um die Einbindung authentischer gesprochener Sprache in den DaF-Unterricht bisher vorwiegend im europäischen Raum geführt wird, während die Lehrkräfte in weit von Deutschland entfernten Ländern wie Südkorea stark an einer schriftsprachlichen Norm festhalten. Am Ende des Beitrags wird ein Gesprächsausschnitt aus der *Plattform Gesprochenes Deutsch* herangezogen, um ein Einsatzszenario von authentischen Daten im DaF-Unterricht zu entwerfen. Choi und Imo machen damit vor allem eines deutlich: Auch für den südkoreanischen Raum müssen authentische Lehr- und Lernkontexte geschaffen werden, d.h. «die Ausbildung der DaF-Lehrenden muss um Kompetenzen der Analyse gesprochener Sprache erweitert werden und [...] Lehrwerke müssen authentische Daten inklusive Lehrerhandreichungen dazu integrieren» (S. 38). Daran anschließend untersucht Susanne Günthner in ihrem Beitrag ein für die DaF-Praxis bisher defizitäres Thema: «Anredepraktiken in der Hochschulkommunikation» (S. 43). Anhand mehrerer Gesprächsausschnitte aus der Eröffnungsphase universitärer Sprechstundengespräche im Fach Germanistik illustriert sie die Vielfalt typischer Anredepraktiken und geht dabei beispielhaft auf die Erfahrungen deutscher und internationaler Studierender bzw. Lehrender ein. Aus der Analyse wird deutlich, dass es sich bei Anredeformen um stark ritualisierte kommunikative Praktiken handelt, die weit mehr sind als reine Mittel der Kontaktherstellung zwischen Personen, denn

sie fungieren «als wichtige Alltagsressourcen zur Kontextualisierung sozialer Beziehungen» (S. 45). Es handelt sich um einen äußerst gelungenen Beitrag, der die Komplexität des Themas aufzeigt und darauf aufmerksam macht, dass LehrbuchautorInnen und Lehrende bei der Didaktisierung kommunikativer Praktiken unterstützt werden müssen. Auch Magdalena Pieklarz-Thien setzt sich mit einem äußerst komplexen sprachlichen Lerngegenstand auseinander, der in der Forschung kontrovers diskutiert wird: dem gesprochenen Standarddeutsch. Ihr zufolge sollte der Standardbegriff für den fortgeschrittenen und bildungsorientierten DaF- und Fremdsprachenunterricht überdacht und operationalisiert werden. In ihrem Beitrag stellt Pieklarz-Thien die Perspektive der polnischen Germanistik dar, wobei sie «curriculare und unterrichtliche Handlungsempfehlungen zur Vermittlung der gesprochenen Standardsprache im Germanistikstudium unterbreitet» (S. 14). Sandro M. Moraldo betont im letzten Beitrag der Sektion die Relevanz des Erwerbs kommunikativer Kompetenzen in unserer global vernetzten Welt und liefert einen umfassenden Überblick zur Bedeutung der Gesprochene-Sprache-Forschung für den DaF-Unterricht. Er macht deutlich, dass die Einbeziehung der zahlreichen Forschungsergebnisse in den Unterricht (im Rahmen von Lehrwerken, Lehrerhandreichungen, Lernergrammatiken, Online-Materialien usw.) nach wie vor ein Desiderat für die Fremdsprachendidaktik darstellt. Zu Recht plädiert Moraldo dafür, Diskursfähigkeit stärker in den Unterricht zu integrieren, er regt zur Reflexion über sprachliche Normen und sprachliche Variation an und fordert mehr Offenheit vonseiten der Lehrenden: «Wo bleibt der Mut der Dozenten zu aktuellem, unkonventionellem Fremdsprachenunterricht, der über rein sprachliche Lernziele hinausgeht?» (S. 94).

Im zweiten Themenbereich *Grammatische Besonderheiten des Gesprochenen Deutsch und ihre Vermittlung* stellt Reinhard Fiehler in seinem Beitrag die Frage, wie man in der Ferne lernen kann, «wie sich gesprochenes Deutsch anhört, wie es aussieht und was an ihm besonders ist» (S. 103) und richtet sich somit an DaF-Lehrende und -Lernende im Ausland. Er betont die vielfältigen Möglichkeiten, die Korpora bieten können, um sich sowohl individuell als auch im Unterricht mit authentischem Deutsch und diversen Gesprächstypen zu beschäftigen. Äußerung für Äußerung, um die Sequenzialität gesprochener Sprache zu respektieren, analysiert er das authentische Transkript «Brot kaufen» aus der Datenbank *Gesprochenes Deutsch für die Auslandsgermanistik* und unterstreicht die Besonderheiten der gesprochenen Sprache, indem er sie den schriftsprachlichen Sätzen gegenüberstellt. Systematisch fasst er die auftretenden Phänomene zusammen: lautliche, grammatische (v.a. syntaktische), lexikalische und formulatorische Besonderheiten. Der Beitrag ist für all jene von besonderem Interesse, die als Lernende autonom oder als Lehrende im Ausland in ihrem Unterricht mit authentischen Transkripten (und Audios) arbeiten wollen. Es folgt ein vielversprechender Beitrag von Ulrike Schröder, die Modalpartikeln aus kognitiv-komparativer Perspektive des Deutschen und des brasilianischen Portugiesisch in ihrem realen, multimodalen Sprachgebrauch untersucht. Mit dem Sprachvergleich, basierend auf Sequenzen aus dem *Korpus ICMI*, das u.a. Gesprächsausschnitte zwischen Austauschstudie-

renden zu interkulturellen Kulturschockerfahrungen umfasst, zeigt Schröder, dass Modalpartikeln kulturell konnotiert sind. Sie fordert einen reflektierten Umgang bei der Vermittlung von Modalpartikeln, indem auch die Muttersprache (hier brasilianisches Portugiesisch) miteinbezogen wird, und plädiert für die multimodale Einbindung realer Gesprächsdaten, um «die teilweise mechanisierte, defizitäre und nicht selten infantilisierte Thematisierung von Modalpartikeln in DaF-Lehrwerken zu ergänzen bzw. [zu] überwinden» (S. 149). Yazgül Şimşek stellt im darauffolgenden Beitrag anschaulich dar, inwiefern sich der Sprechstil mehrsprachiger Jugendlicher mit Türkisch als Erstsprache und Deutsch als Zweitsprache dazu eignet, DaF-Lernenden den Unterschied zwischen Norm und Alltag bewusst zu machen, indem sie die Ebene der Prosodie fokussiert. Es ist mit hohem Aufwand für Lehrkräfte verbunden, prosodische Merkmale im DaF-Unterricht zu behandeln, dennoch zeigt Şimşek, dass diese Kompetenzen aufgebaut und trainiert werden sollten. Anhand dieser Varietät mehrsprachiger Jugendlicher wird deutlich, dass «die Prosodie Funktionen zur Gliederung von Redebeiträgen erfüllt» (S. 15). Sie plädiert dafür, im DaF-Unterricht auf Registerunterschiede einzugehen und sowohl die Lehrenden als auch die Lernenden in diesem Bereich zu schulen. Abschließend gibt Milica Lazović einen umfangreichen Einblick in das funktionale Spektrum von äußerungsfinalen Konstrukten im Kontext einer *Outer-Syntax* und bietet, basierend auf der Analyse von authentischen Radiointerviews, Didaktisierungsmöglichkeiten an. Laut Lazović handelt es sich bei äußerungsfinalen Konstrukten um ein leicht didaktisierbares Phänomen, das in den Sprachunterricht integriert und vor allem in induktivem Kontext, erarbeitet werden sollte.

Den dritten Themenblock *Kommunikative Gattungen / Sprachliche Praktiken der Mündlichkeit und ihre Relevanz für den DaF-Unterricht* eröffnet Christian Fandrych mit einem überzeugenden Beitrag zu «Positionierungshandlungen als spezifisch mündliche Phänomene in wissenschaftlichen Vorträgen» (S. 219). Basierend auf Gesprächsausschnitten des *GeWiss* Korpus, zeigt er anhand von Einstiegen in wissenschaftliche Vorträge sowie anhand der subjektiv-argumentativen Positionierungshandlungen «ich denke» und «ich finde», dass auch formelle und vorgeplante mündliche kommunikative Praktiken meist frei formuliert werden und typische Merkmale gesprochener Sprache aufweisen. Diese Ergebnisse sind für die DaF-Praxis von großer Bedeutung, «da sich die Sprachdidaktik bisher fast ausschließlich an schriftsprachlichen Genres orientiert hat und daraus Normen und Konventionen abgeleitet hat, die so für die [wissenschaftssprachliche] Mündlichkeit nicht oder nur bedingt gelten» (S. 240). Katharina König fokussiert sich sodann auf ein für die mediatisierte Mündlichkeit höchst relevantes Thema: Sprachnachrichten. Es handelt sich um eine kommunikative Praktik, die mittlerweile nicht mehr aus der alltäglichen Interaktion wegzudenken ist. In ihrer Analyse stützt sie sich auf ein Korpus von Sprachnachrichten in WhatsApp-Chats und untersucht den Gebrauch sowie die Funktionen der Diskursmarker «genau» und «ja/joa», die als wiederkehrende sprachliche Muster in der Formulierungsarbeit der SprecherInnen auftreten. König liefert einen erfreulichen Beitrag für den

Einsatz von authentischem Hör- und Sprachmaterial im DaF-Unterricht und macht die Mediatisierung gesprochener Sprache zum Reflexionsgegenstand. Auch der Beitrag von Marcella Costa ist ein positives Beispiel dafür, wie Forschung und Praxis miteinander verbunden werden können. Sie stellt ein gattungsvergleichendes Lehr-Lern-Konzept vor, das basierend auf einem Korpus von Stadtführungen (*TuBaTour*) und Audioguides (*EgiTO*), fortgeschrittene Studierende der Germanistik an die Phänomene gesprochener Sprache in der Interaktion heranführen soll und sie dazu bewegt «durch deduktive und induktive Methoden über gattungsspezifische Ressourcen zu reflektieren und – in einer applikativen Phase – selbst zu erproben» (S. 279). José Javier Martos Ramos schafft einen authentischen Lernkontext, indem er seinen spanischen DaF-Studierenden (Niveau A2 bis B1) – auf Basis von Interviews, die sie mit deutschen Erasmusstudierenden geführt, aufgezeichnet und anschließend transkribiert haben – die Möglichkeit zur metasprachlichen Reflexion bietet. Die DaF-Lernenden und die deutschen Muttersprachler sollen anhand ihrer gemeinsamen mündlichen Sprachproduktion wichtige Themen der Gesprächsorganisation selbst erkennen und nachvollziehen. Erst in einem zweiten Schritt werden diese Themen gemeinsam mit der Lehrkraft systematisiert und reflektiert. Der Beitrag stellt eine äußerst gelungene Verbindung von Sprachanalyse und DaF-Praxis dar und möchte die Studierenden für die Phänomene gesprochener Sprache sensibilisieren. Martos Ramos betont, «dass wichtige Konzepte wie Informationsstruktur oder Formulierungsverfahren selten in der Fremdsprachenausbildung zur Sprache kommen» (S. 309).

Die vierte und letzte Sektion widmet sich schließlich dem Thema *Ressourcen und Lehrmaterialien zur Vermittlung von interaktionalen Phänomenen im Unterricht*. Susanne Horstmann stellt ein vielversprechendes, umfangreiches Konzept für eine Lehrerfortbildung zum Thema «Linguistik zum Anfassen: Hör- und Sprecherfahrungen – mit theoretischer Unterfütterung» (S. 315) vor, welches unter Berücksichtigung linguistischer, fremdsprachendidaktischer und theaterpädagogischer Ansätze gemeinsam mit DaF- und DaZ-Studierenden entwickelt wurde. Der Beitrag macht deutlich, dass die enge Zusammenarbeit zwischen Linguistik und Didaktik notwendig ist, um Lehrkräfte für interaktionale Sprache zu sensibilisieren und ihnen methodische sowie inhaltliche Hilfsmittel für die Praxis bereitzustellen. Das russisch-deutsche Autorenteam Viktoria Fedorovskaja und Wolfgang Imo präsentiert eine inspirierende Unterrichtsreihe für die DaF-Fachkommunikation in der Medizin. Dieser Didaktisierungsvorschlag basiert auf den Forschungsergebnissen und der Analyse ärztlicher Befundgespräche (mit der Diagnosemitteilung Krebs), die im Rahmen des Projektes *Von der Pathologie zum Patienten: Optimierung von Wissenstransfer und Verstehenssicherung in der Onkologie zur Verbesserung der Patientensicherheit* erhoben wurden. Projektziel war es, «zu beschreiben, wie Prozesse des Verstehens in den Gesprächen ablaufen» (S. 354). Der Beitrag liefert somit eine äußerst gelungene Verbindung zwischen Gesprächsforschung und der Didaktisierung der Ergebnisse für den Fachsprachen-DaF-Unterricht an der Setschenow-Universität Moskau, an der linguistisch fundierte

Gesprächstrainings im Rahmen der ärztlichen Ausbildung durchgeführt und reflektiert werden. Silvia Vogelsang entwickelt in ihrem Beitrag, unter Einbeziehung authentischer Gesprächsdaten, einen erstmals induktiven Didaktisierungsvorschlag zur Modalpartikel «doch». Die Lehreinheit zielt darauf ab, dass die Lernenden ein allgemeines Verständnis für die Funktionsweise von Modalpartikeln entwickeln, indem sie die Bedeutung der Partikel im Kontext selbst erschließen müssen. Im letzten Beitrag der Sektion und des Sammelbandes liefern Juliane Schopf und Beate Weidner Argumente für einen plurizentritätsbewussten DaF-Unterricht. Ihr didaktischer Vorschlag hat die vielversprechende Absicht, die Vielfalt des Deutschen zu vermitteln und zeigt die Möglichkeiten des Einsatzes von authentischen Gesprächsdaten aus der *Plattform Gesprochenes Deutsch* für einen plurizentritätssensiblen DaF-Unterricht auf.

Der Sammelband ist äußerst gelungen und hat innovatives Potenzial: Er zeigt die absolute Notwendigkeit, dass gesprochene Sprache in die DaF-Didaktik miteinbezogen werden muss, liefert praxisbezogene Überlegungen zur Erforschung interaktionaler Sprache, stellt vielseitige didaktische Materialien und Lehrkonzepte bereit und trägt schließlich zur internationalen Vernetzung von germanistischer Sprachwissenschaft und DaF-Praxis bei. Aus diesem Grund richtet sich der Band nicht nur an GermanistInnen der Inlands- und Auslandsgermanistik, die sich mit gesprochener Sprache und ihrer Vermittlung beschäftigen, vielmehr ist die Lektüre auch DaF-Lehrenden, LektorInnen und DaF-Studierenden wärmstens zu empfehlen. Welche und wie viele mündlichkeitsbezogenen Phänomene im Fremdsprachenunterricht vermittelt werden sollen, wird die Sprachwissenschaft und DaF-Didaktik auch in Zukunft beschäftigen.

Anna-Lena Wagner

SEGNALAZIONI

Saggi. Letteratura, cultura e società

Ettore Albergoni, *La rappresentazione cinematografica del lager nazista. Fra strategie narrative, scelte formali e limiti etici*, Aracne, Roma 2022, pp. 168, € 12

Peter-André Alt, *Sigmund Freud. Il medico dell'inconscio. Una biografia*, trad. di Aglae M. Pizzone – Lorenzo Marinucci, Hoepli, Milano 2022, pp. 850, € 34,90

Carlo Altini, *La storia della filosofia come filosofia politica. Carl Schmitt e Leo Strauss lettori di Thomas Hobbes*, ETS, Pisa 2022, pp. 204, € 18

Pierandrea Amato, *Trincee della filosofia. Heidegger e la Grande Guerra*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 128, € 12

Stefano Bacin, *La «Critica della ragione pratica» di Kant*, Il Mulino, Bologna 2022, pp. 216, € 20

Marco Bagozzi, *Germania: nazione e soviet. Comunisti e questione nazionale tra Weimar e la DDR*, Anteo Edizioni, Cavriago 2022, pp. 136, € 16

Giovanni Baldini – Lorenzo Baldini, *Artur Schnabel interprete delle 32 sonate di Beethoven*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 302, € 26

Alessandro Bartoloni Saint Omer, *Il sentimento del divino. Giorgio Colli e Hölderlin*, Il Poligrafo, Padova 2022, pp. 152, € 24

Giovanni Pietro Basile – Ansgar Lyssy (ed. by), *System and Freedom in Kant and Fichte*, Routledge, London-New York 2022, pp. 248, £ 120

Marco Battaglia, *Le civiltà letterarie del Medioevo germanico*, Carocci, Roma 2022, pp. 544, € 24

Raphaël Bazardjian, *Federico Nietzsche il Gran Ciarlatano (1921)*, a cura di Dario Agazzi, La Vita Felice, Milano 2022, pp. 140, € 15

Matthew Bell – Daniele Vecchiato (ed. by), *Legal Cultures in the Age of Goethe*, «Law & Literature», 34 (2022), 2

Sergio Benvenuto – Giovanni Leghissa (a cura di), *L'altro Wittgenstein*, «aut aut», 394 (2022)

Bruno Berni – Catia De Marco – Anna Wegener, *Passaggi intermedi. La traduzione indiretta in Italia*, Istituto Italiano di Studi Germanici, Roma 2022.

Chiara Bertoglio – Maria Borghesi, *Bach e l'Italia. Sguardi, scambi, convergenze*, Libreria Musicale Italiana, Lucca 2022, pp. 314, € 32

Riccardo Bianchini, *Saldo mi pongo nell'esistenza. La spregiudicata impresa di Rudolf Steiner*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 224, € 22

Norberto Bobbio, *Studi hegeliani. Diritto, società civile, stato (1981)*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 298, € 19

Ludovica Boi (a cura di), *Nietzsche e i Greci. Tra mito e disincanto*, Istituto Italiano per gli Studi Filosofici, Napoli 2022, pp. 176, € 18

Aldo Bondi, *Compagni di umanità. Dietrich Bonhoeffer e Antonio Gramsci*, Helicon, Arezzo 2022, pp. 496, € 20

Gregorio Botta, *Paul Klee. Genio e regolezza*, Laterza, Roma-Bari 2022, pp. 200, € 18

Benedetta Bronzini, *Dare forma al silenzio. Heiner Müller e Pier Paolo Pasolini artisti dell'intervista*, Pacini, Pisa 2020, pp. 312, € 23,75

Giuseppe Calliari, *Laurence Feininger. Un cammino di vita alla ricerca del sublime tra arte, musica e fede*, Fondazione Museo Storico Trentino, Trento 2022, pp. 274, € 23

Raul Calzoni – Greta Perletti – Francesca Di Blasio (ed. by), *Translation and Interpretation. Practicing the Knowledge of Literature*, V&R unipress, Göttingen 2022, pp. 311, € 50

Patrizia Cappellini, *Elia Volpi e Wilhelm Von Bode. Fotografia e commercio d'arte tra Firenze e Berlino, 1892-1927*, Pontecorboli Editore, Firenze 2022, pp. 578, € 40

Giacomo Cardinali, *Il giovane Mozart in Vaticano. L'affaire del «Miserere» di Allegri*, Sellerio, Palermo 2022, pp. 257, € 18

Giulia Carniel, *Apologia per Felix Mendelssohn. Uno studio analitico del «Concerto per violino op. 64»*, Armelin Musica, Padova 2022, pp. 128, € 22

Agostino Carrino, *Legge e libertà. Primato del parlamento e sindacato delle leggi nella costituzione austriaca del 1920*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 210, € 18

Andrea Casavecchia, *Karl Mannheim e le trasformazioni sociali del nostro tempo*, Carrocci, Roma 2022, pp. 120, € 15

Enrico Cernigoi, *Le SS in Italia. Una lunga scia di sangue e violenza*, Giunti, Firenze 2022, pp. 400, € 14,90

Massimo Ciaravolo, *Libertà, gabbie, vie d'uscita. Letteratura scandinava della modernità e della città, 1866-1898*, Edizioni Ca' Foscari, Venezia 2022, pp. 400 (online in <<https://edizionicafoscari.unive.it/en/edizioni4/libri/978-88-6969-601-5/>>)

Domenico Cornacchione, *Adolf Loos e la negazione dello stile. L'influenza di Friedrich Nietzsche sull'opera di Adolf Loos e il confronto con la Metafisica di Giorgio de Chirico*, Capponi Editore, Ascoli Piceno 2022, pp. 190, € 16

Gustavo Corni, *Guglielmo II. L'ultimo Kaiser di Germania tra autocrazia, guerra ed esilio*, Salerno, Roma 2022, pp. 336, € 24

Marco Cristini, *Teodorico e i regni romano-germanici (489-526). Rapporti politico-diplomatici e conflitti*, Fondazione Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo, Spoleto 2022, pp. 162, € 22

Mariano Croce – Andrea Salvatore (a cura di), *«Teologia politica» cent'anni dopo*, Quodlibet, Macerata 2022, pp. 232, € 20

Eleonora Cugini, *La libertà che si realizza. Critica immanente e seconda natura a partire da Hegel*, Istituto Italiano per gli Studi Filosofici, Napoli 2022, pp. 304, € 25

Giuseppe Culicchia, *Berlino è casa*, Laterza, Roma-Bari 2022, pp. 176, € 16

Nicola Massimo De Feo, *Analitica e dialettica in Nietzsche* (1965), Edizioni Efestò, Roma 2022, pp. 200, € 18

Alessandro Decadi, *Mozart e la musica massonica. Dal simbolismo orientale delle opere minori al «Flauto Magico»*, Bonanno, Acireale 2022, pp. 208, € 20

Alfredo Del Basso, *Sono Andreas e vengo da Berlino Est. La strage silenziosa della Germania Est*, Il Filo di Arianna, La Spezia 2022, pp. 180, € 18

Alessandro Di Biagio, *Lo sviluppo dei partiti verdi in Germania e in Italia dal 1994 al 2018*, Aracne, Roma 2022, pp. 96, € 10

Liborio Di Marco, *Paolo e Lutero. L'uomo è «santo e peccatore» allo stesso tempo?*, Rubbettino, Soveria Mannelli 2022, pp. 198, € 15

Leonardo V. Distaso, *Marcuse, Adorno. Percorsi fra estetica e politica*, Carocci, Roma 2022, pp. 176, € 18

Nicola Emery (a cura di), *Walter Benjamin non finito. Confronti, letture, critiche, ricognizioni*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 300, € 20

Marco Ercolani, *L'età della ferita. Intorno ai «Diar» di Kafka*, Edizioni Medusa, Milano 2022, pp. 110, € 15

Paolo Ercolani, *Nietzsche l'iperboreo. Il profeta della morte dell'uomo nell'epoca dell'Intelligenza artificiale*, Il Nuovo Melangolo, Genova 2022, pp. 400, € 25

Rossella Fabbrichesi, *Vita e potenza. Marco Aurelio, Spinoza, Nietzsche*, Raffaello Cortina, Milano 2022, pp. 192, € 18

Chiara Fabbri, *101 cose da fare a Berlino almeno una volta nella vita*, Newton Compton Editori, Roma 2022, pp. 288, € 12,90

Gian Paolo Faella, *Wittgenstein, maestro o dilettante. Esercizi critico-speculativi su un caso di controversa popolarità filosofica*, Inschibboleth, Roma 2022, pp. 256, € 20

Mauro Falchetti – Luca Albanese, *Kafka. Diario di un disperso*, Becco Giallo Editore, Padova 2022, pp. 144, € 18

Francesca Falcone, *Il «Balletto triadico» di Oskar Schlemmer. L'attività teatrale e coreica di uno degli artisti più poliedrici del Bauhaus*, Audino, Roma 2022, pp. 136, € 18

Maurizio Ferrandi, *Der Nationalist. Ettore Tolomei – Der Mann, der «Alto Adige» erfand*, Edizioni Alfabeta Verlag, Merano 2022, pp. 340, € 18

Fulvio Ferrari, *Le saghe nordiche. Eroi, vichinghi e poeti nella Scandinavia medievale*, Meltemi, Roma 2022, pp. 168, € 15

László F. Földényi, *I luoghi della morte vivente. Kafka, de Chirico e gli altri*, trad. dall'ungherese di Andrea Rényi, La Vita Felice, Milano 2022, pp. 116, € 14

- Marino Freschi, *Il canone tedesco*, Aragno, Torino 2022, pp. 284, € 25
- Francesco Galofaro, *Apprendisti mistici: Padre Pio e Ludwig Wittgenstein*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 124, € 10
- Alice Gardoncini, *Tradurre la luna. I romantici tedeschi in Tommaso Landolfi (1933-1946)*, Quodlibet, Macerata 2022, pp. 256, € 22
- Ilaria Gaspari, *A Berlino. Con Ingeborg Bachmann nella città divisa*, Perrone, Roma 2022, pp. 128, € 15
- Tommaso Gazzolo – Stefano Pietropaoli (a cura di), *Il corvo bianco. Carl Schmitt davanti al nazismo*, Quodlibet, Macerata 2022, pp. 542, € 28
- Maurizio Ghelardi, *Aby Warburg, uno spazio per il pensiero*, Carocci, Roma 2022, pp. 236, € 23
- Françoise Giroud, *Alma Mahler o l'arte di essere amata*, trad. dal francese di Michele Dean, Neri Pozza, Vicenza 2022, pp. 192, € 17
- Hanoch Gutfreund – Jürgen Renn, *Einstein secondo Einstein. Riflessioni autobiografiche e scientifiche*, trad. di Luisa Doplicher, Hoepli, Milano 2022, pp. 270, € 24,90
- Lóránd Hegyi, *Hermann Nitsch. Un approccio all'arte totale*, Silvana Editoriale, Cinisello Balsamo 2022, pp. 72, € 12
- Francesca Iannelli – Federico Vercellone – Klaus Vieweg (a cura di), *Approssimazioni. Echi del Bel Paese nel sistema hegeliano. «Wirkungsgeschichte» della filosofia di Hegel in Italia*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 408, € 32
- Davide F. Jabes, *Il leader. Adolf Hitler: la manipolazione, il consenso, il potere*, Solferino, Milano 2022, pp. 288, € 18
- Ronny Jaffè – Marco De Coppi – Camilla Giraudi (a cura di), *La voce di Else. Dal monologo al dialogo tra psicoanalisi, teatro e letteratura*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 254, € 25
- Gareth Stedman Jones, *Karl Marx. Grandezza e illusione*, trad. dall'inglese di Lorenzo Marinucci, Hoepli, Milano 2022, pp. 638, € 34,90
- Jürgen Kaube, *Il mondo di Hegel*, trad. di Monica Guerra, Einaudi, Torino 2022, pp. 512, € 35
- Alex J. Kay, *L'impero della distruzione. Una storia dell'uccisione di massa nazista*, trad. dall'inglese di Alessandro Manna, Einaudi, Torino 2022, pp. 464, € 33
- Andreas Kilcher (a cura di), *I disegni di Kafka*, trad. di Ada Vigliani, Adelphi, Milano 2022, pp. 367, € 48
- Konrad Kleinknecht, *Einstein e Heisenberg. La controversia sulla fisica quantistica*, trad. di Martina Diuccio, La Bussola, Genzano di Roma 2022, pp. 292, € 19
- Federica La Manna, *Winckelmann. L'uomo che ha cambiato il modo di vedere l'arte antica*, La Nave di Teseo, Milano 2022, pp. 464, € 22

Andrea Landolfi, *Intorno a Hofmannsthal. Contributi 1982-2002*, Artemide, Roma 2022, pp. 320, € 30

Arturo Larcari – Lucia Perrone Capano (hrsg. v.), *Das Italien des Alfred Andersch. Interkulturelle und intermediale Konstellationen*, Istituto Italiano di Studi Germanici, Roma 2022, pp. 248, € 25

Andreina Lavagetto (a cura di), *Germanisti italiani e leggi razziali: fra subalternità e resistenza*, Istituto Italiano di Studi Germanici, Roma 2022, pp. 168, € 18

Edoardo Lombardi, *Uno Stato senza nazione. L'elaborazione del passato nella Germania comunista (1945-1953)*, Unicopli, Milano 2022, pp. 246, € 18

Roberto Lorenzetti, *L'ultimo dei Dohrn. Peter Roman Dohrn dal Mediterraneo alla Valle Reatina sempre «...in alleanza con la natura»*, Il Formichiere, Foligno 2022, pp. 255, € 18

Arianna Maceratini, *La funzionalità normativa. Complessità sociale e diritto nella teoria dei sistemi di Niklas Luhmann*, I Libri di Emil, Città di Castello 2022, pp. 176, € 18

Claudio Magris – Paolo Di Paolo, *Inventarsi una vita. Un dialogo*, La Nave di Teseo, Milano 2022, pp. 192, € 15

Silvia Malcovati, *La Berlino di Schinkel*, LetteraVentidue, Siracusa 2022, pp. 136, € 9,90

Magda Martini, *Una provincia tutta da inventare. L'annessione dell'Alto Adige all'Italia (1918-1922)*, Carocci, Roma 2022, pp. 268, € 29

Brian McGuinness, *Wittgenstein tra Vienna e Cambridge. Origine e rapporti con la cultura e i pensatori del suo tempo*, a cura di Rosaria Egidi – Roberto Pujia, Quodlibet, Macerata 2022, pp. 192, € 20

Marcello Meli, *Re eroi poeti. Lezioni di filologia germanica*, La Finestra Editrice, Lavis 2022, pp. 256, € 28

Raffaele Mellace, *La voce di Bach. Passioni, Oratori, Messe, Mottetti, Magnificat*, Carocci, Roma 2022, pp. 256, € 25

Rossana Menghini, *L'«Ifigenia in Tauride» di Goethe. Genesi e maturità*, Castelvevchi, Roma 2022, pp. 216, € 21

Giulia Miglietta, *All'origine del funzionalismo. Con l'autobiografia di Hans Vaihinger*, La Scuola di Pitagora, Napoli 2022, pp. 112, € 13

Massimo Minini, *Kiefer e Feldmann. Eroi e antieroi nell'arte tedesca contemporanea*, Johan & Levi, Monza 2022, pp. 68, € 10

Giuseppe Molinari – Matteo Settura (a cura di), *(In-)attualità di Adorno. Tra estetica e dialettica*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 260, € 22

Fabio Mollica, *Johann Strauss. Il valzer, Vienna e la danza. Alle origini della musica da ballo*, Audino, Roma 2022, pp. 112, € 16

Sandro M. Moraldo (a cura di), *Antisemitismus*, «Cultura tedesca», 63 (2022)

Ernesto Napolitano, *Forme dell'addio. L'ultimo Gustav Mahler*, EDT, Torino 2022, pp. 420, € 27

Nerofonte – Camilla Nacci, *Omaggio a Kafka. Undici artisti al castello di Pergine*, Publistampa, Pergine Valsugana 2022, pp. 36, € 12

Alessio Nistri, *Ritratti di bibliofili. Culto e simbologia del libro e della biblioteca nella letteratura tedesca primonovecentesca*, Tralerighe Editore, Lucca 2022, pp. 224, € 15

Mattia Filippo Orsatti – Giovanni Andreozzi (a cura di), *Ontologia relazionale. Saggi sull'idealismo tedesco. Figure, attraversamenti, incursioni*, Istituto Italiano per gli Studi Filosofici, Napoli 2022, pp. 204, € 20

Francesca Ottavio, *Frieda von Bilow. Dal romanzo coloniale alla scrittura femminile*, Guida, Napoli 2021, pp. 218, € 13

Piero Paci, *Johann Leberecht Schmucker allievo ed amico del chirurgo Henri-François Le Dran (XVIII secolo)*, Edizioni Libreria Piani, Monte San Pietro 2022, pp. 136, € 20

Daniela Padularosa, *Danza, Cassandra... Percorsi nel mito in Christa Wolf*, Artemide, Roma 2022, pp. 194, € 30

Francesco Palermo – Jens Woelk, *Germania*, Il Mulino, Bologna 2022, pp. 168, € 18

Paolo Paolozza, *Jung e il suo doppio. L'ombra del funambolo nei seminari sullo «Zarathustra» di Nietzsche*, Castelvecchi, Roma 2022, pp. 160, € 17,50

Paolo Pasqualucci, *Infelix Austria. Una critica del «mito asburgico», versione cattolica*, Solfanelli, Chieti 2022, pp. 168, € 13

Tullio Pericoli, *Un digiunatore di Franz Kafka*, Adelphi, Milano 2022, pp. 91, € 24

Daniele Perra, *Stato e Impero da Berlino a Pechino. L'influenza del pensiero di Carl Schmitt nella Cina contemporanea*, Anteo Edizioni, Cavriago 2022, pp. 200, € 20

Albert Pethö, *I servizi segreti dell'Austria-Ungheria*. Nuova edizione, trad. di Costanza Fabbrissin, Libreria Editrice Goriziana, Gorizia 2022, pp. 470, € 22

Stefano Petrucciani, *Pensare con Marx. Interpretazioni e letture*, Carocci, Roma 2022, pp. 188, € 21

Maurizio Pirro – Luca Zenobi (a cura di), *«La Nascita della tragedia» di Friedrich Nietzsche. Centocinquanta'anni dopo*, «Cultura tedesca», 64 (2022)

Federica Pitillo, *La meraviglia del barbaro. L'intelletto negli scritti jenesi di Hegel (1801-1805)*, Il Mulino, Bologna 2022, pp. 284, € 25

Silvia Pogliano, *Der andersartige Anfang. Grund und Freiheit bei Schelling und Pareyson. Mit der deutschen Übersetzung eines Aufsatzes aus Pareysons «Ontologia della libertà»*, Karl Alber Verlag, Baden Baden 2022, pp. 244, € 52

Stefano Quirico, *L'Europa di Wilhelm Röpke. Liberalismo, federalismo, nazione*, Il Mulino, Bologna 2022, pp. 256, € 21

- Alex Ross, *Wagnerismi. Arte e politica all'ombra della musica*, trad. dall'inglese di Lorenzo Parmiggiani – Andrea Silvestri, Bompiani, Milano 2022, pp. 1184, € 35
- Neville Rowley (ed. by), *Donatello and Berlin. Research, Memories and Rediscoveries*, «Predella», 24 (2021)
- Emanuele Sbardella, *Zwischen «Munitionen» und «Musikalien». Das Geldmuseum der Deutschen Reichsbank und die Umstrukturierung des numismatischen Lebens während der NS-Diktatur*, Tesi di dottorato, Technische Universität Berlin 2020, pp. 941 (pubblicata in <<https://depositonce.tu-berlin.de/handle/11303/13810>>)
- Rolf Seubert, *Vejano 5-8 giugno 1944. Le narrazioni italiane e tedesche tra storia e memoria*, a cura di Nicoletta Recchia, Davide Ghaleb Editore, Roma 2022, pp. 112, € 12
- Renato Solmi, *Lezioni di filosofia. Da Fichte a Lukács*, Quodlibet, Macerata 2022, pp. 256, € 18
- Tommaso Speccher, *La Germania sì che ha fatto i conti col nazismo*, Laterza, Roma-Bari 2022, pp. 200, € 14
- Gian Stefano Spoto – Anna Maria Gualdesi, *Dive. Le donne e gli uomini di Marlene Dietrich*, Graphofeel, Roma 2022, pp. 276, € 19
- Francesco Tacchi, *La Curia romana e la Germania durante la crisi modernista. L'«Integralismusstreib» tedesco (1900-1914)*, Viella, Roma 2022, pp. 224, € 28
- Angela Taraborrelli, *Hannah Arendt e il cosmopolitismo. Stato, comunità, mondi in comune*, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 158, € 15
- Brunella Torresin, *Nel gran teatro della natura. Maria Sibylla Merian donna d'arte e di scienza (1647-1717)*, Pendragon, Bologna 2022, pp. 234, € 18
- Lorenzo Trapassi, *La fragile intesa. Berlino e le relazioni euro-atlantiche nei primi anni della Guerra fredda*, Luiss University Press, Roma 2022, pp. 178, € 16
- Massimiliano Valerii, *Le ciliegie di Hegel. Una riflessione sull'idea di libertà*, Ponte alle Grazie, Firenze 2022, pp. 288, € 16,80
- Marco Vannini, *Beati pauperes spiritu. Attualità di Meister Eckhart*, Lindau, Torino 2022, pp. 172, € 19
- Luigi Vero Tarca (a cura di), *A partire dal «Tractatus». Wittgenstein cent'anni dopo*, «Il Pensiero», 60 (2022), 2
- Martina Winkelhofer, *Sissi. La vera storia. Il cammino della giovane imperatrice*, trad. di Federica Saccucci, Giunti, Firenze 2022, pp. 336, € 19
- Christoph Wulff, *L'universo musicale di Bach*, trad. di Patrizia Rebullà – Elli Stern, Il Saggiatore, Roma 2022, pp. 528, € 65
- Alessandro Zironi, *Filologia germanica. Lingua, storia, cultura, testi*, Le Monnier, Firenze 2022, pp. 372, € 35

Saggi. Linguistica e didattica della lingua

Federica Cognola – Manuela Caterina Moroni, *Le particelle modali del tedesco. Caratteristiche formali, proprietà pragmatiche ed equivalenti funzionali in italiano*, Carocci, Roma 2022, pp. 240, € 25

Joachim Gerdes, *Glaube, Wissenschaft, Sprache. Eine diachronische Studie zur protestantisch-theologischen Fachsprache im 20. Jahrhundert*, De Gruyter, Berlin-Boston 2022, pp. 362, € 109,95

Rita Luppi – Eva-Maria Thüne (a cura di), *Biografie linguistiche. Esempi di linguistica applicata. M2*, Centro di Studi Linguistico-Culturali, Bologna 2022, pp. 150 (open access: <http://amsacta.unibo.it/6944/>)

Ulrike Reeg, «*Zwischen Nähe und Distanz*». *Einsichten in die Auseinandersetzung mehrsprachiger Autorinnen und Autoren mit ihrem literarischen Schreibprozess*, Narr Francke Attempto, Tübingen 2022, pp. 188, € 58

Edizioni e traduzioni

Günther Anders, *L'emigrante*, trad. di Elena Sciarra, Donzelli, Roma 2022, pp. 366, € 16

Lou Andreas-Salomé, *L'umano come donna*, trad. di Giovanna Agabio, Vanda Edizioni, Milano 2022, pp. 70, € 9,90

Hannah Arendt, *Noi rifugiati*, a cura di Donatella Di Cesare, Einaudi, Torino 2022, pp. 112, € 12

Marlene Averbek, *L'atelier dei sogni. La saga dei Lichtenstein*, trad. di Alessandra Petrelli, Sperling & Kupfer, Milano 2022, pp. 385, € 18,90

Ingeborg Bachmann, *Anrufung des Großen Bären (Werke und Briefe. Salzburger Bachmann Edition, Bd. 6)*, hrsg. v. Luigi Reitani, Piper, München-Berlin-Zürich – Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2022, pp. 332, € 28

Eva-Maria Bast, *Il romanzo di Elisabetta. Da giovane donna a regina d'Inghilterra*, trad. di Irene Abigail Piccinini – Federica Garlaschelli – Maria Carla Dallavalle, Tre60 Edizioni, Milano 2022, pp. 304, € 16

Hermann Bausinger, *La società dei risultati. Sfaccettature della cultura del quotidiano*, trad. di Luca Renzi – Francesca Santini, Pacini, Pisa 2022, pp. 198, € 17

Anne Becker, *La più bella nuotata della mia vita*, trad. di Claudia Valentini, Uovonero, Crema 2022, pp. 212, € 15

Hans Belting, *Immagine e culto. Una storia dell'immagine prima dell'età dell'arte*, a cura di Luca Vargiu, Carocci, Roma 2022, pp. 900, € 100

Klaus Berger, *Un cammello per la cruna di un ago? L'umorismo di Gesù*, trad. di Marco Zambon, Queriniana, Brescia 2022, pp. 240, € 28

Birgit Birnbacher, *Fuori*, trad. di Emilia De Paola, Mar dei Sargassi Edizioni, Napoli 2022, pp. 270, € 18

Marica Bodrožić – Tanja Raich – Monique Schwitter – Clemens J. Setz – Daniel Wisser, *Indifferenza II*, a cura di Anna Rottensteiner, Edizioni Alphabeta Verlag, Merano 2021, pp. 176, € 16

Corina Bomann, *Il segreto di Matilda. Le signore di Löwenhof*, trad. di Rachele Sallerno, Giunti, Firenze 2022, pp. 592, € 13

Wolfgang Borchert, *Quel martedì*, trad. di Nino Muzzi, Castelvechi, Roma 2022, pp. 128, € 15

Hermann Buhl, *È buio sul ghiacciaio*, trad. di Irene Affentranger, Corbaccio, Milano 2022, pp. 448, € 22

Kerstin Cantz, *La signorina Zeisig e l'amico americano*, trad. di Anna Carbone, Emons Edizioni, Roma 2022, pp. 290, € 15

Alex Capus, *I figli del re*, trad. di Lucia Ferrantini, Keller, Rovereto 2022, pp. 224, € 16

Gilbert Keith Chesterton, *La barbarie di Berlino*, trad. dall'inglese di Martino Cervo, Rubbettino, Soveria Mannelli 2022, pp. 80, € 10

Ernst Robert Curtius, *Letteratura europea e Medio Evo latino*, a cura di Roberto Antonelli, Quodlibet, Macerata 2022, pp. LII+932, € 34

Max Dauthendey, *Gli otto volti del lago Biwa. Storie d'amore giapponesi*, a cura di Gabriella Rovagnati, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 134, € 14

Zora Del Buono, *La marescialla*, trad. di Domenico Mugnolo, Keller, Rovereto 2022, pp. 384, € 18,50

David Edmonds, *L'assassinio del professor Schlick. Ascesa e declino del Circolo di Vienna*, trad. dall'inglese di Lorenzo Marinucci, Hoepli, Milano 2022, pp. 322, € 22,90

Hans Magnus Enzensberger, *Artisti della sopravvivenza. Sessanta vignette letterarie del Novecento*, trad. di Isabella Amico Di Meane, Einaudi, Torino 2022, pp. 184, € 19

Jenny Erpenbeck, *Il libro delle parole*, trad. di Ada Vigliani, Sellerio, Palermo 2022, pp. 160, € 13

Leonhard Euler, *Introduzione all'analisi degli infiniti*, vol. 1, trad. dal latino di Carmine Suriano, Book Time, Milano 2022, pp. 480, € 29

Heinrich Hermann Fitting, *Sulla nozione di condizione*, a cura di Martina D'Onofrio, Pacini, Pisa 2022, pp. 112, € 14

Leonhard Frank, *Seduazione e ritorno*, trad. di Nadia Centorbi – Nancy Ceravolo – Paola Del Zoppo, Del Vecchio, Roma 2022, pp. 320, € 19

Ernst Friedrich, *Guerra alla guerra!*, trad. di Debora Barattin, WoM Edizioni, s.l. 2022, pp. 240, € 23,90

Sigmund Freud, *Incredulità sull'Acropoli*, a cura di Peter Girardi, La Vita Felice, Milano 2022, pp. 100, € 12

Sigmund Freud, *L'uomo Mosè. Un romanzo storico*, prefazione di Giovanni Filoramo, commento di Thomas Gindele, traduzione di Johanna Vennemann, Castelveccchi, Roma 2022, pp. 380, € 25

Max Frisch, *Montauk*, trad. di Matteo Galli, Mondadori, Milano 2022, pp. 180, € 12

Karl-Markus Gauss, *Viaggio avventuroso nella mia stanza*, trad. di Enrico Arosio, Keller, Rovereto 2022, pp. 256, € 18

Harald Gilbers, *Il ponte aereo per Berlino. Il commissario Oppenheimer e l'indagine tra Est e Ovest*, trad. di Angela Ricci, Emons Edizioni, Roma 2022, pp. 386, € 16

Friedrich Glauser, *Il grafico della febbre*, trad. di Gabriella De' Grandi, Sellerio, Palermo 2022, pp. 248, € 10

Johann Wolfgang Goethe – Friedrich Schiller, *Carteggio 1794-1805. Edizione integrale*, a cura di Maurizio Pirro – Luca Zenobi, Istituto Italiano di Studi Germanici, Roma – Quodlibet, Macerata 2022, pp. XLVI+992, € 60

Georges-Arthur Goldschmidt, *Dopo l'esilio*, trad. di Alessandra Luise – Sarina Reina, Giuntina, Firenze 2022, pp. 88, € 14

Frank Goldammer, *Mille diavoli*, trad. di Francesco Vitellini, TimeCrime, Roma 2022, pp. 272, € 16

Romano Guardini, *1945. Parole per un nuovo orientamento*, trad. di Gloria Dell'Eva, Morcelliana, Brescia 2022, pp. 288, € 22

Rudolf Hagelstange, *Credo veneziano*, a cura di Alberto Noceti – Massimo Bacigalupo, Il Canneto, Genova 2022, pp. 96, € 15

Lukas Hartmann, *L'ultimo canto*, trad. di Lucia Ferrantini, Guanda, Parma 2022, pp. 240, € 18

Mela Hartwig, *Inferno*, a cura di Silvia Verdiani, Spider & Fish, Firenze 2022, pp. 215, € 18

Romy Hausmann, *Perfect Day*, trad. di Daniele Alida, Giunti, Firenze 2022, pp. 384, € 16,90

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Enciclopedia filosofica (Nürnberg, 1808-09)*, edizione critica del manoscritto con traduzione a fronte a cura di Paolo Giuspoli, Istituto Italiano per gli Studi Filosofici, Napoli 2022, pp. 192, € 20

Veit Heinichen, *Lontani parenti*, trad. di Monica Pesetti, e/o, Roma 2022, pp. 278, € 18

Dora Heldt, *La villa sul lago*, trad. di Maria Carla Dallavalle, Tre60 Edizioni, Milano 2022, pp. 516, € 24

Monika Helfer, *I Moosbrugger*, trad. di Scilla Forti, Keller, Rovereto 2022, pp. 216, € 16,50

Calla Henkel, *I vestiti degli altri*, trad. di Stefania De Franco, Guanda, Parma 2022, pp. 336, € 19

Theodor Herzl, *I delusi. Die Enttäuschten*, a cura di Maria Teresa Dal Monte, Brenner, Cosenza 2022, pp. 248, € 25

Dieter von Hildebrand, *Umiltà. Sorgente di virtù*, a cura di Elisa Grimi, Centro Studi Campostrini, Verona 2022, pp. 96, € 10

E.T.A. Hoffmann, *Automi, bambole e fantasmi*, trad. di Eva Banchelli – Simone Costagli – Alessandro Fambrini – Matteo Galli – Riccardo Morello, L'Orma, Roma 2022, pp. 244, € 18

E.T.A. Hoffmann, *Racconti dal buio*, a cura di Giulio Schiavoni, Rizzoli, Milano 2022, pp. 912, € 15

Hugo von Hofmannsthal, *Viaggi*, trad. di Nino Muzzi, Castelvecchi, Roma 2022, pp. 84, € 11,50

Edmund Husserl, *Esperienza e giudizio. Ricerche sulla genealogia della logica*, a cura di Ludwig Landgrebe – Felice Masi, Scholé, Brescia 2022, pp. 352, € 29

Edmund Husserl, *Esperienze del mondo: l'essere umano e l'animale*, a cura di Gemmo Iocco, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 84, € 10

Ernst Jünger, *La pace. Una parola ai giovani d'Europa e ai giovani del mondo*, trad. di Adriana Apa, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 96, € 9,50

Franz Kafka, *Una relazione per un'accademia*, a cura di Ginevra Quadrio Curzio – Micaela Latini, La Vita Felice, Milano 2022, pp. 76, € 8

Heinrich von Kleist, *Il teatro delle marionette*, trad. di Leone Traverso, illustrazioni di Enrico Tronconi, Il Nuovo Melangolo, Genova 2022, pp. 80, € 8

Thilo Krause, *Che si dice mentre tuona*, trad. di Roberta Gado, Marcos y Marcos, Milano 2022, pp. 217, € 20

Volker Kutscher, *Il tempio del piacere*, trad. di Marina Pugliano – Valentina Tortelli, SEM, Milano 2022, pp. 600, € 22

Volker Kutscher, *Ombre su Berlino. Le indagini di Gereon Rath*, vol. 1, trad. di Palma Severi – Rosanna Vitale, Feltrinelli, Milano 2022, pp. 480, € 14

Alexander Lernet-Holenia, *Il conte Luna*, trad. di Giovanna Agabio, Adelphi, Milano 2022, pp. 174, € 18

Klaus Mann, *La morte del cigno – Finestra con le sbarre – Gli ultimi giorni di Luigi II di Baviera*, a cura di Peter Girardi, La Vita Felice, Milano 2022, pp. 180, € 13

Klaus Mann, *Punto d'incontro all'infinito*, trad. di Massimo Ferraris, Castelvecchi, Roma 2022, pp. 244, € 20

Herbert Marcuse, *Critica della società repressiva*, a cura di Leonardo Distaso, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 166, € 16

Christoph Menke, *Diritto e violenza*, a cura di Francesco Mancuso – Giovanni Andreozzi, Castelvechi, Roma 2022, pp. 144, € 17

Gustav Meyrink, *La casa dell'alchimista*, trad. di Piero Cammerinesi, Edizioni Theoria, Rimini 2022, pp. 96, € 13

Jürgen Moltmann, *Teologia politica del mondo moderno*, trad. di Marta Quatrala, Claudiana, Torino 2022, pp. 205, € 19

Hanni Münzer, *Le ali della speranza*, trad. di Federica Garlaschelli, Nord, Milano 2022, pp. 516, € 22

Robert Musil, *Pagine postume pubblicate in vita*, a cura di Peter Girardi, La Vita Felice, Milano 2022, pp. 348, € 16

Sibylle von Olfers, *La piccola storia dei bambini neve. Il viaggio di Nina*, trad. di Elena Spagnoli, Edizioni Pulce, Santarcangelo di Romagna 2021, pp. 28, € 11,50

Stephan Orth, *L'Iran dietro le porte chiuse*, trad. di Melissa Maggioni, Keller, Rovereto 2022, pp. 340, € 18,50

Anita Pichler, *Haga Zussa. L'amante del caso*, trad. di Donatella Trevisan, Edizioni Alphabeta Verlag, Merano 2022, pp. 168, € 14

Juliane Pickel, *Mondo cane*, trad. di Francesco Becchi, Pelledoca editore, Milano 2022, pp. 258, € 16

Ursula Poznanski – Arno Stobbel, *Invisibile*, trad. di Rachele Salerno, Giunti, Firenze 2022, pp. 336, € 9,90

Holly-Jane Rahlens, *Trovarsi a Berlino*, trad. dall'inglese di Federico Taibi, Gallucci Bros, Roma 2022, pp. 224, € 13,50

Hans Raimund, *Leben mit dem Tier / Vivere con la bestia*, trad. di Augusto Debove, Edizioni dell'Angelo, Palermo 2022, pp. 18, s.i.p.

Christoph Ransmayr, *Il maestro della cascata*, trad. di Margherita Carbonaro, Feltrinelli, Milano 2022, pp. 160, € 16

August Wilhelm Rehberg, *Sul rapporto tra metafisica e religione*, a cura di Sebastiano Ghisu, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 122, € 12

Erich Maria Remarque, *Arco di Trionfo*, trad. di Bruno Maffi, Neri Pozza, Vicenza 2022, pp. 512, € 18

Angelo Ridolfi, «*La lingua madre originale ed indigena dell'Europa*». *Scritti di cultura tedesca (1788-1822)*, a cura di Maurizio Pirro, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 106, € 10

Rainer Maria Rilke, *Elegie duinesi*, trad. di Andrea Landolfi, Elliot, Roma 2022, pp. 128, € 16,50

Rainer Maria Rilke, *Elegie duinesi – Duineser Elegien*, trad. di Ulderico Pomarici, Castelvechi, Roma 2022, pp. 88, € 12

Rainer Maria Rilke, *Elegie duinesi da leggere ad alta voce*, trad. di Giuliano Corti, Mille Gru, Monza 2022, pp. 112, € 15

Rainer Maria Rilke, *Finestre*, trad. di Angelo Airò Farulla, Genesi Editrice, Torino 2022, pp. 68, € 10

Rainer Maria Rilke, *L'ora di ginnastica e altri racconti*, a cura di Anna Ruchat, trad. di Cristina Costantini, Ibis, Como-Pavia 2021, pp. 95, € 7

Rainer Maria Rilke, *Noi siamo le api dell'invisibile. Lettere da Muzot*, a cura di Franco Rella, De Piante, Milano 2022, pp. 121, € 14

Maximilian Rosar, *Il silenzio dei morti. Il commissario Preusser e l'omicidio da insabbiare*, trad. di Simone Buttazzi, Emons Edizioni, Roma 2022, pp. 290, € 15

Pia Rosenberger, *L'artista delle donne. Vita di Niki de Saint Phalle*, trad. di Chiara Ujka, Beat, Milano 2022, pp. 304, € 19

Ralf Rothmann, *Hotel degli insonni*, trad. di Enrico Arosio, Neri Pozza, Vicenza 2022, pp. 192, € 18

Felix Salten, *Bambi. Una vita nella foresta*, trad. di Matteo Chiarini, Castelveccchi, Roma 2022, pp. 144, € 16

Sasha Marianna Salzmann, *Nell'uomo tutto deve essere bello*, trad. di Fabio Cremonesi, Marsilio, Venezia 2022, pp. 336, € 19

Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling, *Sullo spirito della filosofia platonica. Il «Timeo» di Platone: commento manoscritto (1794)*, a cura di Laura Follesa, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 282, € 25

Friedrich Schlegel – Dorothea Schlegel, *La storia di Mago Merlino*, trad. di Silvia Alfonsi, Edizioni Studio Tesi, Roma 2022, pp. 280, € 22

Ferdinand von Schirach – Alexander Kluge, *La gentilezza della ragione*, trad. di Chiara Ujka, Neri Pozza, Vicenza 2022, pp. 144, € 17

Bernhard Schlink, *La nipote*, trad. di Susanne Kolbe, Neri Pozza, Vicenza 2022, pp. 336, € 19

Bernhard Schlink – Walter Popp, *La giustizia di Selb*, trad. di Umberto Gandini, Beat Edizioni, Milano 2022, pp. 272, € 18

Carl Schmitt, *Costituzione e istituzione*, a cura di Mariano Croce – Andrea Salvatore, trad. di Matteo Bozzon, Quodlibet, Macerata 2022, pp. 172, € 18

Raoul Schrott, *Il deserto di Lop*, trad. di Giulia A. Disanto, La Grande Illusion, Pavia 2022, pp. 168, € 21

Raimund Schulz, *Avventurieri in terre lontane. I grandi viaggi esplorativi e la comprensione del mondo nell'antichità*, trad. di Alice Rampinelli, Keller, Rovereto 2022, pp. 756, € 30

Ingo Schulze, *La rettitudine degli assassini*, trad. di Stefano Zangrando, Feltrinelli, Milano 2022, pp. 272, € 18

Paul Scraton, *Berlino Blues*, trad. dall'inglese di Cristina Cicognini, 8tto Edizioni, Milano 2022, pp. 304, € 19

W.G. Sebald, *Tessiture di sogno*, trad. di Ada Vigliani, Adelphi, Milano 2022, pp. 243, € 19

Anna Seghers, *I morti dell'isola di Djal e altre leggende*, trad. di Daria Biagi, L'Orma, Roma 2022, pp. 224, € 20

Werner Sollors, *Ein Kind in Bergen-Belsen / Un bambino a Bergen-Belsen*, a cura di Marita Liebermann, Libreria Editrice Cafoscarina, Venezia 2022, pp. 130, € 10

Joseph Spillmann, *Il nero Schumacher*, trad. di Elisabetta E. Rossoni, a cura di Francesco Cerea, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 354, € 27

Rudolf Steiner, *Gli enigmi nel «Faust» di Goethe*, trad. di Mario Tabet, Editrice Antroposofica, Milano 2022, pp. 80, € 10

Andreas Steinhöfel, *Il centro del mondo*, trad. di Angela Ricci, La Nuova Frontiera, Roma 2022, pp. 448, € 18,50

Britta Teckentrup, *La penna*, trad. di Sante Bandirali, Uovonero, Crema 2022, pp. 88, € 19,50

Ines Thorn, *La libreria clandestina*, trad. di Irene Abigail Piccinini, Tre60 Edizioni, Milano 2022, pp. 286, € 18,60

B. Traven, *La rivolta degli appesi*, trad. di Debora Barattin, WoM Edizioni, s.l. 2022, pp. 256, € 20

B. Traven, *Macario*, trad. di Matteo Pinna, WoM Edizioni, s.l. 2022, pp. 72, € 9,90

Eric Voegelin, *Vangelo e cultura*, a cura di Giuliana Parotto – Umberto Lodovici, Morcelliana, Brescia 2022, pp. 102, € 10

Peter Weiss, *Convalescenza*, a cura di Serena Grazzini, trad. di Roberta Calamita, Mimesis, Milano-Udine 2022, pp. 470, € 28

Franz Werfel, *Il parco giochi e altri racconti inediti*, trad. di Sofia Dilaghi, Passigli, Firenze 2022, pp. 240, € 18,50

Heinrich Wölfflin, *Capire l'opera d'arte*, a cura di Andrea Pinotti, trad. di Umberto Barbaro, Castelvecechi, Roma 2022, pp. 76, € 9

Heinrich Wölfflin, *Rinascimento e Barocco. Ricerca intorno all'essenza e all'origine dello stile barocco in Italia*, trad. di Angelica Tizzo, Abscondita, Milano 2022, pp. 184, € 21,50

Stefan Zweig, *La casa sul mare*, trad. di Diana Battisti, Editoria e Spettacolo, Spoleto 2022, pp. 172, € 16

Abstracts

Manfred Frank, *Hölderlin and Novalis' Philosophical Beginnings (1795)*

The ‘constellation research’ founded by Dieter Henrich carefully reconstructed Hölderlin’s philosophical beginnings, uncovering educational preconditions that apply just as much to his somewhat younger contemporary Friedrich von Hardenberg (who later called himself Novalis). But this parallel has never interested constellation research, which may not be called at all blind to early Romanticism. Yet both Hölderlin and, even more so, Novalis arrived at their first philosophy influenced by Reinhold’s *Grundsatzphilosophie*. Over time, especially in their encounter with Friedrich Immanuel Niethammer, they came to doubt the idea of the derivability of true propositions (*Urtheile*) from a supreme ‘principle’ secured by evidence. This doubt subsequently led them to tackle Fichte’s *Wissenschaftslehre*, in which they saw an idealistically exaggerated new version of Reinhold’s elementary philosophy. This is what my article aims to illustrate on the basis of the most significant textual findings.

Stefano Franchini, *The Exorbitant Beast. Remarks on the Historical Anthropology of the Ape*

The rise of Darwinism gradually gave the ape an unprecedented anthropological centrality – not only in biological sciences, but also in the philosophy of history and in literature. In Darwin’s age, however, specific traditional characteristics were associated with the definition of the ape, attributing a social value that cannot be taken for granted to the animal. By means of an investigation into the use of the term *Affe* in many German compounds, this article shows how the construction of modern ‘bourgeois’ self-consciousness took place in rapport with the coeval symbolic and projective representation of the ape. Due to its anthropomorphic nature, the ape works *ipso facto* as a deforming mirror of human beings. In the eyes of the bourgeois,

this anthropological mirror cannot but return an image that is always imperfect (irrational, ridiculous, childish, grotesque), far from the ideal of self-discipline on which the so-called ‘civilisation process’ rested, and still rests.

Fabian Lampart, *The Metropolitan Lyric Poems of the Postwar Period. Heinrich Böll’s Cologne Trilogy and Other Poems*

Heinrich Böll was known in German postwar literature primarily as a committed intellectual and author of novels and short stories. Less visible were his poems, which are neither among the great lyrical texts of postwar literature nor exclusively occasional poetry – although occasional poems make up an important part of Böll’s body of work. The writer of poems also expresses concerns typical of Böll as an author in general, such as themes of everyday life, social problems, or issues of religion. This is particularly evident in the poems written between 1968 and 1984, in which he speaks of his hometown of Cologne. Changes of the postwar decades are thereby problematized within the horizon of Cologne’s history. Böll thus delivers a noteworthy attempt to update the tradition of metropolitan poetry beyond National Socialism and the postwar period.

Elena Agazzi, *Die Stimme hinter dem Vorhang by Gottfried Benn and Die Box by Günter Grass. Late Style and Generational Gap*

The framework for this unprecedented comparison between one of Günter Grass’s final works, *Die Box* (The Box: Tales from the Darkroom, 2008) and Gottfried Benn’s *Die Stimme hinter dem Vorhang* (The Voice Behind the Curtain), a *Dialogendrama* published in 1952, is provided by some of Edward Said’s considerations on ‘late style’ in artistic work. By reconstructing – with the aid of some comments on Grass’s text – the reasons for the staging of a dialogue between a father and his children (present in a different way in Benn’s work), this article reveals an interesting epochal cross-section of the two periods in which these works appeared. Thanks to a specific device that acts as a medium between the past and the future – in Benn’s case the *Sonntagszeitung* and in Grass’ case the photographic device known as *Agfa-Box* by his friend Maria Rama – they activate a ‘radar’ vision on reality and a diagnosis on the artistic-self characterized by lights and shadows. The points of contact between the two works are thus evident.

Vittorio Höfle, *The Senile Result of a Precocious Mind. Jugend, gestern by Albert von Schirnding*

The essay analyses Albert von Schirnding's autobiographical text *Jugend, gestern. Jahre – Tage – Stunden* (2015) and defends its high artistic value. The depiction of the youth of a Catholic aristocrat born in 1935 and exhibiting great talent early on, who later withdrew from literary circles into quiet work as a teacher of ancient languages at a Bavarian *Gymnasium*, makes the content, the complex interweaving of the documentary and fictional dimensions as well as the integration of the author's early diaries from the 1950s with his reflections sixty years later make the form of the book enticing both for historical and aesthetic reasons.

Vincenzo Gannuscio, *Lexical Strategies of Anti-Hegemonic Identity Formation in the Populist-Conspiratorial Rhetoric of the Alternative für Deutschland (AfD)*

Since its entry into politics, the Alternative für Deutschland (AfD) has programmatically positioned itself against the 'old parties' and against a political 'oligarchy' which, in the party's view, holds the power for decision-making. This clear stance against a supposedly secret collective is a recurring theme in the party's communication, which appears to indicate that this position against the established decision makers is of fundamental importance for the party's identity formation. Based on this, the article will describe some of the terminology used by the AfD for its anti-hegemonic identity profiling. The article will also examine whether the conspiratorial tone echoing in these statements is also present in the content of the campaign communications.

Francesca Fabbri, *On the Trail of Arthur Schopenhauer in Weimar. The Young Philosopher and the Ducal Library*

The Weimar period played an essential role in the development of the young Schopenhauer; not only for the opportunity to meet and debate with Johann Wolfgang von Goethe, but also for the cultural impressions that the residential town proposed at the time – especially the ducal (albeit public!) library, which owned the best editions of the classical authors and their translations. Moreover, the proximity of the University of Jena and the vigorous activity of Friedrich Justin Bertuch's publishing house, open to the Eastern world, also played important roles. The young Schopenhauer seized upon these opportu-

nities: his research and reflections remain documented in the library's loan registers, presented and discussed here for the first time in the context of his short stays in the town.

Maurizio Pirro, *On the Early Italian Reception of Stefan George. Correspondence between Robert Boehringer and Leone Traverso (1935-1939)*

In the Robert Boehringer collection kept in the Stefan George Archiv in Stuttgart, there is a series of letters that draws a detailed picture of the Italian reception of Stefan George's poetry in the aftermath of his death. Leone Traverso, who tried to present himself as the most suitable translator of German Symbolism thanks to his works on Rilke and George, wrote to Boehringer, who was the testamentary executor of George's estate. Torn between the need for a vaster circulation of the poet's work and the need to make sure that strict stylistic criteria for its translation were met, Boehringer ensured Traverso considerable support in dealing with publishers and other personalities close to the George-Kreis. He also instructed some experienced readers (e.g. Leonello Vincenti) to assess the young translator's work. After staying in close contact between 1935 and 1936, Traverso's impatience and a few missteps on his part led Boehringer to lose interest in the project, which would eventually see the light in 1939 as part of the poetry series by Guanda.

Sabine Hoffmann, *Critical Feedback in International Video Conferences on Training Teachers of German as a Foreign Language*

This article deals with how teachers of German as a foreign language negotiate negative or critical feedback among themselves in international video conferences. After a brief overview of the state of the art in research on negative or critical feedback in teacher training, the concept of collegial feedback in the Erasmus+ project LEELU (www.leelu.eu) is presented, providing the data basis for this empirical study. Sequences were selected from the video conferences that took place during the training and were examined by a multimodal microanalysis. The aim of the study is to reveal how foreign language teachers with varied knowledge of German give critical feedback and react to it. The emerging patterns of action should contribute to a better knowledge of feedback competencies in order to support teachers of German as a foreign language in further digital training.

Hanno collaborato

Elena Agazzi è Professoressa ordinaria di Letteratura tedesca all'Università di Bergamo. Borsista della Alexander von Humboldt Stiftung, ha ricoperto incarichi di *Gastprofessorin* presso varie università europee. Componente del Consiglio direttivo dell'IVG, si è occupata di letteratura dell'illuminismo, cultura tedesca del Novecento e memoria culturale. Tra le sue pubblicazioni: *Hermann Brochs Vergil-Roman* (curato con G. Gabbiadini e P.M. Lützeler, Stauffenburg 2016); *Distorsioni percettive nella 'Moderne'* (curato con R. Calzoni), «Cultura tedesca», 55 (2018); *The Queen's Two Bodies. Maria Stuart und Elisabeth I von Schiller bis Jelinek* (curato con G. Dane e G. Pailer), «Jahrbuch für internationale Germanistik», 143 (2021).

Francesca Fabbri si è laureata e specializzata in Storia dell'arte all'Università di Genova. Vive e lavora a Weimar, dove collabora con le Università di Jena, Erfurt e con la Klassik Stiftung Weimar. Presso il Goethe- und Schiller-Archiv ha realizzato recentemente due esposizioni sui lasciti di Adele Schopenhauer e Ottilie von Goethe. Ha al suo attivo numerose pubblicazioni internazionali sull'arte medievale e moderna, la scrittura femminile ottocentesca e le collezioni goethiane.

Stefano Franchini ist seit 2022 *Senior Researcher* am Istituto Italiano di Studi Germanici in Rom. Zuvor Studium der Politikwissenschaften, Promotion in Religionswissenschaften in Bologna und Heidelberg und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Turin und Bergamo. Forschungsschwerpunkte: Historische Anthropologie in den Bereichen der jüdischen Religionsgeschichte und der deutschen Literaturgeschichte; Deutsch-jüdische Kultur und Antisemitismusforschung. Er hat zahlreiche Übersetzungen von Werken aus unterschiedlichen Sprachen veröffentlicht.

Manfred Frank hat in Heidelberg und Berlin Philosophie, Germanistik und Anglistik studiert, an beiden Orten u.a. bei Dieter Henrich. Durch ihn wurde er wesentlich auf sein Lebensthema ‘Selbstbewusstsein’ geführt, aber auch bekräftigt und ermutigt zu lebenslangen Forschungen zur literarischen und philosophischen Frühromantik. Von 1971 bis 1981 war er zunächst Assistent, dann (ab 1977) Privatdozent am Lehrstuhl Herbert Antons an der Universität Düsseldorf, folgte 1982 einem Ruf auf eine Professur für *philosophie moderne et contemporaine* an der Universität Genf (Nachfolge Jeanne Hersch) und lehrte ab 1987 bis zu seiner Pensionierung am Philosophischen Seminar der Universität Tübingen. Mehrere Rufe ins In- und Ausland lehnte er ab und ist seit 2016 ‘Ständiger Gastprofessor’ an der Abteilung für Philosophie der Universität Bielefeld.

Vincenzo Gannuscio ist Professor für Deutsche Sprachwissenschaft am Dipartimento di Studi Linguistici e Culturali der Universität Modena und Reggio Emilia. Seine Forschungsschwerpunkte sind Orthographie und Graphematik, Kontrastive Grammatik im DaF-Unterricht, Sprachenpolitik und Politolinguistik. Zuletzt erschienen: *Von #HoloCough zu #GreatReset. Antisemitische Verschwörungstheorien um das Coronavirus*, in «Muttersprache», 132 (2022), S. 348-362; *La voce della (nuova) destra tedesca: la lingua della propaganda populista di ieri e oggi*, in M. D’Amico – M. Brambilla – V. Crestani – N. Fiano (a cura di), *Il linguaggio dell’odio. Fra memoria e attualità* (FrancoAngeli 2021), S. 107-122.

Vittorio Hösle, 1960 in Mailand geboren und von 1968 an in Regensburg aufgewachsen, 1982 in Philosophie promoviert und 1986 im selben Fach an der Universität Tübingen habilitiert, ist seit 1999 Professor für Germanistik, Philosophie und Politikwissenschaft an der University of Notre Dame. Von ihm sind neulich erschienen: *Mit dem Rücken zu Russland. Der Ukrainekrieg und die Fehler des Westens* (Verlag Karl Alber 2022); *Goethe und Dickens als christliche Dichter* (ebd. 2022); *Gott als Vernunft* (Springer 2021).

Sabine Hoffmann lehrt Deutsche Sprache und Didaktik für Deutsch als Fremdsprache an der Universität Palermo. Nach der Promotion in DaF zum Thema Projektunterricht habilitierte sie sich für Schulpädagogik mit dem Schwerpunkt Fremdsprachenforschung an der Philipps-Universität Marburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der videobasierten Kommunikation, Interaktions- und Unterrichtsforschung, multimodalen Gesprächsanalyse und qualitativen Forschungsmethodologien.

Fabian Lampart. Studium der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft in Augsburg, Sussex und Bologna, 2000–2016 u.a. an den Universitäten Göttingen, Oxford und Freiburg tätig; seit 2016 Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Potsdam. Forschungsschwerpunkte: Literatur und Wissen (Geschichte, Ökonomie); Literatur und Raum; Inter- und Transmedialität; Lyrik und Lyriktheorie; Literatur vom 18. bis 21. Jahrhundert. Seine Monographien: *Zeit und Geschichte. Die mehrfachen Anfänge des historischen Romans bei Scott, Arnim, Vigny und Manzoni* (Königshausen & Neumann 2002); *Nachkriegsmoderne. Transformationen der deutschsprachigen Lyrik 1945-1960* (De Gruyter 2013).

Maurizio Pirro è Professore ordinario di Letteratura tedesca all'Università di Milano. Con monografie, curatele, saggi, traduzioni ed edizioni di testi si è occupato di letteratura del Settecento, di cultura del 'fine secolo' e di letteratura contemporanea. Tra le sue pubblicazioni *Anime floreali e utopia regressiva. Salomon Gessner e la cultura del suo tempo* (Campanotto 2003), *Costruir su macerie. Il romanzo in Germania negli anni Cinquanta* (Graphis 2009), *Come corda troppo tesa. Stile e ideologia in Stefan George* (Quodlibet 2011) e *Piani del Moderno. Vita e forme nella letteratura tedesca del 'fine secolo'* (Mimesis 2016).

